This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573866 0

Paraskevúla

und andere Novellen

Engel
NGL

2/19 '26
EP

Paraskevúla

und andere Novellen

von

Eduard Engel

Stuttgart und Berlin 1907
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
236598A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1928 L

Alle Rechte vorbehalten

Inhalt

Seite

Paraskevúla 7

Die Feuerprobe 61

Ein Bekenntnis 91

Wand an Wand 151

Ausgewieſen 199

Ich und Es 261

Paraskevúla

I

Meinen wackeren Agojaten Fraklis aus Delphi hatte ich am Fuß der Gipfelwand des Parnaß beim weidenden Maultier gelassen und war allein zur Spitze hinaufgeklettert. Über rieselndes Geröll ging der Weg steil in den blauen, völlig dunstlosen Äther des Oktobertages hinauf, und ich mußte scharf achtgeben, um auf den rundlich gebogenen Sohlen der griechischen Bergschuhe in dem steinernen Gerinnsel fest zu fußen. Eine ziemliche Weile hörte ich noch durch die wunderklare Luft hinter mir des Fraklis schwermütige, ein wenig näselnde Singstimme, mit der er seit unserm Aufbruch aus Delphi im erbleichenden Mondenschein bis jetzt zur flimmernden Mittagstunde fast unaufhörlich sich und mir den beschwerlichen Weg verkürzt hatte. Kaum daß er sich unterweilen Zeit gelassen, seinem Maultier einen kräftigen Fluch zuzuschreien, wenn es gemächlich stehen blieb und eine vertrocknete Königskerze, ein Büschel längst abgeblühter Asphodelen oder eine hochstielige Bergdistel abrupfte.

Ich wußte ihn wohlversorgt in dem duftigen Thymian, drein er sich gebettet, mit dem leeren Rucksack unter dem Kopf, und hatte keinen Anlaß, von meinem steilen Kletterweg auf ihn zurückzublicken. Indessen ich meine poetische Erklimmung des Musenberges vollendete, holte er wohl drunten in guter Ruhe den zu früh unter-

brochenen Schlaf der vergangenen Nacht behaglich prosaisch nach.

Ein lindes Lüftchen umflatterte den höchsten Berggipfel, auf dessen felsigem Thron ich mir's im Anschauen der unsagbaren Pracht ringsum ohne jede Sorge um den mir bevorstehenden langen Tagesmarsch gut sein ließ. Fast mit einem Rundblick konnte das Auge hier alles einsaugen, was in alter und neuer hellenischer Geschichte hochgeheiligten Namen trägt. Hier saß ich auf dem erhabensten Sitz zwischen Delphi und Thermopylä, und nur eine halbe Kopfwendung brauchte ich gen Norden zu machen, so schimmerte fern an der thessalisch-türkischen Grenze das Schneehaupt des Olympos zu mir herüber, türmte sich daneben die Riesenpyramide der Ossa mit ihren steilen und darum schneefreien dunklen Wänden empor. Ein Blick niederwärts zeigte mir die Stelle am Malischen Meerbusen, wo zweimal im Zeitraum von zweiundzwanzig Jahrhunderten die tapfersten Griechenherzen an den Schwefelquellen von Thermopylä gegen die eindringenden übermächtigen Barbaren verblutet waren.

Erst als die sich mählich nach Westen neigende Sonne mich zum Aufbruch mahnte, warf ich einen Blick hinunter nach der Richtung, aus der ich gekommen, nach dem Korinthischen Golf und über ihn hinweg auf die rebenbekränzten Uferberge von Achaja. Dann betrachtete ich schaudernd den garstigen Geröllweg, auf dem ich zum Gipfel gelangt war, und verfolgte ihn Stück für Stück hinab in das Paßkesseltal, in dem ich meinen getreuen Fraklis samt seinem Mulari zurückgelassen; und endlich

trieb mich die Neugier, das Fernglas anzusetzen, um mich des Wohlbefindens von Mensch und Tier von hier aus zu vergewissern.

Richtig, er lag noch deutlich erkennbar im leuchtenden Sonnenschein neben dem Felsblock, auf dem wir gefrühstückt hatten und um dessen eine scharf vorspringende Kante der Leitstrick vielfach verschlungen und verknotet war, um das eigensinnige Mulari an seinen abenteuerlichen Gelüsten nach Seitensprüngen zu hindern. Ringsum kein andres lebendes Wesen, nicht drunten an der Schulter des Berges, nicht oben in Lüften. Kein Ton aus bewohnten Stätten stieg bis zu dieser Höhe. Zuweilen, wann ich gespannt hinunterlauschte, vermeinte ich wohl aus der Tiefe von mehr als tausend Fuß ein feines Gebimmel von des Mulari Halsglöckchen zu vernehmen; doch war das nur eine Täuschung des Ohres, an dem die große Einsamkeit dieser Gipfelwelt leise klingend vorüberzog.

Aber was ich jetzt durch mein altes gutes Glas sah, war keine Täuschung. Eine weiße Gestalt kam dort unten aus schwindelnder Tiefe in derselben Richtung den Paß herauf, aus der ich vor mehr als zwei Stunden zur Höhe geritten. Zu Fuß, mit gleichförmigem, etwas schleppendem Schritt kam sie daher auf dem ziemlich ebenen Wege, der am letzten Kegel des Parnaß unten vorbeiführte. Von hier aus gesehen war es wie ein geisterhaftes Schweben. Konnte das auch einer der schlanken Pferdehirten mit seinem weißvließigen Mantel sein, wie ich deren heute zwischen der Korykischen Höhle oberhalb Delphi und dem Paß schon so viele angetroffen, Tabak und Wein

mit ihnen geteilt, Rede und Gegenrede getauscht hatte? Ganz gewiß, wer sonst sollte so allein bis zu dieser Höhe dringen? Aber hatten mir nicht gerade die Hirten unterwegs gesagt, daß sie ihre Tiere, die berühmten Schimmel des Parnaß, nur selten so weit hinauf weiden ließen, weil es in trockener Jahreszeit hier arg an Wasser gebräche?

Jetzt stand die wandelnde weiße Gestalt drunten still, und ich konnte deutlich beobachten, wie sie sich umschaute, als hätte sie den Weg verfehlt und wüßte nicht mehr aus und ein. Aber dann wieder schwebte sie entschlossen vorwärts, kam näher und näher jenem grünen Fleckchen in der Steinwüste, wo mein Mann und sein Tier ruhten, und jetzt hatte sie den Schlafenden erblickt und war stehen geblieben. Aber nun sah ich sie auch deutlicher als vorher, dicht unter mir, und wurde gewahr, wie ihr langes, loses schwarzes Haar bis zum Gürtel niederflutete, vom Winde, der über den Paß wehte, leicht hin und her getrieben. Ich unterschied das knielange Übergewand der griechischen Frauen von dem kurzen Hirtenmantel und wußte, daß ein Weib dort unten seinen einsamen, wilden Weg ging.

Als sie ein paar Schritte vor dem Schlummerplätzchen meines Führers angelangt war und ihn offenbar bemerkt hatte, blieb sie wieder stehen; dann tat sie noch einen Schritt vorwärts: vielleicht wollte sie ihn wecken. Endlich kauerte sie sich nieder, zog ein weißes Kopftuch übers Haar und verharrte regungslos im brütenden Sonnenschein.

Beim Niedergleiten über das rieselnde Gestein hatte

ich mit mir selber genug zu schaffen und konnte nicht nach dem fremden Menschenkind in der Tiefe ausschauen. Erst nach einer halben Stunde anstrengenden Springens und Rutschens und Stapfens kam ich so nahe, daß ich nun auch mit bloßen Augen die beiden Menschen und das Tier unterschied, und dann stand ich endlich so dicht über ihnen, daß ich sah, das fremde Geschöpf war ein ganz junges Weib, wohl noch ein Mädchen, ein halbes Kind.

Iraklis war längst wach, denn ich hörte ihn wieder singen. Vielleicht hatte er sich inzwischen mit der Fremden ausgeplaudert; wenigstens saßen sie auf demselben flachen, niedrigen Felsblock, wenn auch durch eine schickliche Entfernung voneinander getrennt. Das Maultier stand gesattelt und gezäumt für mich wieder bereit, unser bißchen Gepäck war aufgeladen und festgeschnallt, und ich hätte ohne weiteres aufsitzen und weiterreiten können. Die Fremde hatte mir kaum das Gesicht entgegengewandt, als ich auf sie zutrat und sie mit dem Landesgruß: „Gesundheit dir!“ begrüßte; doch erwiderte sie den gleichen Gruß, wiewohl mit tonloser Stimme — der Stimme einer Sterbensmüden, so dünkte mir. Und doch sah diese kindliche Frau nicht aus wie eine Schwerkranke. Freilich ein feines blasses Gesichtchen, aber griechische Mädchen haben selten gerötete Wangen. Die Blässe schien wohl auch stärker, als sie wirklich war, durch die überreiche Fülle des rabenschwarzen Haares, das ihr Gesicht so breit umrahmte, daß von den Ohren nichts, von den Wangen nur ein schmaler Streifen zu sehen war. Und als sie ihre Augen mir langsam zukehrte, da wußte ich, warum sie mir den Eindruck einer Todkranken gemacht hatte: nie

im Leben hatten mich so große hoffnungslose Augen mi einem so todessehnsüchtigen, abwesenden Blick angeschaut Ein unaussprechliches Leid, ein tragisches Grauen lauer ten darin und sahen mich so untröstlich-traurig an, daß ich ganz vergaß, ja kaum ein Weib vor mir zu haben nur ein erwachsenes Kind.

Und doch, seltsam: wie ich sie so mit einem Blick überflog, indessen sie wieder gleichgültig an mir vorüber ins Leere starrte, konnte mir ein gewisser Widerspruch unjugendlicher, entstellender Fülle in ihrer Gestalt nicht entgehen, so zartgliedrig und kindlich sie im übrigen erschien. Ein reifes Weib mußte sie sein; jedenfalls ein Weib und kein Mädchen, denn sie war unverkennbar gesegneten Leibes.

* * *

Während ich den Sattelgurt und die hänfenen Steigbügel vorsichtig prüfte für den mir als recht gefährlich geschilderten Niederritt zu den Thermopylen, stand jene immer noch regungslos an den Felsblock gelehnt mit schlaff niederhängenden Armen. Fraklis war ein unermüdlicher Sänger, aber das Reden war nicht seine Sache, und das ungefragte Reden nun gar nicht: so ließ er mich denn ruhig gewähren und wirbelte seine dicke Zigarette aus einem Mundwinkel in den andern. Nur als ihm meine Vorsicht ein wenig übertrieben vorkam, sagte er ein kurzes, beruhigendes: „Gut ist's!" und dann fragte er: „Gehen wir?" — „Gehen wir!" erwiderte ich, schwang mich in den Sattel, und dann zu Fraklis: „Und diese Frau?"

„Die geht mit uns hinunter."

Es mußte also wohl so seine Ordnung haben, und da ich nichts dagegen einwenden konnte, daß sie bei uns blieb, so fragte ich nicht weiter, rief dem Tier das ermunternde „Embrós" (vorwärts) zu und begann den Abstieg.

Zu spät kam mir jetzt, wo ich sie vor mir, dem Berittenen, zu Fuß den Felsenweg niedersteigen sah, der reuvolle Gedanke: hättest sie aufs Tier einladen sollen; doch sie schritt rüstig vorauf, und der Gedanke schwand, wie er gekommen.

Ich war lange genug in diesem Teil Griechenlands hin und wider gewandert, um auf der Stelle die Fremdartigkeit auch in der Kleidung dieser Frau zu bemerken. Daß sie nicht aus Phokis stammte, war mir klar: der schilfgrüne Mäanderſaum ihres langen Übergewandes unterschied sie deutlich von der Frauentracht Mittelgriechenlands. Jetzt ging sie mit mutigen Schritten in kurzer Entfernung vor mir her, und ich konnte sie unauffällig nach Belieben betrachten. Wie sie in ihrem Zustand es nur aushielt, so rüstig auszuschreiten! Und in welcher Haltung! Nicht rechts, nicht links wandte sie das Gesicht; immer geradaus, als sähe sie irgendwo in blauen Fernen ein winkendes Ziel, dem sie zustrebte. Keinen Blick warf sie auf die bunte Pracht der Schmetterlinge, die uns in erstaunlichem Gewimmel umflatterten. Die Bergcyklamen dufteten in solcher Fülle um uns, daß alle Gehänge wie märchenhafte hellviolette Teppiche leuchteten. Iraklis pflückte mir ganze Arme voll der lieblichen Blumen; aber die Fremde bückte sich nicht ein einziges Mal, um eine zu brechen und sich ins Haar zu stecken, wie sonst griechische Frauensitte ist. Sie trug nichts in

ihren Händen, nicht das kleinste Bündel, nicht Stock noc Stecken. Ihre rotledernen Tsaruchia (Bergschuhe) ware zerfetzt und glichen lose um die Füße hängenden San dalen. Und darin ging sie, ohne sich um die Steine un Schründe dieser ungeheuerlichen Felsentreppe sonderlic zu kümmern, mit der Sicherheit einer Schlafwandlerin vorauf, und mein kräftig ausschreitendes Mulari überholte sie nicht.

Absichtlich hielt ich mein Tier ein wenig zurück, um ihr einen kleinen Vorsprung zu lassen und, von ihr nicht gehört, nun doch meinen Iraklis auszufragen. Sie war sicherlich kein gewöhnliches Menschenkind, und kein gemeines Menschenschicksal trug sie mit sich an Leib und Seele. Schon eh' ich eine Ahnung dessen hatte, was hinter ihr lag, was vor ihr drohte, quoll in meinem Herzen tiefes Mitleid auf mit dem armen stolzen Wesen, das da vor mir den Berg hinabschritt, umflossen vom Adel eines großen Unglücks.

„Woher kam sie?" fragte ich den Agojaten.

„Von Arachowa."

Arachowa liegt am östlichen Abhange des Parnaß und mindestens acht Wegstunden von der Paßhöhe, an der ich mit ihr zusammengetroffen.

„Dort ist sie aber nicht zu Hause?" fragte ich weiter.

„Nein, Herr, sie hat dort nur die letzte Nacht geschlafen."

So hatte sie also den weiten Weg in einem Zuge zu Fuß gemacht, fast einen weiteren, wenn auch weniger beschwerlichen, als den ich in gleicher Zeit von Delphi reitend zurückgelegt!

„Und woher stammt sie?"

„Das ſagt ſie nicht."

„Haſt du ſie gefragt?"

„Ja, aber ſie ſagt es nicht; ſie ſagt gar nichts."

„Und wohin will ſie?"

„Das ſagt ſie auch nicht. Hinunter, meint ſie nur, ans Meer, weiter nichts." Und dann nach einer Pauſe: „Ich glaube, Herrchen, ſie iſt verrückt." Er ſah mich bei dieſen Worten forſchend an, ob ich nicht auch dächte, das ſeltſame Geſchöpf ſei verrückt; doch ich zuckte nur die Schultern und erwiderte nichts.

Jäher und jäher wurde der Abſtieg, der Stunde um Stunde durch dichten Edeltannenwald hinabführte. Kurz vor Agorjani, dem noch hoch am Parnaß klebenden Oberdorf dieſes Namens, war es, als bei einer ſcharfen Wegewendung zuerſt das purpurblaue Meer zwiſchen den Thermophylen und der Othrys im abendlichen Sonnenglanz heraufleuchtete. Ich hatte meine Karte ausgebreitet und ließ das Maultier raſten, um behaglich Umſchau zu halten über das neue Landſchaftsbild, und ſpähte nach dem nördlichen Ufer des Maliſchen Meerbuſens aus, wo der Karte zufolge das Hafenſtädtchen Stylida, mein Reiſeziel für einen der nächſten Tage, liegen mußte. Da hörte ich aus der Tiefe des Weges dicht unter mir ein leiſes Aufſchreien und dann ein Weinen wie von einem kranken Kinde. „O, mein Gott, o mein Gott!" ſtöhnte es herzbrechend —: dem armen Weibe mußte ein Leid geſchehen ſein. In wenigen Augenblicken hatten wir ſie erreicht, ich war vom Tier geſprungen, und nun ſah ich ſie wieder. Sie hatte ſich unter einem hohen Myrtenbuſch der Länge nach niedergeworfen und blickte mit dürſtenden Augen in

die Richtung, woher der schmale blaue Meeresstreif zw
schen den hier besonders hochstämmigen Lorbeerbäum
aufblitzte.

„Bist du krank, Schwester?"

Sie hob nach griechischer Art zur Verneinung d
Kopf in den Nacken, sah mich aber nicht an.

„Warum weinst du aber und jammerst zu Gott? Bi
du krank, so sag's und laß uns dir helfen."

Statt der Antwort wies sie mit der Rechten, ein
schmalen, dünnen Leidenshand, hinüber auf die wei
schimmernden Pünktchen am Nordufer des Meeres un
fragte: „Wie heißt der Ort drüben? Ist das schon Wolos?

„Nein, das ist Stylida."

„Und Wolos, sieht man es nicht?"

„Nein, Schwester, das können wir von hier noch nich
sehen, das liegt am Fuße jenes Berges." Und ich zeigt
auf den lang hingestreckten Rücken des Pelion, der fas
den ganzen nördlichen Horizont abschloß.

Dumpf stöhnte sie auf, ließ den Kopf in die Händ
fallen und rührte sich nicht mehr. Ein Zittern aber durch
flog ihren Körper, und mir war's, als unterdrückte sie
mit Heldenmut ein immer wieder ausbrechendes leiden-
schaftliches Schluchzen. Sie hier liegen zu lassen, indessen
der kühle Abendwind von den Berggipfeln niederschnob,
wäre unmenschlich gewesen. Augenscheinlich war sie für
heut am Ende ihrer Kräfte, und ihr Weinen war vielleicht
nur die Folge übermenschlicher körperlicher Anstrengung.
Das mindeste, aber auch das einzige, was ich für sie
tun konnte, war, ihr für den Rest des Tagemarsches bis
nach dem Unterdorf Agorjani mein Tier anzubieten; dort

gab es Menschen, hilfreiche Frauen, vielleicht sogar so etwas wie einen Arzt, — man konnte weiter sehen.

Ich kniete neben ihr in das Myrtengebüsch und rührte ihr sanft die Schulter: „Du bist sehr müde, Schwester?"

Sie nickte leicht.

„Aber hier kannst du nicht bleiben, die Nacht sinkt nieder, und es wird kalt werden. Steig auf mein Mulari und sei guten Muts."

Sie hob den Kopf, sah mich voll an und wollte etwas erwidern. Ihre blassen Lippen zitterten, und große klare Tränen flossen über ihre verhärmten Wangen. Dann hob sie sich mit dem Oberkörper vollends in die Höhe, streckte mir die Rechte entgegen, und ehe ich mich dessen erwehren konnte, hatte sie meine Hände ergriffen und wild geküßt. „Charistó" (ich danke), hauchte sie, „du bist gut."

Fraklis stand verlegen lauschend neben uns und beguckte bald sie, bald mich aus verwunderten Augen. Endlich fragte er mich: „Was machen wir mit ihr, Herr?" — Er hielt sie noch immer für verrückt.

„Aufs Mulari helfen wir ihr, Bruder, und meinen Mantel kannst du auch gleich losbinden, denn sie wird ihn nötig haben, bis wir hinunterkommen."

Und so taten wir. Sie ließ sich jetzt wie ein fügsames schwaches Kind in den Sattel heben, nahm auch den wärmenden Mantel hin, und so zogen wir zu Dreien durch die schon dämmernde Schlucht, vorüber an manchem gespenstig in den Abendhimmel ragenden verbrannten Fichtenbaum, unter mächtigem Platanenlaub, durch Lorbeerhaine und Myrtenbüsche, tiefer und tiefer zum Fuße des Berges hinab.

Ich ging neben dem Maultier, um die Fremde vor den überhängenden Baumzweigen zu warnen, unter denen der Weg entlang führte, denn sie achtete mit halbgeschlossenen schweren Lidern nicht auf den Weg vor ihr, noch auf die Menschen und Dinge um sie. Nur so oft ich ihr einfach „bück dich!" rechtzeitig zurief, folgte sie mechanisch meinem Ruf. Endlich fragte ich sie, um sie aus ihrem Brüten zu wecken: „Kennst du Leute in Agorjani?"

Wieder erhob sie verneinend das Haupt.

„Aber du mußt dort übernachten. Weiter können wir heute nicht reiten."

Sie seufzte und machte eine Bewegung, als ob sie sprechen wollte. Aber erst nach einiger Anstrengung überwand sie wirklich ihre Scheu und flüsterte, indem sie sich seitwärts zu mir niederbeugte: „Wenn ich ein wenig geruht habe — —"

„Nun was dann, Schwester?"

„Dann möchte ich weiter."

„In der Nacht?"

„In der Nacht! Der Mond kommt bald."

Beinah hätt' ich jetzt laut dasselbe gesagt, was Iraklis offenbar dachte, denn er blinzelte mich verschmitzt an: sie ist doch verrückt. — In ihrer Stimme aber bebte etwas, was nicht nach Wahnsinn klang oder doch nur nach dem Wahnsinn eines unheimlichen, zielsicheren Entschlusses.

„Du findest den Weg nicht, Schwester; mein Führer hat mir gesagt, der Weg von Agorjani über die Berge drüben nach den Thermopylen ist zu schwer zu finden. Bleib bei uns, morgen ziehen wir weiter."

„Ich will nicht nach den Thermopylen, Herr, ich will nach Wolos.“

Armes Närrchen, dacht' ich, mit deiner griechiſchen Geographie iſt es ſchwach beſtellt; wie kannſt du anders als durch die Thermopylen nach Theſſalien gelangen? Aber noch klangen mir ihre letzten Worte in den Ohren nach; ich wiederholte ſie ſtillſchweigend und fragte mich, wo ich dieſen Tonfall und manche fremdartige, weichere Wortform ſchon gehört haben mochte. Es klang ungewohnt, und doch hatte ich es in meinem Leben ſchon einmal genau ſo gehört. Wo war's nur geweſen? — Das wachſende Dunkel zwang mich, des Weges zu achten, und riß mich aus meinem Nachſinnen.

Es war mittlerweile wärmer geworden, und wir waren in eine der ſchützenden Falten am Fuße des Parnaß auf der Nordſeite gekommen, in der kein Lüftchen ging. In großen Kehren ſenkte ſich der Weg zu Tal. Schon zeigten ſich vereinzelte Ölbäume mit ihrem ſilbergrauen Laub und den wunderlich zerſpaltenen Stämmen. Auch Weinfelder mit reifen, ſchwarzen Trauben zogen ſich zu beiden Seiten des Weges die Hänge hinab, und mein Fraklis brach nach ſchöner Landesart vor den offenen Augen der auf freiem Felde beim Keltern beſchäftigten Winzer gemütlich die größten Trauben für ſich, ſeinen Fremden und deſſen Schützling. Rauchwolken kräuſelten ſich vor offenen Kochfeuern über die Felder hin. Hier und da blaffte uns ein ſpitzzahniger Hund an und mußte durch einen drohend aufgehobenen Stein zur Ruhe geſcheucht werden. Freundliche Abendgrüße ſchollen herüber und hinüber. Das Ziel des Marſchtages konnte nicht mehr fern ſein.

Ich sagte das der Reiterin; da bemerkte ich zu meiner Überraschung, daß sie von einem mäßigen Laib groben schwarzen Bauernbrotes, das sie in der Gürteltasche getragen haben mußte, mit einem der buntstieligen plumpen peloponnesischen Messer sich ein Stückchen abschnitt und davon aß. Ich hatte mich den Weg entlang so in den Gedanken hineingelebt, ein ganz außerordentliches Wesen neben mir reiten zu sehen, daß ich mir nicht beikommen ließ, sie möchte am Ende eines so langen Marsches Hunger empfinden wie ein anderer Mensch. Und als das Mulari gerade in diesem Augenblick durch einen flinken, gurgelnden Bergbach trappelte, bat sie mich sogar, es anzuhalten, sie wolle absteigen und trinken. Ich hieß sie ruhig im Sattel bleiben und reichte ihr von dem klaren Bachwasser zur Genüge in meinem Reisebecher. Als ich ihr aber eine der pfundschweren Trauben mit den großen süßen Beeren hinaufreichte, wies sie die mit einer so entschiedenen Handbewegung zurück, daß ich wohl ein gerärgertes Gesicht machte, denn sie fügte gleich darauf mit entschuldigender Betonung hinzu: „Ich esse nur Brot."

„Und du trinkst nur Wasser?" fragte ich ein wenig spöttisch.

„Ich trinke nur Wasser, Herr," erwiderte sie mit ernstem Gesicht.

„Hast du ein Gelübde getan, nur Brot und Wasser zu genießen, Schwester?"

„Kein Gelübde, Herr, aber seitdem ich unterwegs bin — —" Sie stockte und ließ dann wieder den Kopf auf die Brust sinken.

Fraklis war aus seinem Entsetzen über die verrückte

Reisegefährtin allmählich wieder zu sich gekommen. Die süßen Trauben und die Nähe des Nachtquartiers hoben seinen Mut, und so fing er denn wieder seinen Singsang an, zunächst allerlei ernste und lustige Zweizeiler, die lustigen nach der Art des griechischen Bauernvolkes in ebensolchem Leichenbitterton wie die ernsten.

Die Reiterin verzog keine Miene, verriet durch keine Bewegung ihre Teilnahme. Wie sie so vornüber gebeugt im Sattel saß, umrahmten die langen Strähnen schwarzen Haares gleich einem Trauerschleier das bleiche Gesicht und hingen über das weißwollene Oberkleid nach allen Seiten fast bis zum Sattel nieder.

Jetzt begann Fraklis ein neues Lied, das in ganz Griechenland wohlbekannte furchtbare „Tragudi" von der armen Konstantina. Durch die linde Abendluft klangen die schluchzenden Verse wie ein Totenklagelied und brachen sich an den Felswänden der Bergesfalte, in der wir einherzogen. Und also sang er:

„Nicht du bist schuld, o Kóstena, nicht du, unselige Arme, —
Die hündische Schwiegermutter nur, die dich ins Bett getrieben.
‚Bereite, liebe Schwieger, dir, bereite dir das Lager,
Denn heut noch kehrt dein Kostas heim zu süßem Liebeskosen.'"

Beim ersten Verse schon hatte sich die Reiterin im Sattel zurecht gesetzt und dem Sänger einen scheuen Blick zugeworfen. Ihre Unruhe steigerte sich bis zum Entsetzen, als Fraklis, ohne ihrer zu achten, mit Singen fortfuhr, indem er von Zeit zu Zeit eine Weinbeere in den Mund schob —:

„Und dort, im frühsten Morgengraun, zwei Stunden vor der Sonne,
Verspürte sie auf ihrer Brust den Druck der Silberknöpfe
Und wußte, Kostas war das nicht, es war der — —"

„Siópa!“ (ſchweig), ſchrie auf einmal die Reiterin dem Führer zu, ſo laut und zornig und traurig zugleich, daß er mit offenem Munde ſtehen blieb, keinen Ton mehr vorbrachte und das Weib ängſtlich anſtarrte, als werde ſie im nächſten Augenblick nach Art böſer Geiſter ihm ein Leid antun. Dann aber ſich beſinnend ſchüttelte er ſeinen gutmütigen Lockenkopf, ſah mich ſanft lächelnd an und ſagte nur: „Hab' ich nicht recht gehabt, Herrchen?“

Jedoch die Unterbrechung hatte ihre Wirkung getan; er wagte nicht einmal, das Lied, das die Reiterin ſo furchtbar erregt hatte, bis ans Ende zu ſingen. Und ſo rückte unſere kleine Karawane bald nach der ſiebenten Abendſtunde in dem Unterdorf Agorjani ein, eben als hinter den Höhen von Euböa die Vollmondſcheibe in den ſchwarzblauen Himmel ſchwebte.

II

Bei einem Gevatter meines Fraklis, dem reichſten Bauern des armen braunen Hüttendorfes Agorjani, dem Panagiotis Purnarás, fanden wir freundliche Aufnahme nach gaſtlicher Landesſitte. Trotzdem weigerte ſich die fremde Frau, über die Schwelle zu treten, vielmehr kauerte ſie ſich auf dem hohen Treppenſöller vor der Tür zum obern Geſchoß nieder. Der Panagiotis mit ſeiner behenden, neugierigen kleinen Frau, der Marigo, hörte mit allen Zeichen des Schreckens des Fraklis Erzählung von der Art, wie jene ſich plötzlich zu ihm geſellt und wie ſie ſich unterwegs gegen uns benommen. Furchtſam ſegnete und bekreuzte die junge Mutter ihre drei auf dem Eſtrich ſpielenden Kinderchen vor dem geſpenſtigen Weſen draußen an der Schwelle. Doch wagte ſie nicht, es hinwegzuweiſen.

„In der Mittagſtunde iſt ſie zu dir gekommen?“ fragte mit ſcheuem Blick Panagiotis meinen Führer.

„Ja, es war ſo um die Mittagſtunde, — nicht wahr, Afendi?“

Ich beſtätigte, daß ich das Weib plötzlich um die Mittagſtunde hätte über den Paß kommen ſehen.

Da ſtand der Bauer auf, ſchloß behutſam die Tür, nachdem er der draußen Sitzenden überhöflich zugerufen: „Zum Guten!“, um ihren etwaigen unheimlichen

Absichten freundlich zu begegnen, und flüsterte mir ins Ohr: „Sie ist eine Neraïde."

„Du meinst?"

„Ja gewiß, Afendi; bedenke: um die Mittagstunde, wann alle Geister umgehen! Sei froh, Frakli, daß sie dir nicht einen Schlag gegeben, wie das die Neraïden mit den Schläfern um die Mittagzeit tun, sonst lägest du noch mit zerbrochenen Gliedern oben am Parnaß.

„Vielleicht ist sie doch keine Neraïde," wandte Fraklis sinnend ein. „Sie aß Brot und trank Wasser, und sie weinte, und das tut keine Neraïde; auch glänzen ihre Kleider nicht wie die von Neraïden, sie sind zerrissen und schmutzig. Sie wird nur irgend so ein Luftphantasma sein; was meinst du, Afendi?"

„Ich meine, sie ist ein armes, unglückliches Weib und überdies schwangeren Leibes; wir müssen sie hereinholen und betten, denn morgen will sie weiter nach Wolos."

Die beiden Männer und die Bauernfrau schwiegen und blickten einander verlegen an. Keines wagte, zu der Fremden hinauszutreten und sie anzureden. Es war nicht Hartherzigkeit; insonderheit leuchtete der jungen Wirtin bei meinem Hinweis auf den hilfebedürftigen Zustand des fremden Geschöpfes das Mitleid aus den schwarzen Augen, wie sie zur Tür blickte. Dennoch war ihr Grauen vor der unheimlichen „Welt da draußen" noch größer, wie der heutige Grieche alle jene unfaßbaren Wesen bezeichnet, von denen das Christentum ihm nichts sagt und an die er doch ebenso fest glaubt, wie seine heidnischen Vorfahren es getan haben. Und nun saß draußen vor ihrer eigenen Schwelle im schimmernden Mondeslicht

solch ein Wesen, und noch dazu eines, von dem man nicht einmal wußte, welcher Gattung es angehören mochte.

„Herrchen, Herrchen!" rief Fraklis mir warnend zu, als ich selbst zur Tür schritt und den breiten Eisenriegel zurückschob.

„Laßt mich allein mit ihr, mir tut sie nichts," sagte ich und trat hinaus auf den Söller.

Sie saß noch regungslos da, wie wir sie verlassen hatten; aber eingeschlafen war sie nicht, denn beim Biegen und Knarren der dünnen Holzbretter des luftigen Söllers hob sie den Kopf und versuchte zu lächeln, als sie mich wiedererkannte. Sie schien in mich ein wenig mehr Zutrauen zu setzen als in ihre eigenen Landsleute.

* * *

Es war ganz still im Dorf geworden; die müden Winzer waren zur Ruhe gegangen. Nur mein Mulari ließ beim willkommenen Abendfutter aus wohlgefüllter Krippe drunten im Vorhof zuweilen sein Halsglöckchen ertönen.

Im blendenden Mondesglanze leuchteten alle Bergspitzen rundum, und gen Norden, wo das Meer tief ins Land hinein spülte, blitzte ein langer Streifen flüssigen Silberlichtes auf. Große kalte Sterne glitzerten erbarmungslos aus weltfernen Höhen auf dieses einsame Weib. Der schnelle Bergbach murmelte sein eintönig Lied, heimelig rauschten die vielen Röhrenbrunnen im Dorf, sonst lag die Welt im Schlummer.

„Du mußt zu uns ins Haus kommen, Schwester," sagte ich ihr leise, gab aber meiner Stimme einen gewissen Ton der Strenge.

„Ich kann nicht, Herr."

„Ei was, warum sollst du nicht können?"

„Ich kann nicht bei den Menschen sein."

„Es sind gute Menschen, komm!"

„Ich weiß, Herr, aber ich kann nicht."

„Weißt du, was sie von dir denken?"

„Nichts Ärgeres, als was ich bin."

„Sie halten dich für ein Gespenst, für eine Neraïde."

Sie mußte doch lächeln. Dann schwieg sie eine Weile und blickte zu den Felsenhöhen hinauf, von denen wir heute niedergestiegen. Endlich sagte sie mit einem schnellen Entschluß: „Weißt du denn, wer ich bin?"

„Wie soll ich das wissen? Ich bin ja ein Fremder."

„Woher bist du? Aus England?"

„Nein, aus Deutschland."

„Aus Deutschland — ja, das kenne ich auch! unser Lehrer hat uns auch von Deutschland gesagt. Das ist das Land, woher die Königstochter, unsere Sofia, kommen wird, nicht wahr?"

„Ja, das ist es."

„Dann wirst du von mir schon gehört haben, sie kennen mich überall: ich bin die Paraskewúla!"

In ihrer Stimme bebte ein Ton, der mich durchschauerte. Es war so wunderlich, so tragisch-lächerlich, aber ich konnte mir nicht helfen, es machte mir denselben Eindruck wie jener Vers furchtbarer Offenbarung: „Vernimm, ich bin aus Tantalus' Geschlecht!" Nur hatte sie keinerlei Gebärde nach der Art einer Theaterheldin dabei gemacht, sondern sie hatte sich nur still von dem Söller aufgerichtet, war dicht vor mich hingetreten und sah mir

ins Gesicht, als wollte sie mir daraus meine Gedanken über sie saugen. Dann wiederholte sie leise: „Die Paraskewúla, weißt du, die aus Siderókastro in der Mani —"

Aus der Mani war sie also! Darum hatte ich auch gleich den fremden und mir doch bekannten Klang ihrer Sprache gemerkt; mein Ohr hatte in den drei Jahren, seitdem ich die Mani durchzogen, doch nicht alles vergessen. Aus der Mani, im fernsten Süden des Peloponnes, war sie und wohl gar den ganzen Weg bis hieher —. Ich setzte meine Gedanken laut fort und fragte: „Du kommst jetzt geraden Weges aus der Mani?"

„Geraden Weges, Herr."

„Und wohl gar zu Fuß?"

„Wie sollt' ich anders? Ich ging weg, wie ich war, nur ein Brot und ein Messer nahm ich mit. Später haben sie mir unterwegs ein Stück Brot geschenkt, wann ich drum bat. Ich ging gleich, als ich seinen Brief bekam."

„Wessen Brief denn, Paraskewúla, Ärmste?"

„Wessen? Das weißt du nicht? Hat es denn nicht in allen Zeitungen gestanden?"

„Was weiß ich hier unterwegs von Zeitungen!"

„Dann kennst du auch ihn nicht?" fragte sie mit großen erstaunten Augen.

„Wen denn?"

„Meinen Kostas!"

„Nein, den kenn' ich nicht. Wie heißt er denn weiter?"

„Du kennst den Kostas nicht?!"

„Ich sagte dir: nein, Schwester; wie sollte ich?"

„Kostas Papadopulos kennst du nicht?" sagte sie mit ungläubigem Staunen.

Scherzend antwortete ich: „Er ist wohl dein Gatte?“ Doch übel bekam mir mein Scherz, denn fassungslos aufschluchzend sank das unselige schöne Geschöpf zu meinen Füßen in die Kniee und wimmerte: „Nein, er ist es nicht, — nein, er wird es niemals sein! — O Kostas, mein Armer, — o Kostas, mein Geliebter, — wo bist du, mein Augenlicht, mein Seelchen, mein Held?!“

Ich war mit meiner Männerweisheit zu Ende. Wollte sie mir von selbst nichts weiter sagen, — abfragen mochte ich nichts, denn noch tiefer als ihre Verzweiflung war ihre Scham, und Männer sind in solchen Fällen nichts nütze.

„Soll ich die Frau, die Marigo, zu dir herausrufen? Sie ist gut. Sag ihr, was du mir nicht sagen willst.“

„O nein, Afendiko, lieber dir, du bist gut zu mir gewesen den bösen Weg hieher.“

„Wohl, so sag mir, was du zu sagen hast, und kann ich dir helfen, so helf' ich.“

„Mir kann niemand helfen, Herr!“ Sie sagte das ganz ruhig, ohne die Stimme zu erheben.

„Gott kann dir helfen, Schwester.“

„Auch Gott nicht, Herr.“

Es durchrieselte mich kalt bei ihren Worten: eine Griechin, die in ihrer Not nicht auf Gott hofft!

„Glauben sie bei Euch in Germanía auch an unsern Gott?“

„Gewiß Schwester, an den nämlichen.“

„Und wenn sie zu ihm beten, so hilft er ihnen?“

„Ja, wenn die Menschen es verdienen.“

„Bei uns hilft er nicht, Herr! — Nein, bei uns nicht.

Ich h a b e gebetet; o Herr, w i e habe ich gebetet! Jeden Tag und jede Nacht, seitdem das Unglück geschah. Und Kostas hat mir geschrieben, — sie holte aus den Falten ihres Oberkleides ein ganz zerknittertes Stück Papier —, wie auch er gebetet hat; aber alles hat nicht geholfen. Wollt Ihr es wissen? Euch möcht' ich es sagen." — Ihr Atem ging hastig, es trieb sie zum Sprechen, sich einer mitfühlenden Menschenseele anzuvertrauen. „Ja, ich muß es einem Menschen sagen, sonst erstick ich. — Nein, helfen könnt Ihr mir auch nicht, nicht einmal der König kann mir helfen. Ich hab' ihm geschrieben, aber er hat sagen lassen, er will nicht helfen. Doch sagen muß ich es jemandem. Kommt hinunter, hier könnten sie uns hören — dort hinunter."

* * *

Ich nahm sie bei der Hand und stieg mit ihr die schwankende Stiege hinab in den Hof, wo die große Kufe hoch mit Trauben gefüllt für den werdenden Most dastand. Ein feiner Weingeruch durchdüftete die weiche Abendluft, und ein leises perlendes Schäumen stieg aus den gärenden Trauben zum Rand empor. Neben dem Faß bis zur Hofmauer schimmerten die auf grober Zeltleinwand zum Trocknen ausgebreiteten, schneeigen Flöckchen der Baumwollblüten. Eine lange plumpe Mulde lag umgestülpt am Boden, hart an der Treppe, und bot uns beiden einen engen Sitz nebeneinander.

„Ich wollte lieber hier erzählen," sagte Paraskewúla, „oben ist es so hell," und sie zog ihr Kopftuch über die schwarzen glänzenden Haarwellen, so daß ich, halb

abgewandt wie sie saß, kaum etwas von ihrem Gesicht erblickte. —

„Ja, Herr, seit zwölf Tagen bin ich jetzt unterwegs," begann sie. „Es kann aber auch ein Tag mehr sein oder einer weniger, denn ich bin schwach im Kopf geworden und kann nicht mehr gut zählen. Am Tag immer die Sonne und Nachts wenig Schlaf, da verlernt man das Zählen."

Dann unterbrach sie sich: „Hast du — hast du eine Schwester?"

Ich bejahte. Sie atmete erleichtert auf: „Dann kann ich erzählen, und du kannst es verstehen. — Er hat keine Schwester gehabt."

„Du meinst den Kostas?"

„Den Kostas? Nein. Freilich, der hat auch keine, aber der hat ja mich gehabt. — Ich meine den andern."

„Welchen andern?"

„Den kennst du auch nicht? Nun ja, wie solltest du? Wassilis hat er geheißen!" — Sie spie bei dem Namen aus. „Der Hund! Der Werwolf! In fremder Erde wird er verfaulen! — Nein, nicht verfaulen, die Erde wird ihn nicht verzehren, ein Werwolf soll er werden!" Sie zitterte vor Haß und Zorn am ganzen Leibe. „Ja, das wird er! Ich hab' es ihm am Kreuzweg zugeflucht, und das wenigstens haben ‚Die da draußen' erhört. — Ja so, ich wollte dir erzählen. Es ist besser, daß du es jetzt weißt, als daß du es später erfährst, und falsch dazu. Und du nimmst mich morgen wieder mit dir?"

„Das tu' ich, und wenn du es so eilig hast, schaff' ich ein Tier für dich und wir reiten beide."

„Das willst du für mich tun, Herr?! O ja, tu' es. — Eilig? — O, ich wollte, ich wäre gleich dort, in diesem Augenblick! Vielleicht ist es schon zu spät, heut ist noch Zeit, morgen vielleicht schon zu spät! O mein Gott! O mein Christus! O allerheiligste Jungfrau!" —

„Und wenn du mir alles erzählt hast, so tust du nach meinem Wunsch und legst dich bei der guten Marigo zur Ruhe, damit du morgen gesund weiter kannst?"

„Ja, Herr, das versprech' ich dir." Sie reichte mir ihre kalten, zitternden Hände.

„Dich friert, Paraskewúla, du solltest ein wenig Wein trinken und dich stärken."

Ich wollte mich erheben.

„Bleib sitzen, Herrchen, ich bin stark genug, ich muß nur ein wenig ruhen. Ich brauche keinen Wein, Kostas hat auch keinen. Sie geben ihm nichts als Brot und Wasser, warum sollt' ich da wohl Wein trinken? Bei uns in der Mani trinken wir selten Wein; die Mani ist kein Land für Wein, Herr."

„Ich weiß, Paraskewúla; aber Pallikaren gibt es dort in Menge."

„Weißt du das?" Und ihre Augen blitzten. „Ja, die gibt es genug, und Kostas war der beste Pallikare. — Aber woher kennst du die Mani?"

„Närrchen, woher man sie eben kennt: ich bin dort gewesen."

„Auch in Siderókastro?"

„Nein, leider nicht, aber in Pyrgos, in Kulumia, in Kitta — —"

„O, auch in Kitta!" Und ein Freudenglanz über-

huſchte ihre Züge. „Von Kitta war ja auch mein Koſtas, aber er konnte dort nicht bleiben, ſie waren alle zu arm, und ſo kam er nach Siderókaſtro und baute ſich eine Schmiede. Ja, ein Schmied war der Koſtas. Welch ein guter Schmied! Er machte Meſſer und machte Senſen und Hacken und Sägen und Spaten, und einmal hat er einen ganz neuen Pflug geſchmiedet, beſſer als die fränkiſchen Pflüge, und Reifen um die Räder und um die Eimer, und was machte er nicht! Und die Schmiede war gerad unſerem Hauſe gegenüber, dem Hauſe des Papás (Prieſters), meines Vaters, weißt du. Aber eigentlich war ich nicht ſein Kind, ſondern nur ſein Seelenkind."

„Sein Seelenkind?"

„Nun ja, du weißt, wenn jemand ein fremdes Kind zu eigen nimmt, ſo heißt es bei uns ſein Seelenkind. Ich bin ein Unglückskind geweſen vom erſten Tage meines Lebens. Mein Vater ſtarb vor meiner Geburt, in Kalymnos beim Schwammfiſchen, ertrunken; meine Mutter ſtarb zwei Tage nach meiner Geburt, und nur ich blieb leben, ich Unglückſelige! Da erbarmte ſich die Papadiá (Prieſterfrau) und nahm mich zu ſich, denn ſie hatte keine eigenen Kinder. Zu mir ſind aber keine Miren (Schickſalsgöttinnen) gekommen, um mich zu ſegnen, denn es war niemand da, um ſie zu bewirten, und ſo ſind ſie garnicht gekommen; du weißt wohl, Herr, ohne das kommen ſie nicht, oder ſie ſegnen nicht.

„Nun, alſo das mit dem Koſtas! Ich war ſchon fünfzehn Jahre alt, als er nach Siderókaſtro kam, und gleich den erſten Tag ſah ich ihn, als er den Papás beſuchte, der ein Halbvetter ſeines Vaters war. Er war ein wunder-

schöner Mensch, der Kostas; aber das war kein Wunder: sein Großvater war der Sohn einer Neraïde gewesen. Manche glauben nicht dran, manche sagen, es gibt gar keine Neraïden; ich aber weiß es besser: es gibt Neraïden.

„Der Kostas war groß wie ein alter Hellene, wie ein Gigandas, und stark, Herr, stark wie ein Löwe; ein Eisenmensch, sag' ich dir. Und dabei so gut, so gut, keinem Menschen hat er je was zuleide getan. Für jeden hatte er einen Scherz, und nun gar für die Kinder! Für die machte er tausend Teufeleien aus Blech und Holz in seiner Schmiede. Gerade die Kinder mocht' er so gern, und darum sag' ich, es ist gelogen, was sie von ihm sagen, erfunden und gelogen, und er schreibt es ja auch selbst, daß es gelogen ist. Hier in seinem Brief steht es, daß er unschuldig ist an des kleinen Jannaki Tode. —

„Wer der Jannakis ist? Du wirst es schon erfahren, Herr, laß mich nur erzählen.

„Ich hörte also den Kostas alle Tage der Woche in der Schmiede hämmern und sah ihn am Sonntag in der Kirche, und er sah mich auch. Und wenn es zum Tanze kam draußen auf der Tenne, so wußte er es immer so einzurichten, daß wir beide zuerst das Taschentuch faßten*) und so den Tanz anführten. Und er war der beste Tänzer im Dorf, aber auch der beste Ballwerfer und der klügste Jäger, und weil er ein Fremder war, ärgerten sich manche Burschе; die meisten aber mochten ihn doch gern, denn Kostas besserte ihnen die Flinten aus, wenn

*) Das griechische Landvolk kennt keinen Paaretanz, sondern nur Reigentänze, bei denen ein Vortänzer die erste Tänzerin an einem von beiden gehaltenen Taschentuch führt.

ſie entzwei gingen, und die Piſtolen und die Meſſerklingen.

„Am meiſten aber haßte ihn der Waſſilis, weil er merkte, ich tanzte am liebſten mit dem Koſtas, und früher hatte manchmal der Waſſilis mit mir getanzt. Er war der Sohn des Antoniadis, des Reichen, des Dimarchen, und darum glaubte er, das Seelenkind des armen Papás müßte überglücklich ſein, daß er Augen auf mich machte. Ich aber kümmerte mich nicht ſo viel um ihn wie ein Kürbiskern, denn du mußt wiſſen, — —“ ſie ſtockte und ſpielte verlegen mit den Fingern — „Koſtas hatte mir ſchon geſagt, daß er mich heiraten wollte, ſobald er ſich ein Haus neben der Schmiede gebaut. Sonſt aber wußte niemand davon, nicht einmal die Papadiá, obwohl die ſich etwas dachte. Er hatte es mir geſagt, als ich einen Melkeimer holen ging, um den er einen neuen Reifen gelegt hatte. Und als er mir den Eimer gab und ich fragte, wieviel der Reifen koſte, da ſagte er mir, daß er gar nichts koſte, wenn ich einen andern Reifen von ihm annehmen wolle, und damit gab er mir dieſen hier, den er ſelbſt geſchmiedet; iſt er nicht ſchön, Herr?“

Sie zeigte mir einen breiten, dünnen Stahlreifen an ihrem rechten Mittelfinger mit allerlei gar nicht übel eingeritzten Figürchen, einem Herzen, einem Pfeil und einem lodernden Feuer.

„Das war nun gut, und eine ſchöne Zeit fing an. Im März war es, und gleich darauf begann Koſtas ſein Haus zu bauen, ein ganz hohes mit einer ſteinernen Treppe davor, und oben drüber ſollte ein Turm ſtehen, und ein Zimmer ſollte ſogar im Turm ſein, ganz ſo wie

die Häuſer in Kitta ſind, ſagte er, wo alle Pallikaren ſolche Turmhäuſer haben. Die Leute wußten nicht recht, warum er zu bauen anfinge, denn für ihn allein war in der Schmiede Platz genug. Der Waſſilis aber dachte ſich, wie es war, und als ich mit Koſtas am erſten Oſtertag wieder auf der Tenne getanzt hatte, lachte Waſſilis höhniſch und ſagte abſeits, ſo daß nur ich es hören konnte: ‚Bettler und Bettlerin taugen zuſammen.‘ Als er jedoch ſah, daß ich böſe wurde und vom Tanzplatz gehen wollte, kam er mir nach und gab mir gute Worte und bat und beſchwor mich, ihn zum Manne zu nehmen, denn er könne ohne mich nicht leben. Und wenn ich es nicht täte, ſo gäb' es ein Unglück. Was ſollte ich ihm antworten? Ich ſagte, er ſolle nie wieder ſo etwas reden, ſonſt werde ich's dem Koſtas ſagen. O, hätt' ich nur das nicht getan! Aber im Mai ſollte ja ſchon die Hochzeit ſein oder im Juni, und warum ſollte der Waſſilis es da nicht auch wiſſen? Damals wußten es auch ſchon der Papás und die Papadiá und waren es zufrieden. Wenn man einen Menſchen lieb hat und er hat einen wieder lieb, kann es da nicht die ganze Welt wiſſen?

„Der Waſſilis aber lachte höhniſch auf, ſpie aus und ſagte dann: Der Koſtas kriegt dich nicht, der Bettler! Ich werde dich kriegen! — Da wurd' ich aber zornig und ſtieß ihn mit der Fauſt vor die Bruſt und rief: Kein andrer ſoll mir je die Fingerſpitzen berühren als Koſtas allein! — O, Herr, was für ein Geſicht machte Waſſilis da! Wie ein Werwolf, ſag' ich dir. Ganz weiße Augen, und die Zähne ſpitzten ſich nur ſo hinter den offenen Lippen. Aber feig war er wie ein Hund, wie ein

verfluchter Türke, denn nun bat er mich, ich ſollte dem Koſtas nichts verraten, er wollte auch nie wieder die Augen zu mir erheben, nur dem Koſtas ſollt' ich es verſchweigen; verriete ich ihn, ſo ginge es dem Koſtas ſchlecht, und wenn er ihn von hinten erſchießen müßte! Wie ich den feigen Schuft ſah und hörte, ekelte er mich ſo, daß ich ihm alles verſprach, nur um ihn loszuwerden. Ich ſagte aber auch dem Koſtas nichts davon. Zehnmal nahm ich es mir vor, und zehnmal unterließ ich es. Was willſt du, Herr: der Waſſilis war eben der Sohn des Dimarchen, und wenn Koſtas ſich mit jenem etwas zu ſchaffen machte, ſo konnte ihm der Vater das Leben in Siderókaſtro böſe und bitter machen, und das Haus war ſchon halb fertig, — alſo ich ſchwieg. Der Waſſilis aber tat ſo, als ob er mich nicht mehr kennte und ſeine Gedanken von mir abgewandt hätte, ſo daß ich wieder ganz froh wurde. Und dann auf einmal kam das Unglück über mich und den Koſtas! —"

Sie ſaß mit weit aufgeriſſenen Augen da und ſtarrte in die Mondesſcheibe. Ich wagte ihr nichts zu ſagen.

„In der Nacht vor dem heiligen Irenentage hatte ich von Mäuſen geträumt, und die Papadiá ſagte gleich, das bedeute ein Unglück. Koſtas jedoch, dem ich es erzählte, lachte mich aus: in Kitta glaube man an ſo was nicht, da bedeute das Träumen von Mäuſen, daß man viele Kinder bekommen werde. Und er lachte und neckte mich ſo, daß ich mich ſchämte, denn bis zu unſrer Hochzeit waren noch zwei Wochen; ſie ſollte am erſten Junitag, am Freitag, einem Glückstag, ſein, — und ich gab ihm einen Klaps auf die Hand. — O, Herr, und das war das Letzte, was ich Koſtas angetan: geſchlagen hab' ich

ihn! Und seitdem haben meine Augen ihn nicht wieder gesehen! —

„Kostakis rief mir noch nach: ‚Viele, viele!‘ und lachte.— Er war immer ein lustiger Bursche gewesen, und das war das Letzte von seiner Stimme, was ich vor dem Unglück gehört, denn gleich darauf stieg ich zum ‚Eisenberg‘ hinan, wo der Papás sein kümmerliches Gerstenäckerchen hatte, um dort die reifen Halme zu schneiden. Sie sagen aber nur so: ‚Eisenberg‘, denn es wächst dort kein Eisen, nur weil sie mal vor langen Zeiten, vor dreißig und vierzig Jahren, alte eiserne Schwerter und Lanzen dort in der Erde aufgefunden, nennen sie ihn den Eisenberg.

„Gut, wie ich so auf dem Felde bin und schneide und schneide und noch an meinen Traum denke und an Kostakis' lustige Worte und so vor mich hin lache, hör' ich hinter mir etwas übers Feld schleichen. Ich dreh' mich um, doch seh ich nichts, und weiter hinaus war der Blick durch die blühenden Rosenlorbeern verdeckt. Denk' ich, es wird ein Hase gewesen sein oder ein Bergfuchs, und schneide weiter. Da schleicht es wieder, dann springt es mich an, und eh' ich mich umdrehen kann, hat mich einer von hinten um den Leib gepackt und mich zur Erde niedergeworfen und mich geküßt, daß ich nicht schreien konnte, und mir vor Schmach und Ekel beinah die Sinne vergingen. Der Wassilis war es, der mich einsam hatte hinaufgehen sehen, und in dessen Hände war ich nun gegeben. Sein Gesicht war wie ein Hahnenkamm so rot, und seine Augen blitzten wie Schlangenaugen. Ich wehrte mich, so gut ich konnte, und schlug ihn mit der Faust ins Gesicht, daß ihm das Blut aus der Nase floß. Aber da kam die Wut

über ihn, noch stärker als zuvor, und er brüllte mich an: ‚Haben will ich dich oder ich töte dich!‘ und dabei wollte er mich packen und mich bezwingen — —“

Sie schwieg vor Scham und Abscheu. Oben ging die Haustür mit leisem Knarren: die Bäuerin hatte sich ein Herz gefaßt, wie sie unten hatte sprechen hören, und durch ein Spältchen hinausgeblickt. Ich rief ihr zu: „Wir kommen bald, mir geschieht nichts.“

Paraskewúla fuhr fort: „Er bezwang mich nicht, denn damals war ich noch stark, und ich hielt seine Hände und biß hinein, daß er vor Schmerz und Wut aufheulte. Endlich gelang es ihm, mich von sich zu schlenkern, und dann griff er meine Hände mit seinen Fäusten und schleppte mich hinter sich drein übers Feld den Eisenberg hinan, immer höher, bis mir die Sinne schwanden. Er trug sein Gewehr über dem Rücken, dasselbe, das Kostas ihm erst vor wenigen Tagen wieder in Ordnung gebracht, dem Hunde! Ich hab' um Hilfe geschrieen und die Allheilige angerufen; aber das Feld ist über eine Stunde vom Dorf hoch am Berge gelegen, — wie sollte mich da jemand hören? Und als er merkte, daß ich von Sinnen sei und mich nicht mehr wehrte, schleppte er mich bis nahe zur Spitze des Eisenberges und dann über den Kamm nach der andern Seite hinüber, wo es wieder zum Meer hinabging. Dort wußte er Bescheid, denn er hatte dort oft gejagt, und endlich schleppte er mich in eine tiefe, niedrige Höhle, wie deren am Eisenberg und in der Mani überall so viele sind. Es war aber so finster darin wie in einem Sack. Er warf mich zur Erde und drückte mich mit aufgestemmtem Knie nieder, daß ich vermeinte, mir bliebe

der Atem weg und ich müßte gleich sterben. Dann band er mir mit seinem Flintenriemen die Füße zusammen, daß ich nicht weglaufen konnte, ganz wie einem Lamm, das man zu Ostern schlachten will. — Du weißt, Herr, es kommt bei uns in der Mani vor, daß ein Bursch ein Mädchen raubt und in die Berge schleppt; aber nur, wenn ihre Eltern nicht zugeben wollen, daß er sie heirate. Nachher geben sie es bald zu, und dem Burschen geschieht nichts. Warum auch? Wenn die beiden unter sich einig sind, warum soll er sie nicht wegschleppen, wenn er sie mit guten Worten von den Eltern nicht kriegen kann? Aber nie hat einer in der Mani getan, was jener Teufel an mir getan, nie und zu keiner Zeit. —

„Was in Siderókastro inzwischen und nachher geschehen, das hab' ich erst später erfahren, erst als ich vor das Gericht nach Sparta gerufen wurde, um Zeugnis abzulegen über den Wassilis und den Kostas. — Als dieser am Abend hörte, ich sei vom Eisenberg nicht zurückgekommen, suchte er mich zwei Nächte und zwei Tage lang. Er kannte aber die Höhlen am Eisenberg noch nicht so gut wie die anderen. Einmal war er mir so nahe, daß ich seinen Ruf hören konnte; aber der Wassilis hielt mir den Mund mit seinem Gürtel zu, daß ich nicht antworten konnte und meinte, ich müßte ersticken.

„Dann ging Kostas zum Dimarchen, um sich mit dem zu besprechen, was zu geschehen habe, und daß er ihm helfen solle, mich aufzusuchen. Damals dachte Kostas noch nicht an den Wassilis, aber im Hause des Dimarchen merkte er bald, wie die Sache stand. Der Wassilis hatte von seiner hündischen Absicht zu dem zweiten

Bruder, dem Nikolaos, der allein zu Hause war, kein Hehl gemacht, und dieser freche Hund — sie waren alle eine hündische Familie, Herr — sagte dem Kostaki ins Gesicht: ‚Die Paraskewúla wird wohl ihre Hochzeit mit dem Wassilis in den Bergen halten; die hat es fein angestellt; hättest dich beeilen sollen.‘ Als Kostas diese Worte vernahm, hat er den Niko bei den Schultern gepackt und gegen die Wand geworfen, daß sie beinahe geborsten ist, und hat ihm zugeschrien: ‚Sterben mußt du, und ihr alle müßt sterben, wenn es so ist. Willst du mir sagen, wohin dein Hund von einem Bruder die Paraskewúla geschleppt hat?‘ Der Niko hat entweder nichts von dem Versteck gewußt, oder er hat nichts sagen wollen, und wie er schwieg, hat Kostas ihn um die Kehle gepackt und gewürgt, bis er blau im Gesicht wurde und dann schwarz und dann tot umfiel. Darauf hat Kostas seine Flinte genommen und ist wieder zu dem Eisenberg hinaufgezogen. Ich hab' ihn wieder rufen hören und auch dem Wassilis hat er zugerufen: ‚Komm her, du Hund, du Gottverfluchter, daß ich dich erwürge wie deinen Bruder!‘ Und er hat seine Doppelflinte dreimal abgefeuert, um mir ein Zeichen zu geben; aber wieder hat mir der Wassilis den Mund zugehalten, daß ich nicht rufen noch mich rühren konnte.

„In der Nacht aber nach diesem Tage, als ich vor Kummer und Elend fest eingeschlafen war, da — da hat er mich bezwungen und hat mich in dieses Unglück gebracht, worin du mich jetzt siehst.“ — Sie hatte sich von mir noch weiter abgewandt, als sie mir dieses Gräßlichste erzählte, und nur mit Mühe vernahm ich die Worte, die sie sprach.

„Und jetzt, Herr, weißt du, warum ich ging und ging und mich nicht sorgte um das Gewürm, das ich in meinem Schoß trage; — warum ich mich verfluche und was in mir ist, und nicht wünsche, die Stunde zu erleben, wann ich das Kind jenes Teufels ans Licht gebären muß." —

„Ärmste!"

„Noch nicht, Herr, noch nicht! Höre nur, was alsdann geschah."

„Mit Kostas?"

„Ja, mit Kostas! O, der Pallikare, der Löwenherzige! Das erste, was geschah, als er verzweifelt vom Eisenberg ins Dorf zurückkam, war, daß er dem Dimarchen begegnete. Der lauerte schon auf ihn mit seinen beiden Söhnen Lukas und Dimitri und noch drei Anverwandten, um ihn zu fangen und ihn vors Gericht nach Sparta zu schleppen. Als ob Kostas sich nur so fangen und schleppen ließe! Noch eh' der Dimarch ihn gesehen, hatte Kostas schon seine Flinte angelegt und ihn mitten durch die Brust geschossen. Dann schlug er den Dimitri, den dritten Bruder, mit dem Flintenkolben nieder, daß ihm das Hirn herausdrang, und fort war er. Von den Kugeln, die ihm die anderen nachschossen, traf ihn keine, Gott ließ das nicht zu.

„Dann hat er Tag für Tag auf der Lauer gestanden; aber die Hunde wagten sich nicht mehr vor die Tür. Jedoch was tut Kostas, Herr? Neben dem Hause des Dimarchen hat ein hoher, hoher Walnußbaum gestanden mit langen, dicken Ästen, die sich bis über das Dach hinbreiteten. In der Nacht, wie es ganz dunkel ist, schleicht Kostas sich unter den Baum, die Hofhunde fahren auf ihn los und bellen, bis das Haus innen lebendig wird,

ſo viele überhaupt noch von den Teufelsſöhnen lebendig waren: noch zwei und außerdem der kleinſte, Jannakis; aber der war erſt ſieben Jahr alt und hatte noch kein Böſes getan. Koſtas läßt die Hunde bellen und klettert auf den Wallnußbaum und von dort aufs Dach, und wie der Lukas und der andre Sohn, der Spiro, mit den Gewehren vor die Tür treten, ſehen ſie niemand. Die Hunde aber bellten wie toll zu dem Baum hinauf. Da fingen ſie an, in das Geäſte hineinzuſchießen, denn ſehen konnten ſie nichts, weil es rabenfinſter war. Und ſie riefen den kleinen Jannakis und ſagten ihm, er ſolle ihnen mit Fichtenſpänen leuchten, daß ſie den Koſtas vom Baum herunterſchöſſen. Indeſſen aber iſt Koſtas aufs Dach geſtiegen, hat die Schindeln abgeriſſen, iſt in den Bodenraum geſprungen, und dann hat er ſich in den untern Flur geſchlichen, und wie der Jannakis mit den brennenden Fichtenſpänen draußen leuchtet, hat er den Lukas und den Spiro aus ihrem eigenen Hauſe heraus durch den Rücken geſchoſſen. Er hat auch den Jannakis geſehen, wie der ſich hinter die ſteinerne Treppe verkroch; dem Knaben aber wollte er nichts zuleide tun, nachdem er die Männer alle erſchoſſen. Seht, Herr, darum ſag' ich, er iſt unſchuldig an dem Tode des kleinen Jannakis, denn wenn er auch den hätte töten wollen, hätt' er ihn nicht gleich getötet?"

„Aber Jannakis iſt doch getötet worden?" wandte ich ein.

„Nein, nicht getötet worden, — hier lies, was Koſtas mir geſchrieben hat und was er den Richtern in Wolos geſagt hat, aber ſie haben es ihm nicht

glauben wollen, und doch hat Kostas in allem die Wahrheit gesagt."

Sie zog aus ihrem Oberkleid denselben zerknitterten Brief, den ich schon einmal gesehen, zeigte mir die Stelle, und ich las, mich ins Mondlicht vorbeugend, die von ihren Tränen und von den mannigfachen Falten im Papier halb vernichteten Sätze in sehr unorthographischem, aber kernigem Mainotengriechisch: „Was sie davon erzählen, daß ich den Jannakis, den Kleinen, auch getötet habe, das glaube du nicht, meine Paraskewúla, denn es ist gelogen. Ich hab' es den Geschworenen und den Richtern erzählt und wieder erzählt, wie es war, aber sie haben es mir nicht geglaubt. Gott weiß es besser. Wär' er größer gewesen und älter, so hätt' ich es getan, aber ich habe nur die Männer getötet, nicht einen Knaben, dessen Herz noch nichts Böses wußte. Und wenn ich jetzt zu dir lüge, Paraskewúla, so soll die Erde mich nicht verzehren! — Mit des Jannaki Tod aber ist es so zugegangen. Ich schlich nach jener Nacht, da ich die beiden letzten Hunde erschossen, immer Abends im Zwielicht ums Dorf, um zu erspähen, ob sie dich gefunden oder ob der Wassilis zurückgekehrt sei. Einmal hab' ich auch deinen Vater, den Papás, draußen bei den Oliven angetroffen und ihn befragt; das kann er dir nur bestätigen. Und wie ich eines Abends, es war ein paar Tage nach dem Begräbnis der beiden, so heranschleiche und mich hinter der Kirche verberge, denn hinein getraute ich mich nicht, da seh' ich den Jannaki auf der obersten Kirchentreppenstufe stehen, und er springt im Spiel die Stufen herunter und wieder hinauf, wie es Kinder ja in der Art haben. Ich bleibe eine

Weile verborgen hinter dem Feigenbaum an der Kirche, und wie ich denke, der Jannaki sieht mich nicht, will ich mich davon machen. Da erblickt er mich plötzlich, wie er eben herabspringen will, erschrickt und schreit auf und fliegt die Stufen hinunter und überschlägt sich dabei und fällt mit dem Kopf vornüber gerade auf die Kante der untersten Stufe und bleibt auch gleich tot liegen: und in dem Augenblick seh' ich eine große schwarze Schwalbe über das Kirchdach fliegen, dann war sie verschwunden. Du siehst also, daß es der Charos selber war, der den Jannaki getötet hat, und nicht ich; denn der Charos kommt manchmal über die Menschen wie ein Adler, manchmal aber auch wie eine Schwalbe, und ich denke, bei den kleinen Kindern wird er wohl als Schwalbe kommen. Du weißt ja auch, was der Charos zu seiner Mutter sagt, und was sie bei uns singen:

Find' ich wo drei, so nehm' ich zwei, und find' ich zwei, — den einen,
Und find' ich einen ganz allein, so nehm' ich diesen einen.

Und so ist es mit Jannaki gegangen und nicht anders, und darauf will ich sterben, wenn es dem Könige so gefällt." — —

„Ich glaube, was Kostas schreibt," und ich sagte ihr damit keine Unwahrheit.

„Sei gesegnet, du und deine Mutter und Schwester! Die Richter und die Herren in Athen und der König haben es nicht geglaubt.

„Zwei Tage noch und zwei Nächte hielt mich das Untier gefangen in der Höhle, aber er hat nicht mehr gewagt, mich anzurühren. Ich hatte ihm, als ich in jener Nacht erwachte und die Knöpfe seiner Jacke auf meiner Brust fühlte, einen Ohrlappen abgebissen. Er hatte mir die

Füße binden können und auch die Hände, aber meinen Zähnen konnte er nicht Gewalt antun. Am dritten Tage ging er weg und ließ mich gebunden halbtot liegen. Ich hatte seit zwei Tagen nichts getrunken und nichts gegessen; ich wollte mich verhungern lassen, nachdem mir solche Schande angetan. Als ich aber Stimmen vernahm, Hirten, die über den Berg kamen und unwissentlich am Eingang der Höhle vorübergingen, da erwachte in mir die Lust zu leben und mein Dorf wiederzusehen und meinen Kostas, und ich schrie, bis sie mich suchten und fanden. Und dann erfuhr ich alles in Siderókastro, nur von Kostas und Wassilis wußte niemand zu sagen, wo sie geblieben waren. Hätt' ich nicht immer noch gehofft, Kostas werde zurückkommen, obgleich sie einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatten, fünfhundert Drachmen, — nicht einen Tag länger hätte ich gelebt. So aber wartete ich, ob ich nicht etwas von Kostas hören möchte. Der aber war verschwunden, als hätten ihn die Tártara der Erde verschluckt, und auch von dem Hund, dem Wassilis, hörten wir nichts. Es kamen aber Richter und Oberrichter und alle solche Leute nach Siderókastro, und ich mußte selber bis nach Sparta hinabgehen und dort Zeugnis ablegen. Nur das, was mit mir in der Höhle am Eisenberg geschehen war, sagte ich ihnen nicht. Und als zwei Monate vergangen waren, da kam eines Tages der Steuereinnehmer von Gythion ins Dorf, und der erzählte, was vor einer Woche geschehen war und was sie nach Athen und in die andern Städte geschrieben hatten mit dem Telegraphen: der Wassilis war entflohen vor der Rache des Kostas, als er erfahren, was mit seinem Vater und seinen sämtlichen

Brüdern geschehen war. Und er war immer weiter nach Norden geflohen, nach Korinth und noch weiter, und endlich war er nach Thessalien gekommen, wo früher die Türken wohnten, und da glaubte er in Sicherheit zu sein. Jedoch der Kostas war ihm auf der Spur; er hatte erfahren, aus den Zeitungen, — denn er kann lesen, mein Kostas —, was ich vor den Richtern erzählt und daß ich dem Wassilis das Ohrläppchen abgebissen, und viele Leute hatten unterwegs solch einen Verwundeten gesehen, und so ging Kostas immer dem Gerede der Leute nach. Und endlich in Wolos am Hafendamm, wo sie die Eisenbahn entlang gezogen haben, da sah Kostas den Wassilis, wie er, um sich Brot zu verdienen, an den eisernen Wagen schob; er sprang auf ihn los und stieß ihm sein Messer in den Nacken, daß es vorn am Hals herauskam, und der Hund fiel nieder unter die eisernen Wagen, und die rollenden Räder fuhren über ihn weg und schnitten ihm den Kopf ab. — Das erzählte der Steuereinnehmer in Siderókastro beim Papás. Ich stand dabei und tat einen lauten Freudenschrei, — und in dem Augenblick fühlte ich zum erstenmal, wie das Kind jenes toten Hundes sich in meinem Schoß regte!"

* * *

Die besorgte Bäuerin erschien mit einem brennenden Kienspan oben auf dem Söller und leuchtete nach uns.

„Gleich, Schwester!" rief ich ihr zu, aber mir war die Kehle wie zugeschnürt, daß sie mich kaum verstand. Sie blieb oben stehen und leuchtete sorgend weiter.

Ich erhob mich und nahm Paraskewúla bei der Hand, so daß auch sie aufstand.

„Du fragst mich nicht, was mit Kostas geschah, Herr?“ sagte sie mit hinsterbender Stimme.

„Was soll ich noch fragen, Schwester, Ärmste?“

„Ich muß dir's aber sagen, damit du wissest, warum ich gehe und gehe. Sie haben Kostas gerichtet und haben ihn zum Tode verurteilt, und das Schiff mit dem Halsbeil darauf und mit dem Henker und den Soldaten holt ihn ab von Wolos, wo er im Gefängnis sitzt, und es wird ihn nach Gythion führen, und dort schneiden sie ihm den Kopf ab, bloß weil er den Jannaki getötet habe, und doch ist er ganz unschuldig daran. Das mit dem Vater und den andern Hunden wollten ihm die Oberrichter und der König verzeihen, und sie hätten ihm das Leben gelassen und ihm nur die Freiheit genommen; nun aber nehmen sie einem Unschuldigen das Leben! Vor zwei Wochen aber oder so bekam ich einen Brief von ihm, diesen hier, darin bittet er mich, ich möchte nach Wolos kommen, er wolle mich noch einmal im Leben sehen. Und wie ich den Brief bekommen habe, bin ich aufgestanden und bin fortgegangen, immer nach Norden, und habe nach Wolos gefragt, und nun, wenn ich hinkomme, wer weiß — —“

„Morgen reiten wir, so schnell uns die Tiere tragen können, und nun komm und ruh dich, damit du morgen bei Kräften seiest.“

Ich faßte ihre Hand; sie ließ sich führen ohne Widerstand, und so stiegen wir zu der doch ein wenig furchtsam zurückweichenden Bäuerin die Treppe hinauf und fanden ein jedes unsere Lagerstätte bereitet, so gut die bunten Teppiche und Decken über harten Brettern sie darboten.

III

Vor Tau und Tage saßen wir auf, diesmal auf zwei Maultieren, denn es war meinem findigen Iraklis noch zu später Abendstunde gelungen, in dem Bergdörfchen beim Schenkwirt ein Reittier für Paraskewúla aufzutreiben. Ich hatte ihm und meinen bäuerlichen Gastfreunden nur mitgeteilt, daß sie nach Wolos eile, um einen sterbenden Anverwandten zum letztenmal zu sehen, und daß sie im übrigen keine Neraïde, sondern ein ganz gewöhnliches, nur sehr unglückliches Menschenkind sei. Als ich sie beim erblassenden Schein des Mondes am Brunnen, dran sie sich gewaschen, unten im Hofe begrüßte, sagte sie mir, zum erstenmal, seit sie auf dieser Wanderschaft sei, habe sie geschlafen wie früher als Kind, bevor das Unglück über sie hereingebrochen: „Ich habe mein Herz erleichtert, indem ich dir alles erzählt habe, darum habe ich geschlafen."

Ich zwang sie, ein winziges Täßchen der schwarzen, duftenden Brühe zu trinken, die man in Griechenland, mit mehr Recht als sonstwo, Kaffee nennt; mein Hinweis auf die Unmöglichkeit, sonst bei guten Kräften schnell vorwärts zu kommen, genügte, um sie zu allem gefügig zu machen. Nur Wein rührte sie unterwegs nicht an, und ich drang nicht in sie. Als wir zum Meer hinunterstiegen, an den Abhängen des Kalidromos entlang durch die Thermopylen ritten, und sie die blauen Wellen nahe

zur Rechten schimmern sah, wurde sie hoffnungsvoller: „Wolos liegt am Meere," sagte sie. Sie hatte es sich wie etwas Selbstverständliches gefallen lassen, daß ich ihr das Maultier stellte, und sie dankte mir nur noch durch ein liebliches Neigen des Kopfes, als ich ihr sagte, in Stylida sollte das Reiten aufhören, dort würde ich sie auf ein Schiff bringen und die Überfahrt nach Wolos für sie bezahlen. Sie nahm jetzt von mir einen jeden Gefallen mit jener feinen, stillen Anmut hin, die dem freudigen Geber das lästige Entgegennehmen lauten Dankes reich ersetzt.

Müde kamen wir zu noch späterer Stunde als Tags zuvor nach fünfzehnstündigem Ritt, nur unterbrochen durch eine kurze Mittagsrast in den Thermopylen, in Lamía, der Hauptstadt der Doppelprovinz Phokis-Phthiotis, an. Ich brachte Paraskewúla in dem ganz ordentlichen kleinen Gasthof des Nestes unter und ließ ihr ein herrschaftliches Zimmer geben zum Staunen des Wirtes, der große Augen machte, als er die zerrissenen Schuhe und die abgenutzten Kleider des fremden Weibes sah. Doch hütete ich mich, ihm zu sagen, wer sie sei, sprach nur von einer armen unterwegs getroffenen Frau aus dem Peloponnes, die zu ihrem Manne nach Wolos wolle und die ich unter meinen Schutz genommen, weil sie in ihrem Zustand unmöglich länger zu Fuße wandern könne.

Ich hatte sehr wohl daran getan, denn wie ich mich Abends mit einigen Offizieren im Speisezimmer des Gasthauses unterhielt, vernahm ich eine Nachricht, die Paraskewúla, wenn sie davon erführe, sogleich aufgescheucht und noch bei Nacht und Nebel hinausgetrieben

hätte. Es war das Stadtgespräch des schläfrigen Nestes, wie es zur Stunde wohl das Stadtgespräch in jedem griechischen Orte war, wo es eine Telegraphenanstalt gab: Kostas, der fünffache Mörder, war aus dem Gefängnis in Wolos ausgebrochen, war eine Woche verschollen gewesen und gestern mittag in Stylida wieder ergriffen worden, also etwa zur selben Stunde, als ich Paraskewúla auf dem Abhang am Parnaß zum erstenmal erblickt hatte. Jetzt war er wieder doppelt gefesselt auf dem Regierungsdampfer, der auf telegraphischen Befehl sofort von Wolos eingetroffen war, und morgen mittag sollte die traurige Fahrt auf dem Henkerschiff südwärts gehen, der Küste der Mani zu und dann nach Gythion. Das griechische Gesetz schreibt nämlich vor, daß jeder Mörder an oder nahe der Stätte, wo er seine Bluttat verübte, sie auch büßen muß, und so gibt es denn nach Zwischenräumen einiger Jahre in Griechenland das entsetzliche Schauspiel des wandernden Fallbeils, das samt dem Henker und den Verurteilten auf einem Kriegschiff von Hafen zu Hafen gefahren wird.

Ich war mit einer allgemeinen Empfehlung des leitenden Ministers an alle ihm unterstellten Behörden ausgerüstet und zum erstenmal auf dieser Reise machte ich davon Gebrauch. Noch am späten Abend telegraphierte ich an den Kapitän des Dampfers, der den lieblichen Namen „Die Nachtigall" führte, ich würde am Vormittag des nächsten Tages mit der Paraskewúla, die ich zufällig unterwegs angetroffen, in Stylida anlangen und bäte ihn, mir und meinem Schützling den Besuch des Schiffes und seines Hauptinsassen zu gestatten. Ich berief mich

auf die Empfehlung des Miniſters, die ich mitbrächte, und bat um ſofortige Antwort. Kaum eine Stunde drauf kam auf meine dringende Anfrage die höfliche Gewährung und die Bitte, vor zwölf Uhr Mittags in Stylida zu ſein.

Und ſo geſchah's. Paraskewúla hatte bis in den hellen Morgen hinein geſchlafen; ihre Blicke leuchteten, als ſie ein gut beſpanntes Wäglein vor dem Gaſthaus ſtehen ſah zur eiligeren Fahrt nach Stylida, denn dorthin gab es ſchon eine gute Fahrſtraße. Leider war das Amtsgeheimnis von dem Telegraphenbeamten nicht gewahrt worden, denn als wir in den Wagen ſtiegen, hörte Paraskewúla aus der neugierig umſtehenden Menge mitleidige Rufe: „Das iſt die Paraskewúla, die Ärmſte! Gott erbarme ſich ihrer!" — Aber bald waren wir den Hügel, auf dem Lamía liegt, hinunter und rollten, von einer dichten weißen Staubwolke gefolgt, auf das ſchon von hier ſichtbare Stylida los. Und jetzt erzählte ich ihr vorſichtig und ſchonend, was ich wußte, — wie der Zufall es glücklich gefügt, daß ſie ſchon in wenig mehr als einer Stunde ihren Koſtas ſehen werde. Ich hatte mich auf einen ſtürmiſchen Ausbruch ſchmerzvoller Freude gefaßt gemacht, auf Tränen und Geſchrei und Heiligenbeſchwörungen. Sie wurde aber ganz ſtill, ſchloß vor dem deutlich herüberſchimmernden Stylida die Augen, und alle Zeichen tödlichen Grauens ſtanden auf ihrem ſtummen Geſicht.

„Du freuſt dich gar nicht, deinen Koſtas wiederzuſehen, Paraskewúla?"

„Ich weiß nicht, Herr, ich weiß nicht," und ſie ſchlang in ratloſer Aufregung die Finger ineinander.

„Zwei Wochen biſt du gewandert über die Berge und

durch die Schluchten, und jetzt weißt du nicht, ob du dich freuen sollst?"

„O Herr, ich kann mich nicht freuen, — ich fürchte mich so."

„Vor dem Schicksal, das den Kostas erwartet?"

„Nein," flüsterte sie, „nicht mehr davor, das hab' ich ja längst gewußt."

„Was hast du sonst zu fürchten?"

„Den Kostas!" sagte sie nur, ohne das Haupt von der Brust zu erheben.

„Wie kannst du ihn fürchten? Was kann er dir vorwerfen? Bist du nicht unschuldiger und unglücklicher als er?"

„Er weiß noch nicht das Ärgste, Herr! Ich hab' es keinem gesagt als dir, und wenn er mich nun sieht — —"

„Du mußt ihm alles sagen, Paraskewúla, wie du es mir gesagt hast."

„Werden sie mich denn mit ihm sprechen lassen?"

„Sie werden, laß mich dafür sorgen!"

„Ach, ich weiß nicht, ob ich es ihm sagen kann, wie dir, Herr."

„Wenn es so ist, wie du mir erzählt hast, so wird er dir glauben; du mußt ihm, der zum Tode geht, die volle Wahrheit sagen."

„Ich werde ihm erzählen, was du gehört hast, denn das ist die volle Wahrheit."

* * *

Der Anker der „Nachtigall" war schon aufgenommen, als wir am Uferdamm in Stylida anlangten. Gleich

nachdem wir das Verdeck des Henkerschiffes betreten hatten, erscholl das Kommando: „Volle Fahrt vorwärts!" und der kleine Schraubendampfer durchschnitt die aufrauschenden Wellen. Meiner harrte noch eine kleine Überraschung, deren Ursache meinem Schützling zu gute kam. Der Kapitän der „Nachtigall" war Herr Kondojannis, mein lieber Gastfreund von einer früheren Hellasreise, unter dessen Kommando ich auf einem mir seinerzeit zur Verfügung gestellten Regierungsdampfer manche Lustfahrt in griechischen Gewässern gemacht hatte. So kostete es mir nur einige bittende Worte, um ihn zu bewegen, dem Kostas und der Paraskewúla auf dieser letzten traurigen Fahrt jede Erleichterung zu gönnen, die er mit seinem Amte vereinigen konnte. Paraskewúla hatte ihren Verlobten noch nicht zu Gesicht bekommen; zitternd stand sie neben mir auf dem Hinterdeck und wärmte gedankenlos ihre klammen Hände an der großen in der Sonne funkelnden Revolverkanone, die des kleinen Kriegsfahrzeuges einzige Waffenrüstung bildete. Sie wagte nicht, auf dem Schiff umherzublicken, sondern starrte wie von einer geheimen Gewalt hingezogen auf einen Haufen seltsamer Geräte, die von einer schwarzgeteerten Segeltuchhülle nur halb verborgen neben dem Steuerrad lagen: zwei lange Holzbalken mit einer vertieften Rinne auf je einer Seite, dann mehre kleinere Hölzer, Querbalken, ein paar hänfene Seile, ganz neue, und in der Mittagsonne des strahlenden Oktobertages blitzend ein seltsam geformtes Eisen, dreieckig, dick und plump an der einen Seite, scharf wie ein Messer an der andern, scharf wie ein Beil, — und da wußte auch ich, was ich sah, zum erstenmal im Leben:

das Fallbeil der irdischen Gerechtigkeit. Ich ergriff Paraskewúla an der Hand und wollte sie abkehren, damit sie das Schauderhafte nicht sähe; sie hatte es aber schon erraten wie ich und hatte laut aufgeschrieen. Ein einziger gellender Schrei: „Mein Gott, erbarme dich!“ — und dann nichts mehr. Leichenblaß lehnte sie gegen das gelbe Kanonenrohr, ihre Zähne schlugen im Frost aufeinander, ihre bläulichen Lippen bebten, aber sie blieb stumm.

Da kam ein Offizier der Bewachungsmannschaft vom Vorderdeck auf den Kapitän zu und meldete ihm: der Gefangene wisse, wer an Bord sei, und habe den Schrei gehört; er lasse den Herrn Kapitän bitten, die Paraskewúla zu ihm zu bringen. Er verspreche, ganz ruhig zu sein, man brauche ihm die Fesseln gar nicht abzunehmen; er sei schon zufrieden, wenn er sie nur sehen und sprechen könne.

Paraskewúla hatte die leise Meldung gehört, und nun hafteten ihre Augen an den Lippen des Kapitäns.

„Willst du zu ihm?“ fragte dieser.

Sie nickte nur.

„Und du versprichst mir, ganz ruhig mit ihm zu sein?“

Sie nickte wieder.

„So komm, ich führe dich selbst zu ihm; aber du rührst ihn nicht an, hörst du!“

„Wie du befiehlst, Herr Kapitän.“

Sie ging mit wankenden kleinen Schritten zwischen mir und dem Kapitän dem Vorderdeck zu. Das laute Schnauben und Stampfen der nie zuvor gesehenen Maschine mittschiffs erschreckte sie so, daß sie sich bekreuzte. Und nun sahen sich die beiden jammervollen Geschöpfe

Auge in Auge. Sie blieb ein paar Schritte von ihm stehen und holte tief Atem, aber ihre Lippen öffneten sich nicht.

Kostas saß mit hochaufgerecktem Oberkörper, die mächtige Brust halb entblößt, auf einem zusammengerollten Tauknäuel ganz vorn am Bugspriet. Mit allen Kräften strebte er jetzt empor, daß ihm die Adern am Hals und an den Schläfen dick aufschwollen. Eine schwere Kette fesselte ihm beide Füße über den Knöchelgelenken; auch um seine Hände wanden sich die Ringe eines starken Strickes. Man hatte ihm die Kleider gelassen, in denen er aus Siderókastro entwichen war; sie hingen in Lumpen an seinem riesenhaften Leibe. Die seit Monaten nicht gekürzten Haare baumelten ihm in wirren Locken bis zum Halse nieder und gaben ihm auf den ersten Blick etwas abschreckend Wildes. Als er jedoch Paraskewúla auf sich zukommen sah, löste sich die Spannung seines ganzen Wesens mehr und mehr, sein Ausdruck änderte sich wie unter einer Zauberhand, bis aus dem Rahmen des dunklen Lockengestrüpps ein weiches, zärtliches Jünglingsgesicht blickte. Das war er, wie ihn seine Braut geschildert, der löwenherzige Junge von einundzwanzig Jahren, der keinem Kinde ein Leid tun konnte und nun dem Henkerbeil verfallen war, weil er einer ganzen Familie bis auf den letzten Sprossen den Tod bereitet hatte.

Er hob die gebundenen Arme zu Paraskewúla empor; aber sie zögerte noch, sich ihm ganz zu nähern.

„Fürchte dich nicht vor mir, mein Augenlicht!“ sagte er mit einer merkwürdig sanften Stimme.

„Ich fürchte mich nicht, Kostaki.“

„Setz dich zu mir, wenn es der Herr Kapitän erlaubt.“

Der Kapitän nickte, aber Paraskewúla blieb regungslos stehen und faltete ihre Hände über ihrem Leibe.

„Bist du den weiten Weg hiehergekommen und willst nun nicht neben mir sitzen?“

„O mein Kostaki!“ schrie sie auf; dann stürzte sie auf ihn zu, umschlang seinen Hals und küßte sein verfemtes Haupt. —

Der Kapitän und ich traten zurück, so weit, daß sie miteinander sprechen konnten, ohne von uns gehört zu werden. Und nun begannen sie zu reden, anfangs wirr und hastig, mit flüsternder Stimme. Dann erzählte Paraskewúla, leise, immer leiser, so daß Kostas sich zu ihrem Munde niederbeugen mußte. Zuweilen drang es wie brüllendes Stöhnen aus seiner breiten Brust; dann wieder sagte er ihr tröstende, liebkosende Worte, wie die Mutter ein weinendes Kind beschwichtigt. Nach einer Weile entstand eine große Stille zwischen den beiden, während der des Gefangenen Augen des Mädchens Gestalt langsam und scheu überflogen. Mit stockender Stimme fragte er sie nach etwas, das nur sie vernahm; doch sie schwieg und rückte ein wenig von ihm ab. Er fragte wieder, und sie schwieg wieder. Da wußte er das Furchtbarste, — und nun begann dieser starke Mensch, der Eiserne, zu weinen, daß es den wetterharten Kapitän und mich zwang, uns abzuwenden und einander nicht in die Augen zu sehen.

„Ich wollte, sie hätten ein andres Schiff zu diesem gräßlichen Geschäft abgeschickt,“ sagte Kapitän Kondojannis nach einer Weile. „Aber was kann man den beiden armen Geschöpfen tun?“

„Lassen Sie dem Kostas wenigstens die Hände entfesseln, Kapitän, — was?"

„Ja, das kann man wohl tun; ich habe nur den strengen Befehl, eine nochmalige Flucht zu verhindern, und dazu reicht die Kette um die Füße aus."

Dem Kostas wurde der Strick von den Handgelenken gelöst, und er rief dem Kapitän zu: „Ich danke — Gott vergelt' es dir!" Dann reichte er Paraskewúla die Hände und so saßen sie beide wohl eine Viertelstunde still da, schauten einander aus überströmenden Augen an, und man hörte nichts als den klingenden Wind im Tauwerk, das Ächzen der Maschine und das Aufschäumen der Bugwelle.

Dann begann Kostas zu erzählen, leidenschaftlich, halblaut, so daß wir vereinzelte Worte hörten, wilde Zornesworte, erbarmungslose. Und nun wieder ein Schweigen; die beiden hatten einander nichts mehr zu sagen.

Wir fuhren eben an dem schmalen Meeresarm vorüber, der sich auf die nördlichen Sporaden zu auftut, und Herr Kondojannis zeigte mir in der dämmernden Ferne den steilen Felsenklotz der Insel Skiathos. Ich hatte, halb abgewandt, gerade bemerkt, wie Paraskewúla dem Kostas etwas ins Ohr flüsterte, so leise, daß kein Laut zu uns drang, worauf er mit erschrecktem Staunen den Kopf geschüttelt und die Hände abwehrend gegen sie ausgestreckt hatte. Der Kapitän sprach auf mich ein von den Inseln Skiathos und Skopelos, wohin sie vor fünf Tagen gefahren waren, um dort eine Hinrichtung vollstrecken zu lassen, von dem österreichischen Kriegschiff in jenen Gewässern während der letzten Blockade und von der Politik des Herrn Trikupis, — und so achtete er nicht auf das, was jetzt

zwiſchen den beiden Menſchen vorn am Bug geſchah. Ich aber ſah es und ſeh' es noch heute. Paraskewúla dringt mit flehenden Worten in den noch widerſtrebenden Koſtas; dann gibt dieſer nach. Nun reicht ſie ihm verſtohlen, haſtig, aus ihrem Gürtel etwas, das ich nicht gleich erkenne. Koſtas macht ſich mit beiden Händen dran zu ſchaffen und ſucht es vor meinen aufmerkſamer werdenden Blicken zu verbergen. Ich höre noch, wie ſie ihm zuruft: „Küſſe mich, mein Koſtaki!" und ſehe, wie er ihren Kopf mit beiden Händen ergreift und ſie auf Stirn und Mund küßt. Dann macht er langſam, feierlich das Zeichen des Kreuzes über ſie und ſich, ſie breitet die Arme weit vom Leibe, ſeine Rechte holt zum Stoße aus, über ihr weißes Oberkleid ſchießt ein Blutſtrom und leuchtet purpurn in der Sonne, — dann ein Stoß auf ſeine eigene Bruſt und noch ein Stoß, und nun ſinkt er zurück wie ſie und rührt ſich nicht mehr. —

„Paraskewúla!" ruf' ich und ſpringe auf das Mädchen zu. Da liegt ihr Haupt ſchwer in meinen Händen; ſie will die Augen noch einmal öffnen und kann es nicht, will die Lippen öffnen, um mir ein Wort zu ſagen. „Chariſtó!" hatte ſie ſagen wollen, aber ſie hauchte nur: „Charis—" Ich ließ ſie langſam auf die harten Dielen des Verdeckes nieder und hielt ihre Hände, bis ich fühlte, wie im warmen Sonnenſchein die Grabeskälte ſie durchdrang.

Die Feuerprobe

Beim Weggehen, schon an der Tür, ihre Hand noch in der seinen, hatte er es ihr zugeflüstert, so daß die beiden zurückbleibenden Besucherinnen nichts hören konnten —: „Morgen abend im Theater, süße Freundin, sagen Sie mir Ihr letztes Wort, — morgen!"

Seit gestern hörte sie es noch immer, — hörte jedes Wort mit dem ihm eigenen einschmeichelnden Tonfall. Sie fühlte seine verlangenden, unheimlich glänzenden Augen noch jetzt auf sich gerichtet, unter denen sie stets so widerstandslos gewesen. Dem Äußersten, was sie von ihr erflehten, hatte sie widerstanden, bis jetzt. Ich will nicht, nein ich will nicht! schrie es in ihr, — ich will ihn nicht wiedersehen! — Gleich jetzt wollte sie sich an den Schreibtisch setzen und es ihm sagen, ganz deutlich, ein für allemal.

Für die Postbestellung für heute war es zu spät. Der neblige Dezembertag war überfrüh, schon um die dritte Nachmittagstunde, so düster geworden, daß im Musikzimmer der Frau Lori Petersen die kleine helle Olivenöllampe brannte. Ihr gelber Schein beleuchtete ein schmales, blasses Gesicht mit tiefliegenden, rehbraunen Augen, in denen es wie von einer furchtsamen Träne schimmerte. Ein Kindergesicht noch, mit seiner wolkenlosen Stirn. Ein dickwelliger Schleier aufgelöster schwarzer Haare umfloß die fast überzarte Gestalt bis zu den Hüften und wehte

wie eine schwere Trauerfahne hinab, wenn die junge Frau, wie jetzt wieder, mit angstgehetzten Schritten über den dicken Teppich durch das kleine, lautlose Zimmer hastete und immer wieder vor dem tiefen Fenster stehen blieb, um einen scheuen, kurzen Blick über die Ringstraße hinüberzuwerfen. Immer nach derselben Stelle, dort nach dem Theater, unweit der Ecke, am Schottenring in Wien.

„Um diese Stunde ist er im Café de France, wie gewöhnlich. — O, er sieht mich wohl gar von dort, hier am hellen Fenster, in meinem weißen Kleid.“ Und sie trat ins Zimmer zurück.

„Bis zum Theater bleibt er dort, liest die Zeitungen, seine Kritik von gestern. Da schick' ich einfach mit der Resi den Brief hinüber. Ja, so geht's!“ —

Resi trat auf ein Glockenzeichen ein. „Schau, Resi, mußt dich rüsten, einen Brief hinüber — —“

Sie stockte. Nein, das ging durchaus nicht. Das Mädchen sollte nicht wissen, daß sie mit dem Doktor Artur Windler im Briefwechsel stand. Schon zu viel, daß sie wußte, er sei nun seit zwei Monaten fast Tag für Tag zu ihrer jungen Herrin gekommen. Freilich meist in der allgemeinen Empfangstunde; aber oft war er der letzte Gast gewesen und war, natürlich bei offenen Türen ringsum, wohl noch eine Stunde dageblieben, nachdem alle andern Besucher sich entfernt hatten.

Resi stand noch des Befehles gewärtig an der Tür. „Gehen Sie nur, Resi, ich habe mich anders besonnen.“

Sie werde selbst auf den Ring hinabgehen und den Brief durch einen Dienstmann überbringen lassen. War

der Doktor nicht im Kaffehaus, so konnte der Zahlkellner sicher angeben, wo er zu finden war. Den Mann kannte ja ganz Wien, den großen Kritiker und Beherrscher des Feuilletons der „Nachmittagspost".

So war denn nach dem von ihr lange für harmloses Getändel gehaltenen Verkehr mit diesem fremden Manne die Entscheidung vor ihre Seele getreten. Ehe die Nacht angebrochen, würde sie aus diesem Wirrsal erlöst sein. Gedämpft klang von der breiten Straße drunten zum dritten Stockwerk das Trambahngeläute herauf. Trübe flimmerten die Laternenlichter durch den dichten Nebel, wie verglimmende Fünkchen in ausgeflammtem Papier. Von dort schräg gegenüber schaute es sie an mit den großen Glutaugen: das Theater mit den drei hohen Armlaternen davor, wo ihr Verhängnis heut abend ihrer wartete: — ihr „letztes Wort!"

Die Eintrittskarten zu Offenbachs nachgelassener Operette „Hoffmanns Erzählungen" lagen seit gestern auf dem Kaminsims. Der Ingenieur Peter Petersen hatte zwei der vielbegehrten Logenvorderplätze von dem ihm befreundeten Theaterdirektor ungebeten erhalten und sie in heller Freude seiner Frau gegeben: „Siehst wohl, Loreken, — klagst immer, daß ich so selten mit dir ins Theater gehe und nie zu einer von den großen Premieren, immer nur zu dem alten klassischen Kram, wie du sagst. Nun sollst du mal deine Freude haben, recht so?" —

Sie hatte wie ein beschenktes Kind in die Hände geklatscht vor Vergnügen; endlich einmal! Und sie hatte ihn freundlich wie in der entscheidenden Liebesstunde vor einem Jahr angesehen und hellauf gelacht, als Peter,

der liebenswürdige Pedant, schalkhaft drohend hinzugefügt: „Eigentlich weiß ich nicht, ob ich dich in solches Stück mitnehmen darf, mein lütje Dirn —.“ Dabei hatte er sie sanft auf den Scheitel geküßt.

* * *

„Ins Theater gehen muß ich,“ sagte sie zu sich, als Resi verschwunden war. „Was würde Peter sagen, wollte ich jetzt zu Hause bleiben? Und was hülfe mir's, wenn ich bliebe? Morgen käme Artur und die Zerrerei finge von neuem an. Ich will's ihm schreiben, was ich ihm zu sagen habe. — Was er sich nur ausdenkt? Als ob ich ihm das alles im Theater sagen könnte! — Aber natürlich, er erwartet ein Ja, das ist schnell hingesprochen, und Peter hörte nichts davon. Ein Nein braucht mehr Zeit, — als ob er sich damit zufrieden gäbe! — O, es ist entsetzlich! Daß ich es so weit kommen ließ! — Ich hab' nichts dafür gekonnt, — es ist Peters Schuld. Ganz gewiß. Was läßt er mich Tag um Tag mit mir allein? Dann konnte ich just so gut beim Papa in Wolfstetten bleiben. Da war's viel lustiger. Aber schreiben muß ich's, daß ich nicht will! — Zu ihm kommen! Er ist toll! Niemals! niemals! — Und wenn ich ihn liebte?! Ich weiß nicht, ob ich ihn liebe; aber wenn ich ihn liebte, dann erst recht nicht! Ich will eine ehrliche Frau bleiben!“

Noch einen Blick durchs Fenster, dann saß sie vor ihrem Schreibtischchen und hielt die Feder entschlossen in der nicht mehr zitternden Hand. „Geliebter Freund!“ hatte sie schnell hingeschrieben, wie in alter Gewohnheit. Dann hatte sie innegehalten, war aufgesprungen und

hatte das Briefblatt in ganz kleine Fetzen zerrissen, daß kaum zwei Buchstaben unversehrt beieinander blieben.

So ging es nicht, denn sie wollte ihm ein ernstes Nein sagen. Gott, wenn Peter eine Ahnung hätte von diesem Briefwechsel, von dem, was zwischen ihr und dem „geliebten Freunde" seit Monaten schwelte! Dort in dem verschlossenen Fach lagen alle seine Briefe, seine Photographie, seine Gedichte, — recht mäßig diese Gedichte, so viel Kritik hatte sie doch auch. Dort unter dem Sims des Schreibtisches, und obendrauf stand der lustige porzellanene Rokokoamor, in hohen, gelben Stulpenstiefeln, im Jägerflaus und mit einer verbundenen Hand, die einen vergoldeten Zackenblitz als Pfeil auf sie abdrückte. — Nein, an diesem Schreibtisch konnte sie nicht an ihn schreiben, an — den andern. Und jetzt war sie eben so fest zum Gegenteil entschlossen, wie vorhin zu dem Brief. „Ich will doch sehen, ob ihm mein Nein nicht alles sagen wird!"

Sie stand aufrecht am Schreibtisch, beide Hände lose auf das Seitensims gestützt, und blickte sinnend, lächelnd den Amor an. „Schieß' nur zu, du Schalk; schieß' noch einmal, wie damals, — Amor, Peter, ich halte fein still."

Dies war ihr erstes Geburtstagsgeschenk nach ihrer Hochzeit gewesen, und sie mußte noch jetzt lächeln, wenn sie an den Morgen dachte, wo sie den süßen Schelm zuerst gesehen. Peter Petersen war doch nicht immer der nüchterne Geschäftsmann, der „Banause", wie Artur sich herausgenommen ihn zu nennen. Solch ein reizendes Geschenk! — Diese Stulpenstiefeln, und nun gar das Tüchlein um die blutende Hand, und — aber dazu mußte man scharf zusehen — auf einem Zipfel des Tüchleins

ein L und ein W mit einer fünfzinkigen Krone darüber. Es hatte gewiß nicht geringe Mühe gekostet, ehe das zierliche Püppchen fertig geworden. Peter hatte es für sie in der Königlichen Porzellanmanufaktur in Berlin bestellt, nach seiner eigenen Zeichnung.

Sie schloß die Augen, und nun stand alles deutlich vor ihrer rückschauenden Seele. Solche Stulpenstiefeln und solchen Jägerrock hatte Peter Petersen getragen an jenem ätherklaren, blaugoldigen Septembermorgen, als er mit ihr und ihrer jüngeren Schwester Franzi von Papas Wohnschloß zum Jagdschloß im „Erlengrund" gefahren war. Mit Tagesanbruch war der Papa dorthin vorausgeritten —: „Wenn Sie um neun mit den Mädeln nachkommen, liebster Petersen, finden Sie alles klar zum Gefecht, und ich habe auch mit dem Förster noch einigen langweiligen Geschäftskram vorher zu besprechen. Heute sollen Sie nach der langen Arbeit auch mal nichts als Vergnügen haben."

Seit dem Frühlingsanfang war der Ingenieur Petersen auf Schloß Wolfstetten ein täglicher Gast gewesen. Er hatte mit dem Papa beim Nachmittagskaffe Tarock gespielt, mit Lori und Franzi im Park und auf den Waldwiesen botanisiert und trotzdem fleißig an seinen Maschinen gebaut. „Eine Perle von einem Mann, dieser Petersen!" hatte Papa schon wenige Tage nach des Ingenieurs Ankunft gesagt, und er wußte, warum. Die erste Fabrik in Österreich für Zuckergewinnung aus Melasse; o ja, Papa wußte, warum er mit Peter Petersen so zufrieden war! Franzi hatte ihre ältere Schwester mit dem „Zuckermaschinenmann" geneckt; aber keine von beiden glaubte,

daß der ernste, fast so viele Jahre wie beide Mädchen zusammen zählende reife Mann sich aus Lori das mindeste mache. Er sprach ja nie ein Wort mehr, als durchaus nötig war. Nur in den letzten Tagen, kurz vor dem Scheiden, hatte er in seiner unbehilflichen Art zuweilen mit Lori ein Gespräch anzuknüpfen versucht, das herzlich sein sollte, ihr aber nur kindlich und — langweilig erschien. Außerordentlich tüchtig, gewiß, wie Papa sagte; aber auch außerordentlich langweilig: darin waren Lori und Franzi am Ende ihrer vielen Gespräche über Peter Petersen stets zur gleichen Meinung gelangt.

Also die Fabrik war, fast genau auf den festgesetzten Termin, nur noch eine Woche früher, fertig geworden, die Maschinen waren in vollem Betrieb, und morgen mit dem Frühzug reiste Peter Petersen nach Wien und von dort nach Kiew, um eine ähnliche Fabrik einzurichten. Darum hatte Papa das Jagdfest veranstaltet.

Lori hatte auf dem hohen kleinen Break dem Ingenieur gegenüber gesessen und dabei war ihr zuerst der Gedanke gekommen, er könnte sie am Ende doch lieben. Und sie ihn? Das hatte sie damals nicht gewußt. Er hatte so schöne treue Augen, die forschend auf ihr ruhten und ihr vieles zu sagen schienen; aber warum spräche er nicht lieber selbst mit seinen gutmütigen Lippen unter dem dicken, blonden Schnurrbart, mit den herrlichen, fast von ihr beneideten Zähnen? — Ja so, da war Franzi, und vorn auf dem Bock saß Muki, der böhmische Kutscher, aber der verstand ja kaum Deutsch, und Franzi gehörte doch zu allem, was zwischen Lori und Peter zu verhandeln war. Aber sie fühlte, heute wollte er sprechen, etwas ganz

anderes als alle die Tage, und da müßte sie ihm Mut machen. Es ist nicht das Richtige, aber wenn so Männer stumm sind —?

„Schad' ist's doch, Herr von Petersen, daß Sie uns jetzt verlassen wollen. Mir ist's, als fing' es erst heute an, schön zwischen uns zu werden — zwischen uns dreien, — nicht du, Franzi?"

Franzi legte den Arm um Loris Hals und nickte eifrig.

„Ich habe meine Arbeit getan," erwiderte Peter Petersen, und seine sonst so volle Stimme zitterte ein wenig, wie Lori meinte.

„Da könnten Sie doch noch ein bißchen bleiben, zum Ausruhen, — und Papa mag Sie so gern," flüsterte Lori.

„Mich ruft neue Arbeit von hier ab," sagte Petersen.

„Und Sie freuen sich natürlich — auf diese neue Arbeit!"

„Nein, Fräulein Lori," — zum erstenmal nannte er sie anders als ‚gnädiges Fräulein' — „ich freue mich gar nicht," und seine Wangen überflog ein tiefes Erröten. Er hatte die paar Worte mit weicher, ihr ans Herz dringender Stimme gesprochen, er, der sonst, wohl von dem steten Verkehr mit Arbeitermassen, etwas wie eine Kommandostimme besaß. Und es hatte Lori warm und wohlig überrieselt, als sie ihren Vornamen von ihm hörte.

„Aber Sie kommen bald wieder einmal zum Papa, zu uns, nicht wahr? Sie gehören ja ganz zu uns."

„Gehöre ich wirklich — —" hatte Peter Petersen mit einem Jubelton in der Stimme begonnen und dabei nach Loris beiden Händen gegriffen. Aber ehe er noch den Satz hatte vollenden können, war er vom Sitz emporgeschnellt und beinah Lori in die Arme geschleudert worden.

Der junge feurige Fuchs vor dem Wagen hatte, wie schon mehrmal, vor einem frischgeweißten, grell beschienenen Chausseesteine scheuend einen wilden Sprung zur Seite getan; der tölpelhafte Kutscher war laut fluchend vom Bock aufgesprungen und hatte das zitternde Tier zurückgerissen, daß es ins Gebiß knirschend hochauf stieg und sich nach hinten zu überschlagen drohte. Im nämlichen Augenblick war oben am Abhang, unter dem der Hohlweg sich hinzog, ein Schuß gefallen, und nun gab's kein Halten mehr. Das rasende Pferd jagte donnernden Hufschlags den holprigen Hohlweg hinab, daß das leichte Gefährt in großen Sprüngen hin und her flog. Dem Kutscher waren nach den ersten Galoppsätzen die Zügel durch die Hände geglitten, und irr griff er in die Luft. Laut kreischte er auf das Pferd ein und hetzte es nur in noch tollere Angst. Lori war mit weitgeöffneten Augen, keiner Bewegung fähig, in die Rückenlehne gesunken; Franzi dagegen stand aufgerichtet da, hielt sich an der Seitenstange und rüstete sich zum Sprung vom Wagen hinab. Da packte sie Peter Petersen fast rauh an den Armen, drückte sie zornig auf den Sitz nieder und rief ihr in fliegender Erregung mit Donnerstimme zu, in sein heimisches holsteinisches Platt zurückfallend: „Dunnerslag, blieben's sitten! Se wüllt sich wohl dod fallen!" Da erst hatte Lori gemerkt, es ginge ums Leben. Der feige Muki war in seiner Todesangst vom Bock in den feuchten Graben am Wege gesprungen und dort laut jammernd liegen geblieben. Und dann, ehe Lori noch ahnte, was er vorhabe, war Peter Petersen auf den Bock geklettert, — dann ein Sprung mit ausgebreiteten Armen vornüber,

und nun saß er rittlings dem wild hinrasenden Tier auf dem Rücken. Mit beiden Händen hielt er eisernen Griffes den Nackenriemen des Pferdes gepackt. Dann hatte er sich über dessen Hals vornüber gebeugt und mit der rechten Faust hoch ausholend ihm einen Schlag auf den Schädel zwischen die Ohren versetzt, daß es gekracht hatte wie von einem Keulenschlag. Das Tier war taumelnd in die Vorderknie zusammengebrochen. Der Wagen war nicht umgestürzt, kaum merklich beschädigt.

Im Nu war Peter Petersen an den Schlag hinunter und hatte seine Arme nach den beiden Mädchen erhoben. Das Blut rieselte ihm von der zerschlagenen Hand unaufhaltsam den Arm entlang. Keines Wortes mächtig stand Lori im Wagen mit ausgebreiteten Armen. Vollen, strahlenden Blicks sah sie in seine Augen, — weiter wußte sie nichts mehr von jenem Augenblick; nur das noch wußte sie, daß sie, sich aus dem Wagen stürzend, an seine Brust gesunken war, daß sie beide Arme fest um seinen Nacken geschlungen und ihm stürmisch, fast schreiend und schluchzend, zugerufen hatte: „Lieber, lieber Peter, ich liebe dich so —!" und dabei hatte sie ihn vor Franzis Augen auf der sonnbeschienenen Straße zweimal, dreimal mit langem Kuß auf den Mund geküßt. Dann war sie an ihm hinabgeglitten, hatte seine rechte Hand ergriffen und auch die geküßt, hatte sein rinnendes Blut warm an ihren Lippen gefühlt und vor liebender Angst nicht gewußt, was anzufangen, um das Blut zu stillen, bis Franzi, der süße kluge Backfisch, aus dem Wagen gesprungen, ihm die im Graben durchfeuchteten Taschentücher um die Hand geschlungen und dann die beiden mit komischer Ruhe

gefragt hatte: „Dies nennt man wohl eine Verlobung?“ Und Peter Petersen hatte gelacht, daß alle seine Zähne glänzten, hatte auch die sich lachend zur Wehr setzende Franzi geküßt und dann gelassen gesagt: „Ja, wenn Lori will, so wird dies nun wohl eine Verlobung gewesen sein.“

* * *

Sie hatte ihn geliebt mit allen guten Kräften ihrer Seele, — in jener Entscheidungsstunde und lange nachher. Und sie hatte gewußt, warum sie ihn liebte. Wahre Liebe soll das nicht wissen, hatte sie irgendwo gelesen; aber ihre Liebe war dennoch die wahre, das fühlte sie. Sie liebte diesen schlichten Mann mit seiner poesielosen Nüchternheit, weil er alles besaß, was sie an sich vermißte und am Manne bewunderte: Kraft, Mut und ein Herz zur wackeren Tat bereit. Er war nicht so „interessant“ wie die Helden der meisten Romane, aus denen sie ihre Kenntnis von Menschen und Dingen bis dahin geschöpft hatte; aber er war ganz und gar ein Mann. Sie hatte das deutliche Gefühl: alle die galanten jungen Gutsbesitzer ihrer Nachbarschaft, die ihr bis dahin bei spärlichen Gelegenheiten den Hof gemacht, wären zum Muki in den Chausseegraben gesprungen.

Jetzt lebte sie seit Jahr und Tag an seiner Seite in Wien, wo er eine geachtete Stellung in seinem Fache einnahm, — und jetzt war es so ganz anders geworden, als sie sich's damals geträumt. Sie wäre doch nicht so gar anspruchsvoll, sie wäre kein „Amüsiervogel“; aber mit ihren neunzehn Jahren hätte sie wohl das Recht, zuweilen mit ihrem Gatten in die bunte, lustige Welt

hineinzuſpazieren. Wiens Galerien hätte ſie auch als Mädchen beſuchen können; jetzt allein da hineinzugehen ſei wahrhaftig kein Vergnügen für eine verheiratete Frau. Alle ihre ehemaligen Penſionsfreundinnen machten ſich luſtig über ſie, wenn ſie überhaupt noch zu ihr kämen. Über nichts könne ſie mitſprechen; Theater, Konzerte, Ausſtellungen — alles ſei wie nicht da für ſie. Die einzige freudvolle Erinnerung aus ihrer Ehe ſei das bißchen Hochzeitsreiſe mitten im Winter nach Schleswig-Holſtein geweſen. Gott, was für Neſter, dies Flensburg, Peter Peterſens Heimatſtadt, dies Rendsburg, dann Huſum und Büſum, und wie ſie alle hießen, — aber ſie hatte ſich „himmliſch amüſiert", denn hier war der geliebte Mann heimiſch, hier zeigte er ſich in ſeines Weſens kräftigſter, urwüchſigſter Art, — und hier, während der kurzen zwei Wochen, war er jede Stunde bei Tag wie bei Nacht an ihrer Seite geweſen. O, es war dort viel ſchöner, als das herrliche Wien, in deſſen lärmendem Gewirr er ſie einſam ließ; „einſam wie eine Witwe" hatte Franzi geſcherzt, als ſie jüngſt zu kurzem Beſuch dageweſen. Er brauchte nicht zehn Stunden am Tage in ſeinem Baubureau zu arbeiten, eine Stunde weit vom Schottenring, draußen in der Meidlinger Vorſtadt, — er hatte das nicht mehr nötig. Das war kein Leben, geſchweige eine Ehe. Es gab viele Arten des Ehebruchs, weit mehr als in den franzöſiſchen Romanen ſtanden, und dieſe war eine beſondere Art. „Er hat unſre Ehe gebrochen — und ich —?"

Nein, ſie war nicht ſchuldig, noch nicht. Dieſem Artur Windler brauchte ſie nur einen Brief zu ſchreiben, nur ein Wort heut abend in der Loge zu ſagen, — und

alles war aus und vorbei. Er hatte sie amüsiert, das war's. Und er hatte sie falsch verstanden; sie hatte auch nicht den Mut gehabt, ihm zur rechten Stunde zu sagen: amüsieren sollst du mich, aber nicht mir den Hof machen. Und er hatte es so fein zu fügen gewußt, der welt- und frauenkundige Mann dem neunzehnjährigen hilflosen Kinde gegenüber, das nun Frau Petersen hieß und Tag um Tag mit ihrer stilvollen Langeweile allein saß. Peter Petersen selber hatte ihn, eine oberflächliche Bekanntschaft von Berlin her, bei ihr eingeführt; er wußte, Lori würde ihren Spaß mit ihm haben. Wer kannte so prächtige Theaterwitze wie dieser famose Windler, der seit fünfzehn Jahren jeden Abend, den Gott werden ließ, auf einem Theaterparkettplatz saß, wenn er nicht hinter den Kulissen stand? Ein bißchen seicht, ja, das war er wohl, aber Tiefe verlangte Peter Petersen ja nicht von ihm. Auch nicht sehr — philiströs im Umgang mit Damen, das heißt mit Damen seiner Welt, die mit dem Theater begann und mit dem Theater endete. Aber Peter Petersen sah eine so breite Kluft zwischen Artur Windlers Damenwelt und seiner Lori, daß er nie mit einem argen Gedanken an diesen täglichen Gast seines Hauses dachte.

Es war auch eine gute Weile beim Theateranekdotenerzählen zwischen ihm und Lori geblieben. Dann aber hatte er herausgefunden, daß er doch am Ende noch zu etwas Besserem der Mann sei als zur Vertreibung der Langeweile dieses einsamen, an Selbstbeschäftigung nicht gewöhnten Geistes, und er hatte entdeckt, daß Frau Lori Petersen vielleicht gar an einer sanften Langeweile des neunzehnjährigen Herzens kranke. Petersen war nicht

ſein Freund, dem war er zu nichts verpflichtet; warum ſollte er nicht der „Seelenfreund" der ſchönen Frau Peterſen werden?

Und ſo etwas mußte er jetzt wohl geworden ſein, wie hätte er ihr ſonſt ſeit Wochen in den Ohren zu liegen gewagt, ſie möchte ihn „zu inniger Ausſprache" beſuchen? — Mein Gott, ein einzig Mal! Kein Menſch würde eine Sterbensahnung haben. Seine Wohnung lohne ſchon einen harmloſen Beſuch; hing nicht in allen Bilderhandlungen die Photographie ſeines „Studierzimmers" mit ihrer berühmten Sammlung ſchöner Schauſpielerinnenköpfe in farbigen Terrakotten? Er hatte es mit den beiden Hauptwaffen bei ihr verſucht, über die er verfügte: mit der wortreichen Gefühligkeit, die er ſo ſchmelzend mit Bruſttönen der Überzeugung zu durchſetzen wußte, bis er ſelbſt an ſich, die Verlogenheit in Mannesgeſtalt, glaubte und ſich auch über eine gelegentliche eigene Träne nicht wunderte, ſondern in nur noch hinreißendere Rührung geriet; oder mit der witzigen, ſpöttiſchen, auf einfache Naturen betäubend wirkenden Berlinerei, die ihm in Wien zugleich einen dünnen Ruhmesſchein weltſtädtiſcher Überlegenheit verlieh. Es war eben die Zeit, in der man in Wien neidvoll-aufmerkſam nach Berlin hinüberzublicken begann. Man ärgerte ſich über dieſen Windler, wenn er „Witze" machte von der Art: „Die Sonne deutſcher Bildung geht in Berlin W auf"; aber man ließ ſich durch dergleichen doch verblüffen.

Frau Lori mehr als alle andern. Am engſten an ihr Herz ſchlich ſich aber ſeine ſchleimige Empfindſamkeit. Sie lechzte nach Liebe, nach Liebesworten. Peter Peterſen

liebte sie, wenigstens hatte er ihr noch nicht das Gegenteil gesagt; aber er sagte ihr auch nichts mehr von seiner Liebe. Wann sollte er auch? Um sechs Uhr Abends, oft noch später, kam er aus seinem Bureau, fast zu müde, um zu essen, zu müde jedenfalls, um mehr als das Dürftigste mit ihr zu besprechen. Dann die Zigarre, die Zeitungen, selten ein Buch; nie eines, aus dem er ihr vorlas; dann um zehn Uhr: „Gute Nacht, Lori, mein Schatz." Doch, ja, alle Monate einmal brachte er seinen ersten Maschinenzeichner zum Mittagessen nach Hause; an solchen Abenden war sie noch überflüssiger als gewöhnlich, denn die beiden saßen dann bis in die Nacht schweigend einander am Schachbrett gegenüber, — es war reizend!

Auf diesem Untergrund war die Sumpfpflanze ihrer „Seelenfreundschaft" mit Artur Windler erwachsen. Sie war nicht glücklich darüber, aber es war doch etwas, was das Herz schneller schlagen ließ, — in Angst, in Scham, in furchtsamer Sehnsucht; doch war dies alles nicht besser als die stumme Langeweile ihres Hauses? „Ich werde ihn bedeuten, er soll mich in Frieden lassen," sagte sie sich noch einmal, indem sie sich von ihrem Schreibtisch aufrichtete. Aber aus tieferem Grunde aufsteigend trat, wie schon oft in den letzten Tagen, ein Bild vor ihre Seele: sie selbst, wie sie zitternd leisen Schrittes auf den Fußspitzen unbekannte, unheimliche Stiegen hinaufschlich, und sie hatte ihre quälende Lust an dem Vorgefühl des Ungeheuerlichen, das sie jedenfalls aus der Alltagsöde herausreißen würde.

„Ich kann noch immer tun, was mir beliebt," sagte sie fast vernehmbar zu sich; — da hörte sie aus einem

entfernteren Zimmer, Peter Petersens „Bibliothek", ein ihr nicht ganz unbekanntes, aber fremdgewordenes lächerliches Gelärm. Im Anfang ihres Wiener Lebens war Peter stets am frühen Nachmittag damit ins Haus zurückgekehrt: mit dem Signal der preußischen Reiterei, wenn's heißt: zum Futtern, — und zwar in die an den Mund gesetzten hohlen Fäuste hineintrompetet. Es war eine Kinderei, aber Lori hatte früher jedesmal ihre laute Freude daran gehabt. Seit im Laufe des Jahres das Nachhausekommen Peters sich langsam weiter und weiter in den Abend hinausgeschoben, war das lustige Trompetensignal nach und nach verstummt. Nun erklang es auf einmal wieder, und da hörte sie auch seine Worte, mit denen Peter Petersen aufgeregt ins Zimmer trat: „Lori, da hast du mich, gute zwei Stunden zu früh! — Hast mich nicht erwartet, was?"

„Doch, Peter, doch!"

„Na, du machst ein Gesicht wie unser Kegeljunge in Flensburg, wenn ihm mein großer Pudel zwischen die Kegel sprang, — bitt' um Entschuldigung für den Vergleich."

„Ich mache kein Gesicht, Peter," erwiderte sie und wandte sich ab.

„Du hast entschieden irgend ein Gesicht gemacht. Na nehmen wir an, vor Freude."

„Ganz gewiß vor Freude."

„Daß wir ins Theater gehen, Lori, was?"

„Nein, daß du so schön früh nach Hause kommst. Ins Theater ginge ich am liebsten gar nicht."

„Was, nicht ins Theater?! Aber Loreken, warum denn nicht?"

Lori schwieg und blickte durchs Fenster.

„Gestern, als ich mit den Karten kam, hast du dich gefreut wie ein Kind, — immer klagst du darüber, daß ich mit dir nie ins Theater oder doch nie in eine Premiere gehe, und heute —"

„Heute habe ich Kopfweh, Peter; aber es wird schon besser werden; ich gehe."

„Bravo, mein alt liebes Mädel! Siehst wirklich ein bißchen heiß um den Kopf aus. Dein Zimmer ist aber auch überheizt. Komm in meins, da ist's kühler," — und ehe sie sichs versah, hatte er sie wie ein Kind auf seine starken Arme gehoben und trug sie zärtlich in sein Zimmer.

„So, nun will ich dir auch sagen, warum ich heute früher als sonst nach Hause gekommen bin. Und von jetzt ab wird's immer so gehen und noch besser."

Loris Gesicht strahlte. „Ach, Peter, wenn das wahr ist —!"

„Ob es wahr ist! Frag' unsern Kassierer! — Ja, den Kassierer. Heute habe ich die ersten hunderttausend Gulden auf die hohe Kante gelegt, sogar noch 275 Gulden und 19 Kreuzer darüber, und jetzt sag' ich: Stop! — Das war das erste Ziel, das ich erreichen wollte. Von heute ab wird bei Frau Direktor Petersen unverbrüchlich um vier Uhr zu Mittag gegessen, und wer sich verspätet, zahlt zwei Logenkarten fürs Theater."

„Peter!" sagte Lori und glaubte zu träumen.

„Aber auch ohne Verspätung gehen wir von jetzt ab öfter ins Theater. Ich selbst mache mir nichts draus, — aber ich weiß, du umsomehr."

Sie streichelte ihm die Hände wie in alten Tagen. Sie mochte das lieber als küssen oder sich küssenlassen, und er hatte sich gern dran gewöhnt. Ihr wurde wohler und freier ums Herz, fast heiter.

* * *

Peter Petersen hatte offenbar seinen fröhlichen Tag, seine „Hunderttausendguldenlaune", wie er selbst lachend versicherte. Was er noch nie mit Lori unternommen, in ein Kaffehaus zu gehen, — heute hatte er's selbst vorgeschlagen. Die Vorstellung begann erst um sieben Uhr, es war kaum sechs, Lori mit ihrem Theaterstaat fertig, und nun hüpfte sie am Arm ihres Gatten über die Straße. Es war ihr peinlich, daß er das Café de France gewählt, aber er hatte drauf bestanden, weil sie dort, unmittelbar neben dem Theater, bis zum letzten Augenblick bleiben könnten. Als sie Artur Windler dort nicht angetroffen, war auch Lori guter Laune geworden. Ein so bescheidenes Vergnügen, an der großen Fensterscheibe zu sitzen und von dort auf den Ringverkehr hinauszublicken; aber Lori war seelenzufrieden. Und als Peter ihr scherzend ein Stück Zucker nach dem andern in ihren „Kapuziner" warf und mit dem einzigen Dichter, den er immer wieder las und gelten ließ, sagte: „Süßes der Süßen!" und dann ihre Hand verstohlen unter dem Tisch drückte, da ward es ihr, als versänke hinter ihr alles, was träge und grau auf ihrer Seele gelastet. Und da sah sie die breite weiße Narbe an seiner Hand und gedachte an eine sonnbeglänzte Morgenstunde.

Wagen auf Wagen rollte an dem Fenster vorüber

dem nahen Theater zu. Nun kam über Lori eine Art von Fieber; es litt sie nicht länger in dem leer gewordenen Kaffehaus. Die rundlichen Steinfliesen draußen waren vom feuchten Dezembernebel schlüpfrig geworden und Lori mußte sich fest in Peter Petersens Arm hängen. Als sie die Stufen zum Wandelgang hinaufstiegen, kam ein eiliger Schritt ihnen nach, ein schlanker Mann im modischen Halbmantel über dem Frack streifte an ihr vorüber, und sie hörte dicht an ihrem Ohr: „Ich komme bald." Sie wandte den Kopf nicht zur Seite, — da war jener schon vorüber; Peter Petersen hatte nichts bemerkt.

In der zweiten Loge des ersten Ranges, ganz nahe der Bühne, hatten sie ihre Plätze — zwei bequeme Vorderplätze. Obgleich das Haus schon zu mehr als drei Vierteln gefüllt war, brannte der große Prismenkronleuchter nur erst mit halbem Licht. Die Hinterplätze ihrer Loge waren noch leer. Ein vielhundertstimmiges Flüstern und Fächeln und Rücken durchschwirrte den Saal. Aus dem Parkett und den gegenüberliegenden Logen richteten sich zahlreiche Theatergläser auf Lori, die glückstrahlend in ihrem weißbrokatenen, silberdurchwirkten Kleide an der Logenbrüstung saß. Als vollends, von einem lauten Ah! begrüßt, das strahlende Volllicht durch die geschliffenen Gläser von der Decke funkelte, da neigte sich Peter Petersen zu seinem jungen Weibe und flüsterte ihr zu: „Wie eine Sylphe, Lori, wie eine Sylphe! ‚Leucht' in Meteorenschöne.' — Gott, war ich ein Dummkopf, nicht öfter mit dir unter die Leute zu gehen! Schau nur, wie sie dich alle begucken! — Gelt, das tut wohl?"

„Peter, was fällt dir ein!" —

„Tu nicht so, Loreken, warum soll dir's keinen Spaß machen? — Beinah aber werd' ich eifersüchtig!"

„Ach du und eifersüchtig!"

„Ja auf die Trottel rundum, die dich alle anglotzen. — Aber ich weiß ja, das ist all' Unsinn. Ach, Lori, wie schön, daß du mich liebst!"

„Ja, lieber Peter!"

„Und mich ganz allein!"

„Ja, lieber, lieber Peter."

„Ich weiß es heut so wenig, wie damals am Wagen, Lori, warum du mich liebst, aber ich bin sehr glücklich, daß so es ist. — Ach, Lori —"

„Ja, Peter?"

„Ich könnte nicht mehr leben, wenn du aufhörtest, mich lieb zu haben." Er griff unter der Logenbrüstung nach ihrer Hand und drückte sie sanft. „Und weißt, ich hab' ein solches Vertrauen zu dir, Lori, aber ein solches, wie noch nie zu einem Menschen, wie, wie — nicht mal zu mir selber."

Lori wollte ihn auf andere Dinge bringen; ihr war sehr schwül.

„Welch ein prächtiges Theater, nicht, mein alter Peter?"

„Famos! — Und wie alles in den Farben zu deinem Kleide paßt! Das hast du mal gut getroffen."

„O schau da, wie flink, Peter! Wie geht denn das zu?" fragte Lori, als ein einziger elektrischer Blitz alle Rampengaslichter auf einmal entzündete.

Peter Petersen griff suchend nach den Rocktaschen, dann stand er auf und sagte: „Ich muß mal auf ein paar Minuten zu uns hinüberlaufen, ich habe mein Opernglas vergessen."

Lori wollte ihn festhalten, denn sie hatte soeben im Parkett, dicht hinter dem Orchester, den Doktor Artur Windler bemerkt, wie er zu ihr hinaufstarrte und Miene machte, in ihre Loge zu kommen.

„Ach, Peter, bleib doch lieber, ich leihe dir meines; es fängt ja gleich an."

„I, denkt nicht dran, eben beginnt ja erst das Stimmen; im Nu bin ich zurück," und draußen war er.

Kämen nur jetzt die übrigen Zuschauer dieser Loge! dachte Lori und sah sich verängstet nach der Logentür um. Da wurde diese leise, wie verstohlen geöffnet, und sie sah den Menschen, wie er sich näher schlich und sich auf den Sitz hinter ihr niederließ. Sie wandte den Kopf dem Vorhang zu und starrte diesen an.

„Ich habe Petersen auf der Stiege getroffen; das macht sich ja wie gefunden, liebste Freundin."

Lori schwieg und wandte keinen Blick von dem Vorhang.

Windler heftete die Augen lauernd, lüstern auf die entblößten Schultern des schönen, kindlichen Weibes vor ihm. Seine faunenhaft dicken Lippen überflog ein Zittern. „Sie werden kommen, Lori? Sagen Sie nichts als ja. Morgen um zwölf, oder wann Sie können, bis vier bin ich zu Hause. Sie kommen?"

„Ich werde Ihnen schreiben," hauchte Lori; sie fand nicht den Mut zu einem runden Nein.

„Warum wollen Sie es nicht gleich jetzt sagen? Geben Sie Ihrem kleinen zagen Herzen einen Stoß!"

„Mein Mann kommt sogleich zurück. Gehen Sie, — gehen Sie!" —

Aha, sie zitterte also vor ihm, diese wundervolle kleine

Frau; sie zitterte vor dem, was sie versprechen, was sie halten wollte; das erst war die prickelnde Würze zu dieser sonst etwas faden Liebelei. Aber nur jetzt nicht locker-lassen, dachte er. „Was schere ich mich um Ihren Mann? Sagen Sie, daß Sie kommen werden, und ich gehe. — Bitte Lori, süße, kleine Lori! Jod-a-ja!"

Aber sie antwortete nichts mehr. Krampfhaft klammerten sich ihre Finger um die befranste samtne Bekleidung der Brustwehr, so fest, daß ihr Spitzenfächer ins Parkett fiel. Von allen Seiten hefteten sich Blicke auf sie, aber sie hatte keine Augen dafür, denn dies hatte sie gesehen: einen flammenden Glutschein hinter dem Vorhang durch das Guckloch auflohen, hell und heller, dann wieder erlöschen. Und nun war sie aufgesprungen von ihrem Sitz und hatte dem Menschen hinter ihr zugerufen: „Haben Sie gesehen —?"

„Was denn, um Himmels willen?"

„Dort hinterm Vorhang! Auf der Bühne! Feuer!"

„O Sie süßer Kindskopf! Das sind ja die Proben mit der elektrischen Soffittenbeleuchtung, die in der Operette vorkommt. — So nehmen Sie doch Vernunft an, Kind Gottes!" — Er hatte ihr den Weg vertreten, denn sie wollte zur Logentür.

„Ich will hinaus! Lassen Sie mich los! Ich will hinaus!" Die letzten Worte hatte sie mit so gellender Stimme gesprochen, daß er zurücktrat, aber ihr immer noch den Ausgang versperrte.

„Lori, ich beschwöre Sie —"

„Nennen Sie mich nicht mehr so!" Ihre Augen hatten sich mit Tränen ohnmächtigen Zornes gefüllt. Er hatte

ihre beiden Hände ergriffen; sie riß sie heftig los. Schon witterte das aufmerksam gewordene Publikum irgend einen prickelnden Theaterskandal, noch dazu einen im ersten Rang, — da ward es auf einmal ringsum still; selbst die stimmenden Musikanten unter dem Vorhang hielten inne. Durch das schimmernde Haus der lauten Lust flog ein Schauer, als hätte eine ungeheure Schicksalsknochenhand drohend an die Mauern gepocht. Ein sausendes Wehen schnob hinter dem Vorhang daher, lüpfte ihn von unten und blähte ihn gegen die Rampenlichter, als sollte er schon in die Höhe rauschen. Doch er erhob sich nicht. Aus dem schmalen, langen Spalt aber zwischen den Bühnenbrettern und dem gelüpften, plusternden Vorhang stob ein feiner, blitzender Funkenregen hervor, wie von einem Prachtfeuerwerk, wie wenn hoch in Lüften eine bunte Feuerkugel sich in tausend und abertausend Funken versprüht. Der schimmernde Regen verstob über den Köpfen der verblüfften Musikanten. Vereinzelte Funken waren bis in die ersten Reihen des Parketts geflogen und dort von selbst erloschen oder von flinken Händen unter geistreichen Scherzen ausgedrückt worden. Bis auf die Logenbrüstung, hinter der Lori mit angstgeöffneten Augen stand, war ein großer Funken geflogen, hatte einen Augenblick auf der Samtbekleidung geglimmt und war rauchend erloschen. Vom „Juchhe" aber hoch oben unter der bunten Saaldecke erscholl lautes Gelächter und tobendes Beifallklatschen zu diesem für ein Vorspiel zur Vorstellung gehaltenen ausgezeichneten Feuerwerkspaß.

Lori wußte, was es war. Feuer war es, fressendes,

rasendes Feuer! Das Ringtheater brannte, und die blödsinnige Menge ahnte nichts. Nicht ein Mund, der diesen mehr als tausend gaffenden, scherzenden Menschen den Warnungsruf entgegengeschrien hätte. Sie schwatzten und gafften, indessen mit glutroten Fittigen der tausendfache Tod erstickend über sie hinflog.

Lori hatte ihre klare Besinnung wiedergewonnen. Der ratlose Mensch mit dem käsigen Gesicht neben ihr kümmerte sie schon gar nicht mehr. Weit vorgebeugt über den Logenrand hing sie, und „Feuer! Feuer!" gellte ihr Warnungsschrei hinein in das Menschengewoge, übertönte den wüsten Lärm und drang bis in die höchsten Winkel wie ein heller Trompetenton. — „Ruhe! — Sitzenbleiben!" schrien einige wohlweise Stimmen; — „Feuer! Feuer!" klang es noch einmal schrill von ihren Lippen, — dann sank sie mit zitternden Gliedern und schlaff niederhängenden Armen in den Polstersitz zurück. —

Und jetzt geschah's. Wie von einem heulenden, heißen Hochofengebläse getrieben, erhob sich straff gebauscht der buntschillernde Vorhang gleich dem ungeheuren Segel eines Totenschiffes, hoch hinauf, weit hinausgebläht, bis übers Orchester hinaus. Und hinter ihm, unter ihm, aus ihm schoß eine Feuerschlange züngelnd, lodernd über die Menschenköpfe hinweg, als griffe sie mit tausend feurigen Rachen nach Fraß. Ein einziger Schrei aus allen Kehlen, ein Schrei, der den Herzschlag lähmte, die Sehnen erschlaffte; dann Todesstille, als hätte eine Riesenfaust ihre Finger um alle Kehlen zugleich plötzlich drosselnd zusammengekrallt. Springend, ringelnd lief die lohe Flamme von beiden Seiten die Logenbrüstung entlang, daß die

Vorhänge und dürren Zierate aufloderten und verprasselten, alle ringsum auf einmal. Tausende von Augenpaaren hatten sich unwillkürlich zugedrückt vor der sengenden, blendenden Lohe. Aber wie weit sie sich gleich danach auftaten, um einen Ausgang, eine Rettung aus diesem glühenden Todesrachen zu suchen, — nichts sahen sie als die rabenschwarze Finsternis, die sich dichter und dichter zusammengeballt in das ungeheure Menschengrab wälzte. Nur von der Bühne her glühte es zuweilen rot wie dunkles Blut aus dem wirbelnden Qualm auf.

Mit beiden Händen wollte Lori sich zur Logentür tasten, doch sie stieß in der Dunkelheit gegen die Sessel, und der dicke Qualm drang ihr erstickend ins Gesicht. Und dennoch, jetzt mußte sie dicht bei der Tür sein. Wo nur die Klinke war? Atemlos, brennenden Auges, hämmernden Herzschlags griff sie um sich, ins unerbittliche Dunkel hinein. Da stießen ihre Hände gegen einen Menschen, der keuchend, schreiend vor ihr sich bewegte. Er war's, der Mensch, der sie an rechtzeitiger Flucht gehindert und jetzt um sein Leben kämpfte. Schonungslos, in rasender Verzweiflung, auch mit ihr, denn wie sie an ihm seitlings vorbei mit ausgestrecktem Arm zur Tür strebte, fühlte sie sich von seinen ausgespreizten, krallenden Fingern gepackt und zurückgeschleudert, daß sie mit dem Hinterkopf auf eine Sesselecke aufschlug. Strauchelnd erhob sie sich und sah durch den glutüberstrahlten Rauch einen Augenblick lang, wie jener Mensch gegen die Tür, die sich nach außen öffnen sollte, mit dem Fuße stieß und stieß und nicht zum Ziele kam. Von dem Logengang aber, draußen vor der Tür, scholl das grausige Geheul

und Gewinsel der sich davor zusammenballenden Menschen herein, und Lori war's, als seien dort, wohin sie sich retten wollte, die Bestien aus einem gewaltigen Raubtierhaus losgebrochen und strebten vergebens ins Freie, sich anfauchend, anbrüllend, zerfleischend.

Da, mitten durch das Geheul — horch! ein Ruf, ein Schrei, wie wenn etwas zerreißt, wie ein Blitz: „Lori!" — „Lori!" Dann ein noch wilderes Geheul, ein lauteres, von draußen, — weit auf klafft die Tür. Sie sieht ein rauchgeschwärztes Gesicht, zwei Arme, die nach ihr greifen, fühlt sich vom Boden gehoben, getragen, mitten hinein in das Geheul; doch ist es ihr, als verstummt das schnell, als wandelte es sich in ein erwürgtes Geröchle. „Halt' dich fest!" stöhnt Peter Petersen ihr ins Ohr, „ich bring' dich hinaus! da — halte dir das Tuch vor den Mund und mach die Augen zu!"

Er hatte ein Wachszündhölzchen angestrichen und hielt es hoch empor, während Lori sich mit beiden Armen um seinen Hals klammerte. Aber sie konnte die Augen nicht schließen: das Höllengrausen ringsum riß ihr sie immer wieder auf. Sie sah sich über Haufen gestürzter, aufeinandergeschichteter Leiber. Das regte sich noch zuckend; das röchelte und wimmerte noch, Arme streckten sich empor und griffen kraftlos nach ihr; weitgeöffnete, glasige Augen schauten sie an; Lippen öffneten sich zu einem Schrei, den kein Ohr mehr vernahm. Und hinter ihr her ein Keuchen, immer aus demselben Munde, und ein Festhalten und Zerren an ihrem Kleide, als klammerte sich jemand dort hinten fest an ihr. Peter schwankte bei jedem Schritt; er trat nicht auf festen Boden; der Weg ging über drei- und vierfache Schichten von Menschenleibern. Lori war's,

als schaukelte sie in kleinem Kahn über trägen, schlammigen Wellen — ihr wurde so übel — die Welt drehte sich um sie, um und um, immer schneller, immer wirbelnder, immer enger, und dann war alles versunken.

* * *

Wo war sie? Lärm um sie her, aber anders als vorhin. Und nicht mehr der Qualm und das schwanke Gewoge unter ihr; auch nicht mehr die Finsternis mit dem flackernden Zündlichtchen darüber. Und über ihr — o welch Entzücken! — wehte freie, feuchtkühle Gottesluft, und hoch oben war der Himmel und schimmernde Sterne dran. Gerettet — und auf Peters Armen — draußen! —

An einen Laternenpfahl gelehnt stand Peter Petersen und atmete tief. Er war barhäuptig; seine dicken, blonden Locken hingen ihm wirr auf die Stirn und waren vom Schweiß verklebt. Ein dünner Blutstreifen sickerte aus einer flachen Wunde über der einen Braue in seinen halbversengten Vollbart. Er war noch wie zerbrochen; nur als er erkennend seine Augen weit und weiter öffnete und seine Blicke in Loris Augen tauchte, da glänzte es über sein Gesicht, und aus keuchender Brust kam es leise: „Lori, lütje Lori!" Und auf seinen Armen ruhend wie ein Kind fühlte sie sein Herz starken Schlages an ihrem Leibe, und ein zitternder Strom heißen Liebesgefühls flutete ihr durch alle Adern. Glückselig schloß sie die Augen, um diese Wonne tief im Innern nachbeben zu lassen.

Ein wüstes Schreien dicht vor ihr weckte sie. Eine barsche Befehlsstimme herrschte jemand an: „Machen Sie fort da, aus dem Weg, Sie Trottel, sonst werden S' von

der Spritzen übergefahren!" — Und dann sah sie, wem das galt: ein Feuerlöschmann hatte einen Menschen am Rockkragen gepackt und zur Seite gestoßen, und nun stand der mit blöd aufgerissenem Mund und lallender Zunge vor ihr und grinste sie mit gläsernen Blicken an. — Windler! Der zerrissene Frack flatterte in Fetzen um den frostig zitternden Leib; die weiß gewesene Seidenkrawatte baumelte ihm, an einer dünnen Strähne hängend, über dem Bauch, und die Miniaturorden sämtlicher südosteuropäischer Staaten klingelten leise an dem goldenen Kettchen über seiner Brust.

Lori sah ihm fest ins Gesicht; er erkannte sie schwerlich. Das also war das Geschöpf, um das sie hatte meineidig werden wollen an dem Manne, der sie hier auf seinen Armen trug! — Ein unsagbares Gefühl körperlichen und seelischen Ekels quoll ihr in den Hals hinauf; es schüttelte sie, als müßte sie sich erbrechen. Ekel vor dem da, Ekel vor sich selbst und eine Empfindung der Scham, die ihr den Atem versetzte. Sie wollte schreien, sie wollte den Arm heben, die Faust ballen und nach ihm schlagen. Aber sie war so ohnmächtig an allen Gliedern. Der Mensch da stand noch immer zitternd vor ihr und stierte sie an mit dem offenen Faunenmunde. Ihr war's, wie wenn er ihr näher und näher käme, — und dann, ohne ein Wort, ohne einen Schrei spie sie ihm ins Gesicht.

Über Peter Petersens Seele flog es wie ein Blitz; er reckte sich stracks in die Höhe, drückte einen zärtlichen Kuß auf Loris Augen und schritt mit ihr auf den Armen durch die raumgebende Menge über die Straße, auf die noch immer der Funkenregen aus dem brennenden Theater niederfiel.

Ein Bekenntnis

Sie kennen unsere Gegend nicht?" fragte mich höflich mein vor kurzem eingestiegenes Gegenüber, als ich getrieben von der sehnsüchtigen Freude des nahen Wiedersehens der Heimat nach mehr als einem Jahrzehnt mich unablässig zum Fenster des Eisenbahnwagens hinausbeugte, und immer eifriger, forschender, je weiter der Zug nach dem östlichsten Hinterpommern fuhr. Ich mußte lächeln: hatte der liebenswürdige alte Herr mit dem burgunderrosigen Gesicht und dem dicken, schneeweißen Schnurrbart des pensionierten Majors, oder vielleicht gar Obersten, etwa geglaubt, diese bescheidene Landschaft mit ihrer nur dem liebenden Herzen des Eingeborenen verständlichen Schönheit sei so reizvoll, daß gerade ein Fremdbürtiger sie so besonders staunend beschauen müsse?

„Sie meinen," erwiderte ich, „weil ich mich nicht satt sehen kann an kahlgemähten Wiesen, schwarzen Torfmooren und knallroten Ziegelscheunen? Ich bin ein ebenso guter Hinterpommer wie Sie wahrscheinlich auch, Herr Oberst," sagte ich, aufs Geratewohl ihm einen Titel gebend.

„Nur Major, mein Herr, Major von Nostiz. Aber das freut mich recht, daß wir Landsleute sind. Sie lasen vorhin so emsig, daß ich Sie nicht fragen mochte, und erst seit einer Viertelstunde sind Sie Feuer und Fett für die Landschaft rundum."

„Ja, weiter reicht eben mein engeres Heimatgefühl nicht als etwa eine Eisenbahnstunde westlich und östlich von Stolpwitz."

„Also auch aus Stolpwitz!" Und der Major blickte mich an, als müßte er mich unbedingt kennen. „Sie sind allerdings ein ganz Teil jünger als ich, aber kennen sollte ich Sie doch —"

„Doktor Franz Runge ist mein Name." Wir tauschten die Karten.

Natürlich kannte er mich nun sofort, kannte auch den Zweck meiner Reise: mir war die Stelle als Oberarzt des städtischen Krankenhauses in Stolpwitz angeboten worden, und bevor ich mich entschied, wollte ich meinen zukünftigen Wirkungskreis an Ort und Stelle einmal in Augenschein nehmen. Der Major wußte sogar noch, daß ich gleichzeitig mit seinem zweiten Sohn, der bei Beaumont gefallen war, im Franzosenkriegsjahr das Abiturientenexamen gemacht, und freute sich nicht wenig, daß ich, dem beim bloßen Namen seines Sohnes die ganze Primanerzeit mit wunderbarer Lebendigkeit aus der Gruft der Jahre auftauchte, ihm manchen schönen Zug seines geliebten Axel auffrischen konnte.

So kamen wir, wie es bei engsten Landsleuten unter solchen Umständen sich leicht gibt, in ein lebhaftes Frage- und Antwortkreuzfeuer. Namen auf Namen aus meiner Jugendzeit flog zwischen uns hin und her, und endlich, aber mit Bangen, tat ich auch die Frage nach ihm, dem liebsten Freunde meiner Knaben- und ersten Jünglingsjahre, der mir durch unerklärliche Fügung so rätselhaft entfremdet und dann wie verschollen war: Tassilo Karzin.

Ich sprach den Namen zögernd aus; mir war's, als müßte ich eine Antwort hören, die mir über die ersten Tage in der wiedergewonnenen Heimatstadt einen grauen Schleier breiten könnte. Und doch, wie ich ihn aussprach, quoll mir eine heißflutende Blutwelle mit stürmischer Schnelligkeit zum Herzen. Noch einmal fühlte ich alle Süßigkeit leidenschaftlicher Jugendfreundschaft. Ich sah den stillen Garten hinter dem väterlichen Pastorhause, in dem ich mit Tassilo nach einem Tage voll inniger Schülervertraulichkeit, nach wechselseitigen Herzensoffenbarungen Brüderschaft beschworen und Umarmung und Kuß getauscht, — die wir uns sonst nach steifer Primanersitte nur „Sie" genannt. Es war wie die Erinnerung an erste, ferne Liebe. Und wie wir uns geschämt hatten, als sein Vater, der gute alte Pastor Karzin, uns erst wegen unserer erglühten Gesichter geneckt, bis er dann merkte, es sei unsern jungen Herzen so Ernst damit, wie es eben erster Freundschaft und erster Liebe nur Ernst sein kann.

„Tassilo Karzin?" wiederholte der Major, — „und von dem wissen Sie nichts? Der war ja mit Ihnen und meinem Axel zusammen in Prima und im Kriegsexamen unter dem famosen alten Direktor Schütz."

„Freilich, freilich war er das; aber seitdem — —"

„Nun ja," meinte er, „ich kann mir's wohl denken, daß auch Sie mit ihm zerfallen sind wie alle, die mit ihm in Stolpwitz jung gewesen."

„Nicht eigentlich zerfallen," entgegnete ich; „es muß irgend etwas Unheimliches über ihn gekommen sein, schon vor langer Zeit, ich denke, gleich nach dem Kriege, und das hat uns auseinandergerissen."

„Also auch Sie wissen nicht, was es gewesen sein kann?" fragte der Major.

„Ich weiß überhaupt nichts von ihm, als daß er schwer verwundet auf dem Kriegsschauplatz in Lothringen ins Lazarett kam; das hat er mir durch eine kühle Feldpostkarte von dort mitgeteilt. Später, aber natürlich erst nach Jahren, ich denke, es war 1874, erhielt ich eine gedruckte Anzeige seiner Vermählung mit — —." Ich stockte, der Name war mir entfallen.

„Mit einem Fräulein von Zitzewitz, nicht wahr?"

„Richtig. Mit Emma von Zitzewitz. — Gott, daß einem so etwas entfallen kann, und ich war doch in Sekunda und Prima mit zwei Zitzewitz zusammen. Aber das sind nun bald fünfzehn Jahre her, Herr Major."

„Ja, soviel, wie mein Axel tot ist. — Nun, und dann?"

„Ein Jahr darauf bekam ich von Karzin wieder so eine kaltherzige, gedruckte Anzeige: ein Sohn war ihm geboren; aber auf alle meine Glückwünsche, Briefe und Anfragen keine Antwort. Ich hab' mir keinen Vers drauf machen können."

„Wundert mich nicht groß," sagte der Major und strich die Schnurrbartzipfel nachdenklich in die Höhe. „Wir werden in Stolpwitz alle nicht aus ihm klug; selbst das Konsistorium in Stettin hat sich schon mit seinem eigentümlichen, fast anstößigen Benehmen beschäftigt; indessen sein Amt versieht er mit geradezu peinlicher Strenge, eigentlich weit über seine sinkenden Kräfte hinaus, und so kann man ihm nichts anhaben."

„Ich bin nur froh," rief ich erleichtert, „daß er noch lebt. Als auf meine Briefe, die ich im Anfang mindestens

alle Jahre an ihn richtete, gar keine Antwort kam, dachte ich schon das Ärgste."

„Das Ärgste? Sie meinen den Tod. Wer weiß, ob das für ihn das Ärgste gewesen wäre!" bemerkte der Major mit geheimnisvoller Stimme. „Überhaupt, lieber Doktor, was ist das Ärgste? Die Menschen, besonders die Zivilisten, denken immer, es sei der Tod. Na, den hab' ich hundertfach, tausendfach um mich her gesehen, bis er selbst einmal dicht an mir vorüberpfiff und mir bei der Gelegenheit einen Streifdenkzettel an die Rippen gab, der genügt hat, mich sehr unverschuldet an der Majorsecke haltmachen zu lassen. Bei Gravelotte war's gewesen. — Ja, aber was wollte ich sagen? Der Tod, was so ein richtiger, schneller Tod ist, der auf dem Schlachtfeld zumal, ist ein Kinderspiel. Es gibt Schlimmeres, und ich glaube, Ihr Freund Karzin würde mir das bestätigen."

„Wie geht es ihm denn jetzt? — Denn Sie kennen ihn offenbar genauer."

„Ja, was man so genauer kennen heißt! Wer kennt ihn genauer, außer seiner Frau, und auch die scheint nicht viel von ihm zu wissen. Und dabei war's eine richtige Liebesheirat, mit allem romantischen Zubehör, auch mit dem anfänglichen Widerstand der Eltern der Frau. Na, Sie können sich's ja denken: die Zitzewitzens, uralter Adel. — Ich frage Sie, lieber Doktor, wann kennt überhaupt ein Mensch den andern? Karzin lebt unter uns, er ist unser Prediger an St. Marien seit zehn Jahren, er predigt, tauft und traut und bestattet fast Tag um Tag, geht ungerufen in die Kabachen der Armen und Kranken und bei unserer großen Pockenepidemie

Anno fünfundsiebzig hat er selbst infolge seiner Krankenbesuche wochenlang zwischen Tod und Leben gelegen. Kurz, er ist ein Geistlicher und, was noch mehr, ein Christ, wie ich nicht viele gesehen habe; aber den Donner auch, wenn man weiß, wie man mit ihm dran ist. Er scheint etwas aus dem Feldzug mitgebracht zu haben," setzte der Major hinzu und machte eine Bewegung mit dem Zeigefinger nach der Stirn, — „ich meine etwas andres noch als den Flintenschuß in den Brustkasten, den Säbelhieb über den Oberarm und das Eiserne Kreuz."

„Er ist aber als geheilt entlassen worden, so viel ich weiß."

„Ja, was man so geheilt nennt," sagte der Major bedächtig, — „hineingucken könnt Ihr Mediziner auch nicht. Ich bleibe dabei, es muß ihm irgendwo eine Schraube gelockert oder vielleicht zu fest angedreht worden sein. Na, Sie müssen das ja besser verstehen und werden ihn wohl bald sehen."

Gern hätte ich den Major von den Blücherhusaren noch weiter über meinen alten Tassilo ausgefragt, aber er war auf den ersten Bremspfiff dicht vor Stolpwitz aufgesprungen, packte geschäftig seine sieben Sachen zusammen und sagte mir nur noch: „Morgen sind wir ohnehin alle im Schützensaale beisammen, — Sie wissen ja: Sedanfest. Ich gehöre zum Kriegervereinsvorstand, Karzin natürlich auch. Sehen Sie, da hängen schon ein paar Fahnen heraus. — Empfehle mich, — morgen können Sie mir sagen, wie er Ihnen vorgekommen. Auf Wiedersehen, Doktor!"

* * *

Ich hatte von Tassilo in all den Jahren so wenig gesehen noch gehört, daß ich zuletzt nicht einmal wußte, ob er lebe, geschweige daß er jetzt in Stolpwitz sei, und ich mußte mir zu meiner Beschämung gestehen, daß ich beim Antritt dieser Reise in die Heimat an Tassilo kaum gedacht hatte. Das kurze Gespräch jedoch im Eisenbahnwagen hatte genügt, um eine so sehnsüchtige Neugier nach ihm in mein Herz zu gießen, daß ich mich nach einer oberflächlichen eiligen Auffrischung im „Preußischen Hof" und nach schnell eingezogener Erkundigung über des Predigers Karzin jetzige Wohnung sofort auf den Weg machte. Er wohnte in demselben Häuschen, in dem sein Vater über vierzig Jahre lang als Pastor von St. Marien gewaltet.

Ein wolkenloser, tiefblauer Himmel leuchtete bei sich neigender Abendsonne über der sich zum morgigen Feste rüstenden kleinen Stadt. Der Lärm des Wochenmarktes war verhallt; der Platz, auf dem er abgehalten, längst gesäubert. Aus vielen Dachluken der hohen braunen Giebel flatterten schon die Fahnen. Niemand erkannte mich, wie ich über den holprigen Markt zum Neuen Tor hinausging, obgleich mir als dem einzigen „Fremden" der kleinstädtischen neugierigen Augen viele nachblickten. Und wie die Fahnen mir zu Häupten rauschten und der sanfte Abendwind durch die Kronen der Linden wehte, da stand er wieder vor mir, jener erste Sedantag, ganz solch ein blauer, sonniger Tag wie heute, nur daß die Lindenbäume damals ein wenig niedriger und schmäler gewesen waren. Auch damals hatte das Städtchen geflaggt, freilich noch mit schwarzweißen Fahnen, denn der Norddeutsche Bund mit seinem Schwarz-Weiß-Rot hatte

236598

sich in kurzen vier Jahren diesen fernen Winkel von Hinterpommern noch nicht erobern können. Und gerade an jenem ersten Sedantage hatte ich das letzte Lebenszeichen von Tassilos eigener Hand erhalten. Jetzt fiel mir's auch ein, von wo: aus dem Lazarett in Sainte Marie. Die paar Zeilen waren mit zitternder Hand geschrieben, und in einer lateinischen Nachschrift hatte er sich deswegen entschuldigt: „Scripsi in corporis et animi tormentis" — „ich schrieb's in Qualen des Leibes und der Seele". — An seine Seele hatte ich damals nicht weiter gedacht, sondern mich nur nach seiner Gesundheit erkundigt; mit der Seele werde es dann schon recht werden. Und nun war es nach allem Anschein doch nicht recht geworden, sondern gar so schlimm, daß es ihn unempfindlich für Jugendfreundschaft und zu einem Sonderling unter den Mitbürgern gemacht. Wie er jetzt aussehen mochte? Ob ich ihn wohl gleich wiedererkannte, wenn ich ihm nicht in seinem Hause, sondern hier in der Lindenallee begegnete?

Da stand ich schon vor dem ganz von großblättrigem Efeu, Kletterrosen und blühender Klematis überspannenen Predigerhäuschen, unter demselben Apfelbaum, in dessen Gezweig ich mit Tassilo am Tage der Kunde von der Kriegserklärung in jenen Sommerferien gesessen, die reifen Äpfel gepflückt und dabei — zur Übung für das bevorstehende Examen — in schwülstigen ciceronianischen Drechselphrasen Latein gesprochen hatte. Still und friedlich wie damals lag das Häuschen da im Grünen. Und nun trat er selbst auf mein Klingeln in die Tür, ich erkannte ihn wieder, auf den ersten Blick, — und prallte

schmerzlich entsetzt vor ihm zurück. Auch er hatte mich sogleich erkannt, und ein unsäglich bitteres Lächeln über mein Entsetzen beschattete einen Augenblick, aber nur einen, seine Züge. Dann fragte er mich, und seine markloſe Stimme steigerte meine Schmerzempfindung: „Du wolltest zu mir?“ —

Ich fand kein Wort der Erwiderung, sondern starrte noch immer wie versteinert in sein Gesicht und horchte auf den längst verhallten Klang seiner Stimme.

Sein Gesicht! Es waren nicht die tiefen Pockennarben, die mich so erschreckt hatten. Im Gegenteil, sie gaben ihm etwas Rührendes, Mitleidgebietendes. Aber eine gelbliche Bläſſe bedeckte sein ganzes bartloſes Gesicht bis unter die Haarwurzeln, und die wie im Fieber glänzenden großen Augen lagen tief in ihren Höhlen. In mir regte sich der Arzt, und schweigend begann ich meine Diagnoſe, als ein zottiges, schwarzgelbes allerliebstes Ungeheuerchen von Affenpinscher kläffend auf mich losgesprungen kam, mich anbellte und dabei immer fragend auf seinen Herrn blickte, was der ihm wohl über mich sage. Das Tierchen war augenscheinlich an Besuche nicht gewöhnt. Als Tassilo ganz still blieb, bellte es mich mit gesteigerter Wut an. Ein schöner schlanker Knabe mit langen braunen Locken über dem weißen Halskragen erschien im Hintergrund und rief das zornige Tierchen zurück: „Komm, Droll! Artig, Droll!“

„Und das ist dein Sohn?“ fragte ich Tassilo, froh, eine Frage zu finden, die uns vielleicht über die ersten Minuten hinweghülfe und in ihm eine Herzensſaite anschlüge.

Er warf einen teilnahmlosen, kurzen Blick auf den Knaben und sagte mit derselben klanglosen, müden Stimme wie vorher: „Ja, das ist mein Sohn. — Ach so, ich vergaß ganz, dich willkommen zu heißen, Franz; sei mir nicht böse darum und tritt ins Zimmer!“

Ich mochte eine Bewegung gemacht haben, als wollte ich ihn umarmen, aber er zuckte mit dem Oberleib zurück und machte es mir selbst unmöglich, seine Hand zu ergreifen.

Stumm hieß er mich durch einen matten Wink des Kopfes auf dem Sofa seines Arbeitszimmers niedersitzen; stumm saß er selbst in den ersten Minuten unsres Beisammenseins mir gegenüber da. Zwischen uns bedurfte es gewiß nicht der gewöhnlichen Regeln der Höflichkeit, das wußte er so gut wie ich; dennoch mußte er fühlen, daß er zuerst zu sprechen hatte.

„Ich freue mich sehr, dich wiederzusehen,“ sagte er leise; dann aber sprang er heftig auf und eh' ich mich dessen versah, hing er an meinem Halse und schluchzte: „Ja, ich freue mich, Franz. O, wie ich mich freue! O, wie gut von dir!“

„Beruhige dich, mein lieber Taß, mein alter lieber Junge — ja doch, ja doch.“

„Laß mich nur, du kannst ja nicht verstehen, wie ich mich freue. Ach, du bist noch einer aus der guten Zeit vorher.“ Sein Schluchzen wurde so heftig, daß es seine Stimme erwürgte. Mir füllten sich über seine Art, sich zu freuen, die Augen voll Wasser.

Er ließ mich endlich los, trocknete sich die Tränen von den Wangen, ungeschickt mit dem Rockärmel wie ein

Kind, und sagte mit einiger Aufregung, nur um seine Stimme wieder in die Gewalt zu bekommen: „Du bist — mir doch — nicht böse, daß ich dich so empfangen habe?"

„Unsinn, Menschenskind. Böse! Du hast mich ja empfangen, wie mein alter lieber Taß, der du im Grunde immer gewesen bist."

„Sehe ich wirklich so sehr verändert aus?" fragte er mich beklommen.

„Wie kommst du auf die Frage?"

„Meinst du, ich habe dein Zurückprallen bei meinem Anblick nicht gesehen? Ja, ja, Bester, die Pocken spaßen nicht. Nur gut, daß ich meine Frau schon hatte."

„Und dann noch eine Kugel in die Brust und einen Pallasch zolltief in den Arm!" setzte ich hinzu.

„Die Kleinigkeiten sind längst ausgeheilt!" sagte er abwehrend, fast verächtlich.

„Na, Kleinigkeiten können es doch nicht gewesen sein, sonst hätten sie dich nicht so mitgenommen."

„So?!" erwiderte er und blickte mich herausfordernd an. „Ach, sieh mal, was du klug bist, — ihr Ärzte hört ja das Gras wachsen."

Ich mußte ihn immer forschend ansehen, um meinen alten Tassilo, den braunlockigen, stolzaufgereckten Jüngling mit den blitzenden Augen und dem heiter glänzenden Gesicht in ihm zu suchen. Die allgemeine Ähnlichkeit war für den Wissenden wohl noch da, doch alles in seinem Gesicht war verwelkt, gealtert, wie bei einem Greise. Ich wußte lange nicht, was es sein mochte; ein körperliches Leiden war das sicher nicht. Dann fiel es mir ein: so sah nur ein Mensch aus, der vom Leben nichts, rein gar

nichts mehr hofft, der nur noch lebt aus dem Heldenmut der Pflicht, für andre, nicht für sich, dem das Leben nicht mehr die freundliche Gewohnheit des Daseins ist. Es war in ihm etwas Absterbendes, was aus den tiefsten Wurzeln seines Wesens durch alle seine Lebensfasern dringen und alles vergiften mußte. Hier war mit neugierigen Fragen nichts getan; was er mit sich schleppte, mußte er selbst mir offenbaren, sonst half ihm auch ein Aussprechen nichts. So blieb mir nichts andres übrig, als mich wenigstens nach seinen äußeren Geschicken, die sich so glänzend gestaltet, zu erkundigen, und je mehr ich erfuhr, desto höher stieg mein Erstaunen und Grauen über die Gegensätze in diesem Menschenleben.

„Du bleibst heute natürlich bei uns zum Abend," sagte er, diesmal mit etwas hellerer Stimme.

„Ja, wenn es dir wirklich Freude macht und ich deiner Frau recht bin."

„Meiner Frau recht? Die schlachtet sogleich ihre drei blauen Tauben oder ihre weiße Lieblingshenne vor Freude, wenn sie hört, daß du da bist und mir Gesellschaft leisten willst, besonders heute vor dem Sedanfest."

„Kann ich sie sehen? — Sie ist nicht zu Hause?"

„Sie ist auf dem Kirchhof, — du weißt, ihr Bruder Hellmut, er war ja auch einer von uns fünfen im Examen. Bei Sedan gefallen. Sie haben seine Leiche hieher gebracht, und da ist sie sein Grab für morgen schmücken gegangen."

„Hellmut von Zitzewitz auch tot?"

„Ja, — ach und noch mancher, den wir beide gekannt haben. Die Namen findest du alle auf der Kriegersäule am Bismarckplatz."

„Der arme Hellmut!“ seufzte ich.

„Wie kannst du solchen Unsinn schwatzen!“ rief er zornig. „Armer Hellmut! Was weißt du davon? Bis ins Jenseits reicht doch euer bißchen Wissen nicht. Als ob es wunder welch Unglück wäre, in Ehren zu sterben, die Stirn tapfer dem Feinde zugekehrt und die Todeswunde mitten in der Brust! So war's mit Hellmut.“ — Dann setzte er mit ganz leiser Stimme hinzu, als spräche er nur mit sich: „Ich wollte, mir wär' es so gut geworden wie ihm!“

„Jetzt hab' ich's satt, Tassilo!“ und ich packte ihn ganz derb am Arm. „Du willst ein Diener des Herrn sein, predigst wohl gar salbungsvoll über das Wort, daß der Herr alle Haare auf unserm Haupte gezählt hat, und dann tust du solche schandbaren Aussprüche, deren du selber dich so schämst, daß du sie in deine Halsbinde hinein murmelst!“

„Es steht nirgend verboten, die Toten zu beneiden,“ sagte er kleinlaut.

„Laß die Toten ihre Toten begraben!“ schrie ich ihn ärgerlich an. „Du aber lebst und hast für Lebende zu leben, und damit basta! Ich habe mir's wohl denken können, daß hier nicht alles stehe, wie es stehen soll. Auf keinen Brief hast du mir eine Antwort gegeben, — beschworene Freundschaft und Brüderschaft ist dir ein Pappenstiel geworden und — guten Abend!“ Ich hatte mich in einen solchen Ingrimm hineingeredet, daß ich in vollem Ernst die Hand heftig auf die Klinke legte.

Da wurde die Tür sacht von draußen geöffnet, und die Frau Pastorin trat ins Zimmer. Ich hatte sie als

Mädchen nicht gekannt, hatte nur von ihrer Holdseligkeit gehört, für die schon damals einige gefühlvolle Primaner schwärmten, wenn sie der Zitzewitzischen Gastfreundschaft in Weihnachts- oder Osterferien gewürdigt wurden, — und stand nun vor ihr mit einer sichtbaren Erregung auf dem Antlitz. Der laute Ton meiner zornigen Rede mußte ihr durch die Tür entgegengehallt sein.

Sie war fast so groß wie Tassilo und erschien beinah noch größer, weil sie sich kerzengerade hielt, während er haltlos immer in sich zurücksinken wollte. Ihre einstige mädchenhafte Holdseligkeit hatte sich, ohne dadurch viel einzubüßen, in eine über ihre ganze Gestalt und ihr Gesicht ausgegossene Mütterlichkeit verwandelt. Sah man sie an, so hatte man ein Gefühl, als möchte sie alles unter ihre schützenden Arme nehmen. So gleich bei ihrem Eintritt ihren gescholtenen Mann: sie streckte wehrend ihre Hände zwischen ihm und mir aus, stand hochaufgerichtet da und maß mich mit Augen, denen man wohl ansah, daß sie zornig blicken wollten, aber es schwer fertig brachten. Sie war ganz in Schwarz gekleidet, und von ihren Kleidern ging ein feiner Blumenduft aus, den sie von den überblühten Gräbern mitgebracht.

„Dies ist mein lieber alter Franz, mein Herz, von dem ich dir so viel erzählt," sagte Tassilo und nahm mich bei der Hand, um ihr zu zeigen, daß wir uns nicht gerade in den Haaren gelegen.

„Ach, Sie sind es!" sagte sie mit einer Stimme, aus der es klang wie ein Glockenton der Hoffnung. „Und Tassilo hatte mir gar nichts von Ihrem Kommen gesagt!"

„Meine Gnädige, ich habe selbst noch vor ein paar

Stunden keine Ahnung gehabt, daß ich meinen liebsten Jugendfreund heute wiedersehen würde."

„Macht es dir etwas, mein Herz," sagte Tassilo zu der stattlichen Frau, „wenn der Doktor dich nennt, wie du heißest — Emma? Er gehört ja zur Familie."

„Mir? Mir macht es Freude!" rief sie. — „O dies einzige Glück, jetzt wird alles wieder gut werden! Ach, mein lieber, lieber Taß!" Sie warf sich ganz aufgeregt an seine Brust, so daß er sie in seine Arme schließen mußte. Bald faßte sie sich aber wieder und wand sich sanft los: „Sie müssen sich nicht allzusehr verwundern, lieber Freund, wenn Sie mich so aufgelöst sehen. Sie wissen doch, nicht wahr, mein armer Mann ist so — so eigen geworden — es ist ihm vom Kriege nachgeblieben."

„Ich weiß, Frau Emma, und ich weiß nicht; aber was es auch sei, es muß nun anders werden, denn jetzt bin ich da und ich bin ein Stück seiner Jugend, nicht wahr, mein alter Junge? Und da wird er sich wieder besinnen, wie es einst gewesen."

„Ich klage ja nicht meinetwegen," sagte Frau Emma; „ich hab' ihn eigentlich nie anders gekannt; aber ich habe doch das Gefühl gehabt, so kann er nicht immer gewesen sein. Sie sagen es hier ja auch alle."

Bei alledem saß Tassilo da, als ginge ihn das, was wir sprachen, gar nichts an. Er horchte aufmerksam hin, doch so, als sprächen wir von irgend einem Fremden.

„Ich sorge sogleich für das Abendessen; ich muß nur erst nach unsrem Franz sehen, nach dem Kleinen," — damit ging sie aus dem Zimmer.

„Dein Sohn heißt Franz?" fragte ich Karzin.

„Ja, wie sollte er anders heißen?"

„Du hast also meiner gedacht, und doch hast du mir nicht geantwortet, als ich dir zu deinem Knaben Glück wünschte, hast Brief auf Brief unerwidert gelassen, als sei ich dir ein Wildfremder geworden. Willst du es mir endlich sagen, was es ist, oder nicht?"

„Später vielleicht. Noch nicht. Laß mir Zeit."

„Also es ist etwas! Etwas Greifbares?"

„Greifbares? Nein — ja — ich weiß nicht. Frag mich nicht, jetzt nicht."

„Weiß deine Frau darum?"

Er sprang entsetzt auf: „Meine Frau? Wäre sie meine Frau geworden, wenn sie es gewußt hätte?! Nein, nein, im Leben nicht — o, es ist entsetzlich!"

Er warf sich in den Lehnsessel vor seinem Schreibtisch, schlug beide Hände vors Gesicht und verharrte in regungslosem Schweigen. Draußen schimmerte die blutrot untergehende Sonne durch das gelichtete Geäst des Apfelbaumes. Dann erlosch sie, und fahles Grau füllte das Zimmer.

Frau Emma kam mit der angezündeten Lampe in der einen Hand, an der andern den Knaben. Bei ihrem Eintritt erhob sich Tassilo, ging ans Fenster und starrte in den Abend hinaus. Sie warf mir einen verstehenden Blick zu und gab dem kleinen Franz einen Wink. Der zauderte erst ein wenig, dann ging er zu seinem Vater ans Fenster, faßte dessen rechte Hand und sagte: „Darf ich hier bleiben?"

„Ja, gewiß darfst du."

„Und nun," sagte Frau Emma, „mußt du deinem

Namenspaten hier zeigen, was du Schönes gelernt haſt. Dies iſt der Onkel Franz."

Der Junge ging heiter zutulich auf mich zu und reichte mir ſeine feine Knabenhand, mit der er ganz kräftig die meine drückte. Ich ließ mich mit ihm in eine Unterhaltung ein. Was hätt ich auch ernſtliches in ſeiner Gegenwart mit dem Vater ſprechen können! Der liebenswürdige raubnlockige Junge war uns allen dreien eine wahre Erlöſung aus unſrer ängſtlichen Spannung. Welch ein Glück, dachte ich, daß dieſe beiden armen Menſchen, einander ſo nah und doch ſo fremd, wenigſtens dies eine ſtarke, lebendige Band haben! Was möchte ſonſt ſchon aus ihnen geworden ſein!

Hei, und wie der Beſcheid wußte, der kleine Quintaner! Latein ſchien allerdings nicht ſeine ſtärkſte Seite zu ſein. Auch das hatte er von ſeinem Vater, deſſen lateiniſche Aufſätze oft des guten Direktors Entſetzen geweſen. Aber in der brandenburgiſch-preußiſchen Geſchichte und in Geographie war er ein wahrer Held, und ich mußte lächeln über dieſes ſeltſame Spiel der Natur: auch Taſſilo war von jeher in beiden Wiſſenſchaften der Beſte ſeiner Klaſſe geweſen, zur geringen Zufriedenheit ſeines durch und durch klaſſiſch gebildeten Vaters, der an einem Theologen, und das mußte Taſſilo natürlich auch werden, ganz andre Dinge rühmte als Geſchichte und Geographie.

„Na, dann erzähle mir mal etwas vom deutſch-franzöſiſchen Kriege, von dem letzten," ſagte ich arglos zu dem Knaben. Taſſilo machte eine Bewegung, als wolle er ſeinem Knaben den Mund zuhalten; indeſſen der merkte nichts davon und fing nun an zu erzählen: auswendig

Gelerntes, Geleſenes oder Gehörtes durcheinander, aber alles in einer merkwürdig kraftvollen Sprache und mit ausdrucksvollen Gebärden. Und nun kam er zur Schlacht bei Gravelotte und erzählte: „Und da iſt mein Vater auch bei geweſen und er hat bei den Einundſechzigern unter dem Oberſten von Wedell geſtanden, und wie die Franzoſen vorübergeritten ſind, da iſt er vorgetreten, ganz allein, und hat ſie alle aufgehalten und totgeſchoſſen, und dafür hat er das Eiſerne Kreuz bekommen vom Kaiſer Wilhelm ſelber, und der Kronprinz — —"

Ein Stöhnen aus wunder Bruſt ertönte vom Fenſter her, lauter als die ſchrille Erzählung des Knaben, ſo daß dieſer erſchreckt innehielt und ſich an ſeine Mutter ſchmiegte.

„Du weißt, der Vater mag das nicht immer hören, Franz. Warum erzählſt du es dennoch?" ſagte Frau Emma und ſtreichelte dabei des Knaben geſenktes Köpfchen.

„Es iſt doch aber wahr," ſagte das Kind mit weinerlicher Stimme, „und ſie ſagen es ja alle; warum ſoll ich es denn gerade nicht ſagen?"

„Franz, geh hinaus!" ſagte der Paſtor mit einer Härte im Ton, die mich empörte. Aber da trat wieder ſeine herrliche Frau mit geteilter und gedoppelter Liebe zwiſchen den Vater und das weinende Kind und ſagte: „Haſt du ſchon unſrem lieben Freunde den Garten gezeigt? — O, Sie müſſen unſern Garten ſehen!" mit einem Eifer, der nur den Zweck hatte, die rauhen Worte des Gatten an den Knaben ſchnell vergeſſen zu machen. „Es iſt noch immer hell genug draußen. Von Blumen iſt ja jetzt nicht mehr viel zu ſehen. Immerhin lohnen unſre gefüllten Aſtern und Malven, und dann habe ich ein Rieſen-

beet mit hohem Phlox. Vor allem aber lassen Sie sich den großen Pflaumenbaum in der Mitte zeigen; der ist ja mit den Jahren eine wahre Sehenswürdigkeit in der ganzen Stadt geworden und unsern Franz versorgt er jahraus jahrein mit seiner geliebten Pflaumenkreide, — nicht, mein Junge? Sie müssen nämlich wissen, die ißt die kleine Leckerzunge lieber als unsre beste hinterpommersche Butter." Sie tätschelte ihrem Einzigen liebevoll den Scheitel. „Der Baum gehört ihm, und Sie werden sehen, welche Mühe er sich mit ihm gibt. Heute früh hat er ihn mannshoch, das heißt jungenshoch, mit Teer bepinselt, um die Raupen abzuhalten, und dabei hat er sich seine neuen, schönen Turnhosen so angemalt, daß ich daraus eine preußische Fahne machen kann."

„Ach, Mama, so doch nicht, bloß zwei kleine Striche, und die gehen wieder aus," sagte Franz, der die bösen Worte seines Vaters schon vergessen hatte und sich an die Mutter nestelte.

„Sie werden ja sehen. — Nicht wahr, lieber Tassilo, du gehst mit unsrem Freund mal in den Garten; derweilen bereite ich das Abendessen. Franz hat noch sein französisches Exerzitium zu machen. Ich lass' euch rufen, wenn es so weit ist."

* * *

Tassilo ging mit mir, durch die große Glasflügeltür zwischen den Fenstern, in den Garten.

Die Sonne war nun längst verglommen, aber noch immer lag über dem früchtedurchdüfteten Garten ein blasser Abendglanz, wie er hier im nordöstlichen Deutsch-

land selbst im Spätsommer länger währt als anderswo. Auf dem kurzgeschorenen Rasen rechts und links standen hochgefüllte Säcke voll Äpfel und Birnen, und unter dem mir wohlbekannten Pflaumenbaum ziemlich in der Mitte des Gartens dufteten aus einem großen Wäschekorb die bläulich überreiften dunklen Hundspflaumen. Arglos machte ich den stumm neben mir schreitenden Freund auf den fliegenden Sommer aufmerksam, der sich schon in den engeren Gängen von Hecke zu Hecke und von Baum zu Baum spann.

„Wie meinst du? Fliegender Sommer?" fragte er ängstlich.

„Das kennst du nicht? Hier, die feinen Spinnwebfädchen, die schimmernd — — Aber was hast du?"

„Laß uns umkehren!" sagte er hastig. „Ich will sie nicht sehen. Nein, ich will nicht!"

In diesem Augenblicke überkam mich der Gedanke, Tassilos Leiden möchte vielleicht doch am Ende nichts andres sein als eine geistige Störung. Wie man sich vor den feinen, flatternden Fäden entsetzen könne, die der scheidende Sommer hinter sich verstreut, das faßte ich nicht.

„Kennst du den Major von Nostiz?" fragte ich Tassilo, um ihn auf andre Gedanken zu bringen.

„Natürlich kenne ich ihn. Auch einer meiner Quälgeister! Woher kennst du ihn denn?"

„Ich bin heute mit ihm von Köslin bis hieher gefahren."

„So? Na und?"

„Weiter nichts."

„Aber er hat dir doch erzählt von dem Sedanfest des Kriegervereins und so weiter."

„Nicht viel, nur daß wir uns dort sehen würden, du, ich und er."

„Siehst du wohl, ich und er! Der Major läßt mir keine Ruhe, er will mich durchaus — —"

„Er hat mir kein böses Wort über dich gesagt."

„Nein? Freut mich. Ich wünsche nur, er ließe mich in Ruhe und zwänge mich nicht, mich morgen an seinem Fest zu beteiligen."

„An seinem Fest?! Ist es nicht dein Fest ebensogut und unser aller Fest, aber dein Fest doch ganz besonders?"

„Es ist gerade genug, daß ich in der Predigt drauf zu sprechen kommen muß, weil morgen zum Unglück auch noch Sonntag ist, aber mit ihrem Kriegerverein und ihrem Sedanfest hätten sie mich ungeschoren lassen können. Es ist bis jetzt all die Jahre ohne mich gegangen; es wird auch morgen gehen. Dieser Major aber ist hinter mir her, wie der böse Geist. Hat er dir etwas darüber gesagt?"

„Was soll er mir denn sagen? Nicht eine Silbe!"

„Stelle dir vor: weil ich nun mal das Eiserne Kreuz habe und weil ich ein Held gewesen sein soll und so weiter, darum wollen sie mich morgen beim Bankett des Kriegervereins zum Festredner haben, und ich soll das Hoch auf den Kaiser ausbringen — ich!"

„Das finde ich nicht im mindesten wunderlich; ich wundere mich nur, daß du dich sträubst, dabei zu sein. Ist es dir etwa nicht recht, daß wir bei Sedan den Napoleonischen Bovist aufgestochen und bald darauf und zumeist

durch Sedan das aufgerichtet haben, wofür du als Primaner geschwärmt hast wie kein andrer von uns allen?"

„Ja, ja, was man nicht als dummer Junge alles für Dummheiten macht!" sagte Tassilo und spielte gedankenlos oder gedankenschwer mit einem langen Gartenmesser.

„Solche Dummheiten gehören überhaupt zu dem Besten, was wir besitzen, lieber Sohn, und ich verbitte mir ernstlich deine überlegentuenden Redensarten. Soll ich dir etwa vordeklamieren, wie Posa der Königin, ‚daß man für die Träume seiner Jugend soll Achtung tragen?' Wer von uns beiden ist hier eigentlich der Prediger? — Ich will dir etwas sagen, mein guter Taß: entweder bist du ein ganz niederträchtiger Philister geworden, und das ist das Unwahrscheinlichere, — oder du bist krank. Woran, das weiß ich noch nicht, aber ernsthaft krank, und dann kriegst du es mit mir zu tun."

„Ich bin so gesund wie du und ihr alle, und ein Philister geworden bin ich auch nicht, soweit man sich selber beurteilen kann."

„Was aber in dreier Pomuchelsköpfe Namen bist du denn, wenn du weder ein Philister bist noch krank?"

Er sah mich fest an und sagte langsam: „Ein ganz erbärmlicher Lump! — Jawohl, ich, der Ritter des Eisernen Kreuzes, der gefeierte Held von Gravelotte, der vortreffliche Diener am göttlichen Wort, und so weiter. Alles Larifari. Worte, Worte, Worte!"

„Du bist krank, lieber Tassilo, und sollst mein erster Patient hier in dem alten Nest werden."

Er schwieg und schlug die reifen Mohnköpfe mit dem Gartenmesser herunter.

Ich wollte ihn auf vernünftige Gedanken und Reden bringen: „Erzähle mir lieber, wo du deine Frau kennen gelernt; dahinter soll ja ein bißchen Romantik gesteckt haben."

„Romantik? Ich habe sie mir erschwindelt, wie alles andre eben auch."

Er war offenbar verrückt. Die letzten Worte hatte er ohne Aufregung, nur todtraurig gesprochen und mit einem Ton schonungsloser Selbstanklage, der mir durchs Herz schnitt.

„Was soll das heißen: wie alles andre eben auch?" fragte ich ihn.

„Du brauchst nur zu fragen —: Alles und jedes, Leben und Gesundheit, — eine nette Gesundheit! Dazu das Eiserne Kreuz, — na, das trage ich wenigstens nie. Dann die gute Pfarrstelle, auf der mein ehrlicher Alter zweiundvierzig Jahre gesessen. Dann meine Frau, diesen Engel des Lichts, ergo auch meinen Jungen." —

Er blieb vor mir stehen, legte mir die Hände auf die Schultern und blickte mir grenzenlos elend in die Augen: „Franz, kannst du dir eine Vorstellung machen, wie einem zu Mut ist, der Tag um Tag, ein halbes Leben lang in der Lüge steckt, mit der Lüge aufsteht und zu Bette geht? Nein, das kannst du nicht. Gott im Himmel bewahre einen jeden in Gnaden davor! Es ist entsetzlich, alles, was man sein nennt, alles, was des Daseins höhere Freude ausmacht, Weib und Kind, Amt, Ehre und guten Namen einer ungeheuren Lüge zu verdanken, einem Betrug, einer Fälschung oder noch Schlimmerem!"

„Und das sagst du mir, Tassilo, den du seit Jahren

zum ersten Mal wiedersiehst, und deiner Frau hast du es all die Jahre verschwiegen!"

„Gerade darum, weil ich es ihr so lange verschwiegen habe! In den ersten Jahren, — ach nein, da vielleicht nicht mehr; aber in den ersten Tagen, als ich sie kennen lernte, gleich im Lazarett, da hätte ich es tun sollen. Aber da verboten mir auch die Ärzte und Emma selber das viele Sprechen, hielten alles für Fieberwahn, wenn ich davon anfangen wollte, — und nun kann ich nicht aus dem Sumpf heraus. Einmal in der Lüge drin, einmal in dieses zähe Schlammoor versunken, — und kein Gott hilft einem heraus."

„So sprichst du, der Priester?"

„Ja, gerade ich, der Priester."

„Und deine Frau? Ich komme immer wieder auf sie zurück."

„O diese Scham! Die Scham vor ihr! Ich schäme mich so, daß ich sie kaum ansehen mag, daß ich oft beim reinen Glockenklang ihrer Stimme am ganzen Leibe zittere, als höbe jetzt das Gericht an. Und selbst vor meinem Knaben schäm' ich mich; je ähnlicher er mir äußerlich wird, desto mehr. Es hat eine Zeit gegeben, wo ich war wie er, alle sagen es mir, und wie ich darunter leide, das weiß nur ich."

„Aber mir wirst du dein Herz ausschütten, Mann, und sogleich!"

„Es hat sich was mit Ausschütten! — Ich möchte, aber ich glaube, ich kann es nicht. Es gibt Dinge, die man dem besten Freunde nicht sagen kann, die man sich selber nur noch in den schlaflosen Nächten gesteht, wo

der Herbststurm an den Türen rüttelt und der Regen an die Fenster klatscht."

„Und doch mußt du es sagen, jetzt gleich! Nicht dem Freunde, sag es dem Arzte. Wir sind ja auch Beichtväter, wie ihr Priester. Hier setz dich hin auf diese Bank, hier sieht und hört uns niemand." Dabei wollt ich ihn in die mit wildem Wein dicht umrankte Laube ziehen.

Doch da rief des Knaben helle Stimme aus der offenen Flügeltür in den Garten herab: „Mama läßt Papa und Onkel zu Tisch bitten!"

Der Augenblick war verpaßt. Wir mußten folgen. Tassilo nahm müde meinen Arm und stieg schleppenden Schrittes mit mir die steinernen Stufen zu seinem Arbeitzimmer hinauf.

Frau Emma hatte dort den Abendtisch hergerichtet. Ein weitbauchiger bunter Irdenkrug voll herbduftender Spätsommerblumen stand in der Mitte. Es nützte alles nichts: ich brauchte nur in Tassilos hoffnungsloses Gesicht zu blicken, um alle Eßlust zur verlieren. Frau Emma zwang sich zum Essen, um ihrem Gatten und mir ein einladendes Beispiel zu geben. Das Gespräch floß einsilbig dahin. Auch der Knabe war durch die Anwesenheit des Gastes eingeschüchtert, und doch mußte ich mich seiner wieder bedienen, um über die schwerlastende Stunde hinwegzukommen. Dann sagte Frau Emma ein paar Worte über das morgige Sedanfest: „Mein Mann hat niemals dabei sein wollen; er ist so übertrieben bescheiden und er hat keine heiteren Erinnerungen an den Krieg. Er ist ja auch nur einen Tag dabei gewesen; aber jetzt haben sie keine Ruhe gegeben, und morgen soll er durch-

aus den Kaiſertoaſt ausbringen." — Taſſilo ſtöhnte auf. — „Der Oberſt von unſern Huſaren," fuhr ſie fort, „iſt auf Urlaub in Berlin. Der alte Major von Noſtiz iſt kein Redner und hat auch nicht das Eiſerne Kreuz, da haben ſie Taſſilo gebeten —"

„Gezwungen," ſagte der Paſtor ſpitz.

„Sie lieber Freund, nehmen ja auch teil an dem Bankett als unſer neuer Stadtarzt, — vielleicht bleiben Sie morgen an ſeiner Seite oder doch ihm gegenüber." Dabei warf ſie mir einen langen, bittenden Blick zu.

Nach dem Eſſen verabſchiedete ſich Frau Emma, der Knabe müſſe zu Bett, ſie ſei angegriffen von dem Beſuch am Grabe, und Taſſilo und ich hätten wohl auch noch mancherlei miteinander von alten Zeiten ungeſtört zu beſprechen. „Auf Wiederſehen morgen in aller Frühe, dann zeige ich Ihnen meinen Taubenſchlag und meinen Hühnerhof, wenn Sie das intereſſieren kann."

* * *

Als die Tür ſich hinter ihr und dem Knaben geſchloſſen, verharrte ich noch eine Weile ſchweigend. Taſſilo ſaß vornübergebeugt auf dem Stuhl, die Hände ſchlaff auf den Knien. Auf einmal fing er ganz von ſelber an: „Und du kannſt dir's gar nicht denken, was mich quält?"

„Wie ſollt' ich! Dazu müßte ich dich erſt mal körperlich unterſuchen, wenn es nicht eben eine überſpannte, fixe Idee iſt, in die du dich verrannt haſt."

„Das haben ſie mir anfangs alle geſagt, als ſie mich ſo verändert fanden, bis ich aufhörte ihnen zu widerſprechen, und ſie mich in Ruhe ließen. — Ach nein, es iſt

keine überspannte und fixe Idee, es ist die furchtbarste, greifbarste Wahrheit. Ich seh' es, als wär' es heute; zwar fühl' ich nicht mehr, wie ich damals gefühlt, aber bis zu meiner letzten Stunde werde ich wissen, wie es damals war."

Er stand auf und nahm von seinem Schreibtisch ein kleines Neues Testament, sein abgegriffenes Handexemplar: „Wie in dem Büchlein doch für jede Lebenslage, auch für die seltsamste und verworrenste, das treffende Wort geschrieben steht! Lies einmal hier im Römerbrief, im siebenten Kapitel!"

Ich las halblaut unter seinem zeigenden Finger, während Tassilo von Zeit zu Zeit bekräftigend mit dem Kopfe nickte: „Denn ich weiß nicht, was ich tue; denn ich tue nicht, das ich will, sondern das ich hasse, das tue ich. — Denn ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleisch, wohnet nichts Gutes. Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht. — Denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich. — So ich aber tue, das ich nicht will, so tue i ch dasselbe nicht, sondern die Sünde, die in mir wohnet. — Denn ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen. — Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüte und nimmt mich gefangen in der Sünde Gesetz, welches ist in meinen Gliedern." —

„Lies nur weiter!"

Und ich las: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?"

„Wort für Wort klagt mich an," rief Tassilo, „mich

elenden Menschen! Wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?" —

Nach einer Pause fuhr er fort: „Du, Franz, hast mich gekannt als Knaben und als Jüngling, wie mich keiner gekannt hat, auch mein eigener Vater nicht. Sage mir aus deiner Erinnerung, wie ich dir vorgekommen bin, damals? Sag alles Schlimme, was du von mir weißt, ohne Schonung."

„Dazu bin ich nicht hier, mein alter Junge, und wollt' ich auch alle Taschen meiner Erinnerung um und um wenden, es fiele doch nichts heraus, was man füglich ‚alles Schlimme' nennen dürfte."

„Aber, nicht wahr, das wirst du mir sagen: bin ich dir jemals wie ein Feigling vorgekommen? irgendwo? beim Schwimmen, beim Turnen, beim Reiten?"

„Du ein Feigling, Tassilo?! Mach keine schlechten Witze! Du warst unser Achilles und Hektor zugleich, und du weißt es auch selber ganz gut, darüber gab's nur eine Stimme unter den Lehrern, wie unter uns Schülern."

„Na ja, ich weiß, ich wollt' es nur der Vollständigkeit wegen von dir noch einmal hören. — Und nicht wahr, damals, als die Kriegserklärung nach Stolpwitz gemeldet wurde, — du weißt wohl noch, wie wir draußen im Apfelbaum saßen, und der alte halbbetrunkene Stadtsergeant Fabricius wie toll die Straße entlang gestürmt kam und das weiße Blatt hochhielt und schrie: Er ist erklärt! er ist erklärt! — Wie hab' ich mich damals benommen? oder hast du es vergessen?"

„So etwas vergißt man sein Lebtag nicht. In einem Satz bist du vom Baum gesprungen, ich dir nach, und

du dann die Treppe hinauf zu deinem Alten, hier in diese Stube, wo er über seiner Sonntagspredigt saß, und ihm zugeschrieen, daß er die lange Pfeife aus dem Munde und den Händen fallen ließ: Der Krieg ist erklärt, Vater, ich geh' mit! — Und als dein Alter dir etwas sagte vom einzigen Sohn und viel zu jung u. s. w. —"

„Nun?" rief Tassilo gespannt, „nun?"

„Da brachst du aus: So wahr ein Gott im Himmel lebt, wenn ich nicht freiwillig mitgehen darf, dann lasse ich mich freiwillig durchs Examen plumpsen und zu Ostern wieder, und dann so weiter, und dann kannst du sehen, was aus mir wird!"

„Du hast ein gutes Gedächtnis. Und dann?"

„Noch am selben Tage du hin zum Direktor Schütz und den gefragt, wie es sei mit dem Mitgehen unserer Primaner, und ob man noch erst flink sein Abiturium machen könne? — Na, und das übrige weißt ja nur du, denn weil du für die roten Husaren zu lang und zu schwer warst, gingst du nach Stettin und von dort mit den Füsilieren ins Feld, ich aber nach Berlin, wo sie mich bei allen möglichen Waffen meiner Kurzsichtigkeit wegen durchaus nicht haben wollten. Und seitdem haben dich meine Augen bis heute nicht mehr gesehen. Stimmt's?"

„Ja, es stimmt. — Und nicht wahr, du weißt auch, daß ich nicht bloß schrie: ‚Ich geh' mit!' weil uns alle so ein unbestimmter Raptus befallen hatte; sondern ich wußte, warum ich mitgehen wollte, weil ich als grüner Primaner mir einbildete, ich müsse durchaus dabei mithelfen, wie jeder Deutsche, nun es galt das deutsche Kaiserreich aufzurichten. So was nennt man ja wohl wahre Begeisterung, Patriotismus und dergleichen, nicht?"

„Ja, natürlich, meinst du es etwa anders?"

„Streiten wir uns nicht um Worte!" erwiderte er heftig. „Du wirst es ja hören, wie es mit meiner Begeisterung und dem Patriotismus in Wahrheit stand!

Drei Wochen, nachdem ich in Stettin eingestellt und notdürftig gedrillt war, erhielten wir telegraphische Marschorder zum Nachschub. Am fünfzehnten August frühmorgens fuhren wir ab, jubelnd und bejubelt, blieben kaum eine Stunde in Berlin und fuhren dann den Rest des Tages und die ganze Nacht weiter nach Westen. Wir hatten uns längst heiser gesungen an „des Deutschen Vaterland", an der „Wacht am Rhein", an „Deutschland, Deutschland über alles" und lagen oder saßen, wie es der Platz gestattete, in den überfüllten Eisenbahnwagen.

Ich weiß es ganz genau; müde und zerschlagen, wie ich damals war, — meine innere Begeisterung war die gleiche wie vom ersten Augenblick ab, als der Funke: Du ziehst in den Krieg fürs einige deutsche Vaterland! zündend in meine Seele geschlagen. Ob ich den nötigen Mut besäße zu dem, was mir auf feindlichem Boden schon die nächsten Tage bringen mußten, daran dachte ich nicht ein einziges Mal; das war etwas so Selbstverständliches, wie ein blindwirkendes Naturgesetz. So fuhren wir in demselben Zuge bis nach Trier, wo wir mit dem Stamm unseres Regimentes vereinigt wurden. Ich kam zur ersten Kompanie des zweiten Bataillons, unter dem Hauptmann von Massow, beiläufig einem weitläufigen Vetter meiner Frau. In Trier schlief ich die Nacht in einem richtigen Bett, wenn auch nur auf einem Strohsack. Ich schlief ganz sanft und traumlos und war, als wir Morgens um vier Uhr geweckt

wurden, weil der Zug schon um halb fünf Uhr in der Richtung von Metz abgehen sollte, vollkommen ausgeruht. Ich sage dir das nur, damit du siehst, ich kann mich für das, was an jenem unseligen Tage später geschah, nicht etwa mit Verstörtheit infolge einer schlaflosen Nacht entschuldigen.

So fuhren wir im ersten Morgensonnenstrahl bis nach Courcelles, und wir waren so fröhlich und fast ausgelassen, wie selbst an den vorangegangenen Reisetagen nicht. Ich hatte keinen einzigen andern Gedanken als den: „Gott sei Dank, endlich!" Keinen Gedanken der Erinnerung an die Heimat, an den Alten, an das Grab der Mutter, — ich sage dir auch das der Wahrheit gemäß.

In Courcelles lagen wir über sechs Stunden auf dem Bahnhof still. Dort war eine Verpflegungstation, aber vor Aufregung bekam ich keinen Bissen herunter. Im Weiterfahren, gleich hinter Courcelles, hörte ich vom Westen her ein fernes Donnerrollen und lehnte mich weit zum Wagenfenster hinaus, um zu sehen, ob vielleicht ein Gewitter käme. Aber der Augusthimmel war wolkenlos, die sich neigende Sonne stand rot und klar über den Türmen einer noch fernen, großen Stadt, — das mußte Metz sein. Ich hörte — so langsam fuhr der schwere Zug — in den Gräben neben der Bahn die Grashüpfer zirpen und hoch über mir die Lerchen singen.

Da merkte ich, was der Donner zu bedeuten habe: es war der erste Schlachtengruß, den meine Ohren vernommen. Ich sagte es den anderen, die es aber bestritten, „weil ja hier herum noch nichts los sei", denn jeder glaubte aufs genaueste zu wissen, wie es mit dem deutschen Operationsplan stand. Und wie wir noch stritten, überhörte ich fast,

daß mir mein Herz schneller und lauter zu schlagen begonnen; ich fühlte nur ein eigentümliches Schwellen und Quellen unter der steifen Halsbinde: das waren die großen Schlagadern, die das Fluten und Ebben meines Herzens dem Gehirn zuführten. Als wir in der Station Ars an der Mosel einfuhren, aus der uns der Ruf „Alles aussteigen!" entgegenscholl, war ich so aufgeregt, daß mir das Gewehr fast aus den Händen gefallen wäre. Aber noch immer wußt ich nicht, was mit mir geschehen sei.

Der Kanonendonner dröhnte jetzt immer lauter und schien sich zu nähern. Unser Hauptmann und die Offiziere mußten schon schreien, um sich verständlich zu machen. Wir hielten noch neben dem Bahnhof in Kompaniekolonne. Ich stand im ersten Glied, und der Pulvergeruch drang stark und stickig herüber. Ab und zu sah ich es wie ein weißgraues Wölkchen blitzgeschwind am Himmel dahinfliegen; das mußte eine Granate oder Bombe gewesen sein. Plötzlich war es über unsern Köpfen wie ein Zischen und Pfeifen, ich fühlte einen Druck wie von einem heftigen Wirbelwind, der im Nu kam und ging, und im selben Augenblick hinter mir ein Krachen, als seien zwei Eisenbahnzüge in voller Fahrt aufeinander gestoßen, und gleich darauf ein gräßliches Geschrei und Gewimmer. Ich wagte nicht mich umzudrehen; ich ahnte, was es sein mochte, aber ich war wie gelähmt. In den Ohren spürte ich ein Sausen, und meine Augen verschleierten sich; auch war mir so übel, daß ich umzusinken fürchtete.

Noch immer hielt unsere Kompanie, zu Fuß vor der Front der Hauptmann, der mit einem Feldstecher geradaus vor sich spähte, auf eine breite, bläuliche niedrige Dampf-

welle, die sich uns auf höchstens tausend Schritte entgegenwälzte. Hinter der Welle schwoll der Kanonendonner immer betäubender an. Eine breite Fahrstraße, eine von den prächtigen marmorharten französischen, lief vom Bahnhof zwischen wogenden Weizenfeldern auf jene Dampfwelle zu. Wir hatten die Bajonette aufgepflanzt und standen Gewehr bei Fuß. Hinter mir im zweiten Gliede Fritz Brand. — Du weißt wohl noch, der Sohn des Zahnarztes, auch einer von uns fünfen im Kriegsexamen. Der konnte selbst in jenem Augenblick sein loses Maul nicht halten und sagte, so laut, daß zwar der Hauptmann es nicht hörte, aber wir rundum: „Unser Hauptmann guckt mit dem Opernglas auf den blauen Vorhang da, ob 's Ballett nicht bald anfängt." — Die andern lachten alle, denn unser Hauptmann war von Stettin her als ein sehr eifriger Ballettfreund bekannt.

Ich allein konnte nicht lachen und fragte mich: „Warum lachst du nicht? Es muß doch komisch gewesen sein, daß die andern alle lachen angesichts des näher und näher kommenden heulenden Todes." —

Meine Augen hingen starr an der bläulichen Wand dort vor uns, aus der wir jetzt deutlich Kommandoworte hören konnten, französische. Dann verzog sich die Wolke ein wenig, wir sahen die Bajonette blitzen, die roten Hosen leuchten und die Sonne auf den Uniformknöpfen flimmern. Hinter ihnen brüllte der Geschützdonner lauter und lauter. Eine Granate flog in flachem Bogen über uns; sie mußte aber unschädlich hinter uns niedergegangen sein, denn wir hörten nur aus ziemlicher Entfernung ein Krachen und Splittern zwischen den Geleisen des Bahnhofs, aber kein

Geschrei von Verwundeten. Und nun drehte sich unser Hauptmann ein wenig zur Seite und sagte dem Signaltrompeter ein Wort. Ich kannte das Signal im Zweivierteltakt: „Marsch! Marsch! — Drauf!“ Die Trommeln schlugen an, aus allen Kehlen ein gellendes Hurrageschrei, von drüben ein ähnliches Signal — wir waren im Feuer.

Die Straße war mitsamt den anstoßenden Gräben und Feldrainen viel zu schmal für die Entwicklung unsrer Kompanie in Schützenlinie. Wir mußten rechts und links in den Weizen ausschwärmen, der so hoch stand, daß man Mühe hatte, Richtung zu halten und vorwärts zu kommen. Ich war auf der Straße geblieben, im Kern der Kompanie. Vorwärts, vorwärts! Hinter mir wirbelten die Trommeln, daß mir die Ohren weh taten. Die Straße stieg ein paar Fuß an, einem Erdbuckel zu, von dem die Franzosen aus ihren viel besseren Gewehren und aus einer Mitrailleuse uns mörderisch beschossen. Es war ein unaufhörliches Knallen und Pfeifen, ein Knattern und Sausen und Zischen. — Da hörte ich rechts vor mir einen schweren Fall: ohne einen Laut war er umgesunken, der älteste Unteroffizier der Kompanie. Er lag mit dem Gesicht im weißen Staub der sonnigen Straße und rührte sich nicht mehr. Und gleich darauf fiel einer der bis ins erste Glied vorgestürmten Trommler mit einem kurzen gellen Schrei vornüber, gerade auf seine Trommel, und ich hörte, wie sie unter der plötzlichen Wucht des Falles zersplitterte. Immer mehr und mehr fielen, die einen gleich stocktot, die andern halb umgesunken, sich noch einmal aufrichtend und dann zusammenstürzend. — Und dann auf einmal wieder ein durchdringendes Pfeifen vor uns in der Luft und dicht

über meinen Kopf weg nach hinten. Ich drehe mich neugierig um, wohin sie gegangen: da seh ich eine große Blutlache und einen Brei zerstampfter und zerrissener Knochen und Fleischfetzen und neben dem Blut im Staub der Straße eine unversehrte blinkende Brille. Daran erkannte ich Fritz Brand, den die Granate vor dem Aufschlagen mit voller Wucht getroffen. Sonst war von ihm nichts zu erkennen." —

Mein Freund war vom Stuhl aufgesprungen und hatte sich in die Fensternische gestellt. „Und da packte es mich," fuhr er fort, aber mit so leiser Stimme, daß ich mich langsam erhob und ihm nachging, um ihn zu hören. „Es hilft nichts, große Worte daran zu verlieren und zu sagen, wie mir zu Mute war oder was mein Körper empfand. Niederträchtige Feigheit war es, Fahnenflucht, alles was die Kriegsartikel mit Tod oder Schande bedrohen!"

„Du warst krank," sagte ich zu ihm, „ich kenne das."

„Jawohl krank," spottete er, „ich weiß aber, wie man diese Krankheit in den Kriegsartikeln nennt. — Woher mir das gekommen, was weiß ich? Aber es muß doch wohl auf dem heimlichsten Grunde meines Herzens auf der Lauer gelegen haben, um mich nun, in diesem höchsten Augenblick, zu überfallen, mir aufzuhocken wie ein teuflisches Nachtgespenst und mir die Ehre aus dem Herzen und das Blut aus den Adern zu trinken.

Denn so fühlte ich es: als ränne durch meine Adern nicht warmes Blut, sondern träges, fauliges, kühles Wasser. Meine Hände waren eiskalt, die Haare klebten mir klamm um den Kopf, und ein Frostzittern schüttelte mich vom Scheitel bis zu den Zehen. Ich fürchtete mich nicht vor

dem Sterben. — Nein, tausendmal nein! Ich sehnte mich danach, tot zu sein, ganz tot. Und dazu der Gedanke: nur tot oder in die Erde hinein, tief hinein, daß ich dieses Heulen und Pfeifen und Schreien und Krachen nicht mehr hörte! Es machte mich wütend, daß der gräßliche Lärm immer noch fortdauerte. Ich hätte schreien mögen: hört doch auf, ich kann es nicht mehr ertragen! Aber die Zunge klebte mir ausgetrocknet am Gaumen, dazu schlugen meine Zähne aufeinander. Nicht um mein Leben zu retten, hätt' ich einen Ton herausbringen können.

An mir vorüber stürmten rechts und links meine Kameraden, das Gewehr lose in der Hand, mit erhitzten Gesichtern. Sie alle konnten schreien: Hurra! Hurra! und Vorwärts! — sie alle waren tapfer, und ich allein war der feige Auswürfling in dieser Heldenschar, der gelähmt dastand und kaum atmen konnte. Und ich blieb leben, während vor mir und überall um mich her der rasche Tod mit scharfer Sense sichelte, und das Geheul der Sterbenden und Verwundeten in die warmen, goldigen Abendlüfte stieg. Ich stand da, fast ganz still; nur mechanisch hob ich Fuß um Fuß wie auf dem Exerzierplatz; aber laufen konnt' ich nicht. Es war mir, wie es einem oft im Traume ist, wo man gern laufen möchte, aber man kann kaum im Schritt gehen. Ich sah nicht, wohin ich trat, ob in den Staub der Straße oder auf einen zuckenden Körper, bis ich plötzlich eine feuchte Wärme an meinen rechten Fuß durch den niedrigen Stiefel von oben hereindringen fühlte. Ich war in ein von einer Granate aufgewühltes Loch in der Straße getreten, das sich mit Blut gefüllt hatte. Der Blutgeruch stieg mir in die Nase; ich ward wie

toll vor Abscheu und Grauen, und ohne zu wissen, was ich tat, rannte ich jetzt mit plötzlich beflügelten Füßen vorwärts. —

Ja, jetzt wollte ich ihnen auf einmal nach, in deren Reihen ich gestanden, aber wo waren sie? Die wenigen Minuten, die ich wie ohnmächtig dagestanden, hatten genügt, um zwischen sie und mich mehrere hundert Schritte zu legen. Ich sah sie nicht mehr, denn dicht vor mir, über die Straße her wälzte sich der undurchdringliche Pulverdampf. Ich sprang suchend von der Straße links zur Seite, mit einem wilden Satz über den breiten, trocknen Graben, von wo das Weizenfeld langsam aufstieg. Von dort mußte ich sie sehen und konnte ihnen folgen. Mit meinen letzten Kräften rannte ich die sanfte Anhöhe hinauf durch die dichten Halme, immer weiter hinweg von der Straße dem einsamen Baum zu, der mitten zwischen dem reifen Weizen auf dem Gipfel der Erdwelle sich weithin sichtbar erhob. Aber dort war es mit mir zu Ende: wie ein schwerer Sack fiel ich zu Boden und blieb liegen. — —

Ich weiß nicht, wie lange. Ich war betäubt, zermalmt. Mein Kopf, vorhin mit kaltem Schweiß bedeckt, glühte jetzt, meine Schläfen hämmerten, meine Hände brannten bis unter den Fingernägeln. Wie durch einen dicken Nebel vor meinem Ohr hörte ich fernab die Schlacht ihren donnernden Gang weiter gehen, indessen die Sonne fast den Horizont berührte. Erst Tage nachher habe ich erfahren, daß man sie die Schlacht bei Gravelotte nannte, und daß wir Pommern die letzte siegreiche Entscheidung gebracht.

Ich war noch so betäubt, so wenig Herr meiner Gedanken,

daß ich das Auf und Nieder des Kampfes verfolgte, als sei er eine mich persönlich gar nicht kümmernde, wenn auch recht merkwürdige Begebenheit. Mich selbst, und was ich in der Welt sollte, hatte ich ganz vergessen. Es war mir, wie wenn ich aus einer tiefen Ohnmacht oder einem schweren Traum erwachte und mich auf meine eigene Persönlichkeit nicht besinnen könnte.

Schmetterlinge flogen zu meinen Häupten über die im stillen Abendhauch nickenden vollen gelben Ähren. Ein glänzender, blau geflügelter Käfer kroch an meinem rechten Stiefel empor, über das halbgeronnene Menschenblut hinweg, mit langsamen, immer wieder festklebenden Schritten. Dann wunderte ich mich tiefsinnig, daß es auch hier bunte Raden und blaue Kornblumen gäbe, ganz wie zu Hause. Da hörte ich in der Ferne die Erde dröhnen unter den Hufen tausender auf einmal wildansprengender Rosse; aber hier unter dem Apfelbaum regte sich kein Hälmchen stärker davon, und der Käfer ward dessen nicht gewahr. Kleine graue Spinnen krochen pfeilgeschwind zwischen den Halmen hin und her, oder schwebten an den feinen Sommerfäden wie an kaum sichtbaren Brücken zwischen den Ähren. — Seit jenem Tage erschrecke ich, so oft ich diese schimmernden Fäden fliegen sehe.

Ein rotwangiger großer Apfel war neben dem Stamm zwischen die Halme gefallen und in einer kleinen Vertiefung liegen geblieben. Ich hob ihn auf, ganz absichtslos. Dann kam mir der Gedanke, da sei gut einbeißen, um mir die dörrende Zunge zu feuchten. Aber wie ich es tat, ringelte sich ein weißer, fetter Wurm hervor, so daß ich voll Ekel den Apfel weit von mir warf. Da war mir's, als ob etwas in

mir zerrisse, als ob Ketten springend klirrten und eine furchtbare wuchtige Last von meinem Haupt genommen würde. Der Gedanke durchzuckte mich: solch ein Apfelbaum war es gewesen, auf dem ich zuerst den Ruf: ‚Krieg!‘ vernommen. — Und mit Blitzesschnelle sah ich mich wieder im Arbeitzimmer meines Vaters, hier wo ich jetzt stehe, und hörte wieder die Worte, die ich vor wenigen Wochen in heller Freude ausgestoßen: ‚Der Krieg ist erklärt, — Vater, ich geh' mit!‘ — Und in jenem Augenblick fing die Höllenqual an.“ —

Er lehnte sich erschöpft gegen die Gartentür und sah mich mit mattem Blick an. Ich sagte nichts, sondern hing gespannt an seinem Munde.

„Wann ich mehr gelitten, gleich damals im ersten Augenblick, wo das Bewußtsein mir zurückkehrte und die Scham über meine hundsföttische Feigheit ihre Krallen in mein Herz schlug, oder später im Lazarett zu Sainte Marie, oder noch später, als ich das Leben weiterschleppen mußte, — ich selbst vermag das nicht mehr zu sagen. Ich wollte aufspringen; aber noch hatte ich nicht die Kraft. Feigling! Feigling! sagte ich zu mir, — erst ganz inwendig, ohne die Lippen zu rühren. Dann wagte ich das Wort zwischen den Zähnen leise herauszustoßen; aber da war mir's, als hätt' es irgendwer anders in meiner Nähe mir zugeflüstert, und ich sah mich um, ob jemand da sei und mich gehört habe.

Dann trat ich ganz dicht an den dünnen Stamm des Apfelbaumes und reckte mich auf den Fußspitzen hoch, um über die Halme wegzusehen. Es war jetzt still auf der Straße; nur zuweilen dünkte mich, als hörte ich ein Stöhnen

oder einen röchelnden Schrei bis hierher. Ich wollte laufen und Hilfe bringen, wenn ich könnte; aber hatte ich ein Recht dazu? Jene lagen in ihrem Blute, tot oder sterbend, doch über ihnen wehte die reine Luft männlicher Ehre. Was hatte ich mit ihnen, was hatten sie mit mir zu schaffen?

Und dann begann ich zu vernünfteln. Wie war das nur möglich gewesen? Konnte man im Grunde seines Wesens ein Feigling sein und es nicht wissen, bis zum letzten Augenblick nicht? Ich versuchte mich zu entschuldigen; das tut der Mensch ja immer, wenn er wie ein Schuft gehandelt. Es war alles so ungewohnt gewesen, alles so unerhört schnell gegangen. Erst eine Eisenbahnfahrt mit lustigen Liedern, keinen Feind zu Gesicht bekommen, dann ausgestiegen auf einer Station, deren Namen man zum ersten Male hörte, und gleich darauf in fürchterlicher Nähe das höllische Getöse der Schlacht, der ersten Schlacht meines Lebens. Und dann die Toten, die vielen Toten, und so viele gute Bekannte darunter, überall herum hingestreckt ohne Gegenwehr, und endlich die Granate, die den vertrauten Mitschüler hinter mir zu Brei zermalmte. Aber auch für die meisten andern war dies die erste Schlacht gewesen, sie alle waren mit lautem Hurra vorangestürmt, und jetzt waren sie am Feinde und hatten ihn niedergerungen; und wenn der Abend sich vollends neigte und die Nacht käme, konnten sich die Überlebenden rühmen: wir haben mitgeholfen, wir haben dies getan und jenes getan, und wer nicht mehr lebte, der war den Tod der Tapferen gestorben. Was mir jetzt auch noch geschehen mochte, es war doch alles zu Ende mit mir. In jenen wenigen Minuten habe ich eigentlich das ganze Elend

dieser Jahre vorausgeschmeckt. Mich durchzuckte eine solche Wut gegen mich selbst, solch ein gieriges Verlangen, irgend etwas zu tun, um diese Schande zu tilgen, sie auszutreten, damit kein Mensch, vor allem keiner in der Heimat etwas davon erführe, daß ich mich hoch aufrichtete, um hinauszuspähen, wo die Schlacht stände, mich hineinzustürzen in das dickste Getümmel, in den Kugelregen, wo die Granaten die Leiber zerquetschten, daß nichts davon blieb als eine große Blutlache! Nur hinaus aus der Welt, aus dem Leben hinaus! —

Ich ergriff mein Gewehr, und da fiel mir ein, daß es ja geladen sei, und daß ich es viel leichter habe: ich brauchte nur die Mündung des Laufes mir unters Kinn zu halten, mit dem Fuß abzudrücken, und alles wäre vorüber, und ich einer wie jene, die drüben im Staube der Straße lagen. Auch das Bajonett reichte zur Not hin. Aber nicht hier, versteckt im Weizenfeld! Sie sollten mich finden unter den Toten dort, sollten glauben, ich wäre wie sie gefallen. — Ja, siehst du, Franz, so dicht noch vorm Tode will man sich und den andern etwas vormachen. — Vielleicht war es aber auch nur der Gedanke, sie sollten mich finden, damit sie meinem Vater Nachricht gäben. Mein Gott, ich war so jung, ich schauderte vor dem Tode hier in der brütenden Einsamkeit; es trieb mich, auch nach dem Tode noch bei Menschen zu sein. Was weiß ich, was es war, warum ich in großen Sprüngen der Landstraße zueilte. Der Helm fiel mir vom Kopf; ich ließ ihn liegen. Die untergehende Sonne schien mir blendend in die Augen; mir war es eins.

Und nun geschah mir etwas Seltsames: mit dem

Entschluß, mich auf der Straße zu erstechen oder zu erschießen, war ich bis an den Grabenrand gelangt. Wie ich aber nach dem Sprunge auf der Straße stand, war alles in mir wie verwandelt, als wäre die Zeit still gestanden, seit unsre Kompanie zum Angriff vorgegangen war. Es war der helle Wahnsinn, es war das kindische Verlangen, so zu tun, als sei einmal keinmal gewesen, und als brauche man bloß von neuem anzufangen, um wieder ein ganzer Kerl zu sein, nachdem man zuerst ein Lump gewesen. — Genug, eh' ich mir bewußt geworden, einen Entschluß gefaßt zu haben, rannte ich, so schnell mich meine Füße trugen, in derselben Richtung vorwärts, in der vor kurzem, vor vielleicht einer halben Stunde, meine Kameraden vorwärts gestürmt waren.

Die Schlacht hatte sich von allen Seiten in der Richtung auf die Außenforts von Metz zusammengezogen. Ich lief und lief und richtete meine Augen nur immer auf die schlanke Turmspitze der Kathedrale, die durch den Qualm des noch fortdauernden Geschützfeuers in den Himmel ragte.

Die Weizenfelder rechts und links hatten jetzt aufgehört; hier war die Ernte schon eingebracht, denn weithin dehnten sich die Stoppelfelder. Da, wie der Weg sich in kurzem Bogen um einen bewaldeten Hügel krümmt und steil zu Tale geht, seh ich zur Rechten zwischen Gärten, Scheunen und Bauernhäusern, nicht weit von einer großen Windmühle, einen großen Haufen französischer Infanterie. Sie mochten versprengt worden sein, oder man hatte sie tölpelhaft vergessen, — vielleicht ein Reservehaufen, dem kein Befehl zum Eingreifen hatte zu-

getragen werden können und deren Befehlshaber nicht auf eigene Verantwortung zu handeln wagte.

Ich war unter einer der hohen Straßenpappeln stehen geblieben und überflog mit klarem Blick ihre Reihen. Es mußte eine ganze Division sein. — Als ob ich noch ein ehrlicher Soldat sei wie vor einer Stunde, als ob ich noch ein Recht dazu habe, dachte ich: wenn die den Unsrigen in den Rücken fallen! Könnt' ich nur die Kunde von diesem Hinterhalt ins deutsche Hauptquartier tragen! Aber wo ist das deutsche Hauptquartier? Jedenfalls dort, vor mir, geradaus, irgendwo, dort wo der Donner der überlegenen preußischen Geschütze jeden andern Lärm der Schlacht überbrüllte.

Vorwärts! Ein halbes Dutzend Chassepotschüsse knallte mir nach, wie ich aus der Deckung des Baumes hinaus auf die Straße sprang und weiter lief. Mich ließ das Schießen hinter mir her ganz gleichgültig. Fast hätt' ich laut vor Schadenfreude über dies unnütze Schießen gelacht. Da pfiff hart an meinem Ohr eine der Kugeln vorüber und bohrte sich tief in den Stamm der vor mir aufragenden Pappel. Diesmal lachte ich ganz hell auf und lief weiter.

Im Laufen wurde mir wohler und freier. Mir war's, als schüttelte ich durch die schnelle Bewegung vorwärts ein Stückchen der schweren Last der Schande von mir, die sich dort hinten auf meine Schultern gehockt. Auf dem ganzen Wege kam ich an Toten vorüber, an weggeworfenen Gewehren, Tornistern, zerschossenen Trommeln. Ein toter Schimmel lag auf dem Rücken und streckte die vier Beine starr nach oben. Dann hörten

die blauen mir bekannten Uniformen unter den Gefallenen auf, und die roten Hosen und Käppis begannen. Von hier mußten die Feinde sich zur Flucht gewandt haben, denn fast alle ihre Toten und Schwerverwundeten lagen auf dem Gesicht, mit Schußwunden im Hinterkopf oder im Rücken. Noch einmal mußten sie, unterstützt durch Reiterei, standgehalten haben, denn um ein einsames Gehöft, dessen kleine Fensterscheiben sämtlich zerschossen waren, lagen die toten Pferde und Mannschaften haufenweis übereinander, darunter auch wieder einige von den Unsrigen.

Ich war müde vom Laufen, meine Füße trugen mich nicht weiter. Auf dem Hof war ein Ziehbrunnen, ich schöpfte mir mühsam das kühle Wasser herauf und trank es in vollen Zügen aus dem Eimer. Ein ganz kleines häßliches, halbverhungertes Kätzchen kam maunzend unter einem Reisighaufen hervor und rieb sich an meinem Stiefel, dem blutbeschmierten. Es mochte Hunger haben, und zum Dank für die gefundene kühle Labe suchte ich in meiner Rocktasche nach einem Stückchen Wurst, das mir verblieben, und eben warf ich es dem gierig zukrallenden Tierchen hin, als ich vom Tal herauf eiligen Hufschlag hörte von mehreren Reitern.

Ich faßte mein Gewehr fester und trat wieder auf die Straße. Da sah ich sie heranpreschen: drei französische Reiter, ein wenig voran einen Offizier auf einem Schimmel, über dessen Hals er gebeugt hing, den Säbel in der Scheide; dicht hinter ihm auf zwei fleckenlosen Rappen zwei seiner Leute, der eine mit gehobenem Karabiner, der andre mit niederhängendem nacktem Pallasch in der

Faust. Auf mich los wie das Wetter alle drei, als ob sie nur mich zum Ziel hätten. — O des kindischen Gedankens in mir, — was ging ich sie an? Sie hatten mich nun wohl bemerkt, denn ich sah, wie der Offizier, ohne den wütenden Galopp seines Tieres zu hemmen, ohne den Blick von der Straße vor ihm zu wenden, nach der Satteltasche tastete, um den Revolver herauszuziehen, und wie der eine seiner Leute den Pallasch hob. Aber sie wären dennoch ohne Schuß noch Hieb an mir vorübergesprengt, dort zu jener Division, die sie herüberrufen sollten — das war mir jetzt sonnenklar geworden —, wenn ich ihnen nicht auf hundert Schritt Entfernung entgegengetreten wäre. Ich wußte nicht, was ich wollte, aber vom Kopf bis zur Zehe, in allen Muskeln und Nerven hatte ich nur einen Willen: nicht lebendig vorüber, solange ich einen Arm rühren, das Gewehr frisch laden konnte! Im Nu hatte ich's an die Backe gerissen; ich sah noch, wie der feindliche Offizier sein Tier zur Seite werfen wollte, — aber da krachte schon mein Schuß, und das Pferd bäumte sich hintenüber. Ich wußte nicht, ob getroffen oder nicht; aber der Offizier war jedenfalls getroffen, denn er ließ den Revolver, den er schon ergriffen, fallen und stürzte seitlings zu Boden, den einen Fuß noch im Steigbügel. Das sich überschlagende Pferd auf ihn. Krampfhaft lud ich mein Gewehr wieder und stand im Anschlag. Der eine Reiter hatte sein Pferd im Nu pariert, war abgesprungen und wollte seinem Offizier auf die Beine helfen. Der andre, der mit dem gezogenen Pallasch, hielt sich nicht auf, sondern kam mit langen Galoppsprüngen auf mich los, bis auf drei, vier

Schritt, — da hatte er meine zweite Kugel im Kopf. Wild raste das reiterlose Pferd an mir vorüber.

Ich war wie im Rausch und stürmte mit einem Hurra! vorwärts, als sei ich jetzt die ganze Kompanie. Nun war ich an dem dritten, ich sah sein Gesicht, sah es bis in alle Einzelheiten, sah auch, wie er seinen Karabiner auf mich anlegte, fühlte einen Schlag gegen die Brust, taumelte, raffte mich aber noch einmal auf, stieß mit dem Bajonett ein paarmal in die Luft, nach ihm; dann sauste ein Arm mit einem blitzenden Säbel auf mich nieder, und gleich darauf konnte ich meinen linken Arm nicht rühren. Noch im Umsinken gewahrte ich, wie auch jener vom Pferde glitt, und hörte ihn hart neben mir zu Boden stürzen.

* * *

Von da ab weiß meine Erinnerung nichts mehr, nichts von der Nacht und nichts vom folgenden Tag und auch von der zweiten Nacht nichts. Erst am übernächsten Morgen fiel wieder ein Lichtstrahl in meine Augen und in mein Hirn. Und mit dem Licht zugleich der Schein eines holden Engelsangesichts: Emmas! — Ich brauche jetzt nur die Augen zu schließen, um sie wieder zu sehen wie damals; sie hat sich kaum verändert. Nur noch etwas schüchterner war sie, aber die Augen waren ihr schon damals ebenso weit offen für fremdes Leiden wie heute.

Um mich herum stöhnte und ächzte es von Schwerverwundeten, Freunden und Feinden. In dem nächsten Bett sah ich das blutlose schwarzbärtige Gesicht des französischen Chasseurs, dem ich mein Bajonett in die Brust

gejagt. Sie hatten uns beide noch am Abend nach der Schlacht dicht beieinander gefunden und hieher geschafft, in das Lazarett von Sainte Marie. Emma war erst seit zwei Tagen als freiwillige Krankenschwester vom Preußischen Frauenverein in ihrem Dienst; ich glaube, wir waren die ersten Verwundeten, die sie pflegte. Denke dir, Franz: sie war damals erst siebzehn Jahre alt. O, wer weiß besser als ich, welch ein großes Heldenherz unter ihrem grauen Kleidchen mit der weißen Lazarettschürze darüber schlug! Sie tat ihre Pflicht bei Tag und Nacht, mit wenigen Stunden unterbrochenen Schlafes dazwischen, an allen, die in dem Saale lagen, und hat mit ihrem bißchen Landedelfräulein-Französisch den ächzenden Feinden manch Trost- und Hoffnungswort in den Fiebern des Todes und der Genesung zugesprochen.

Mich aber hatte sie von Anfang an in ihre besondere Obhut genommen. Zuerst dachte ich, als ich ihren Namen erfuhr, das geschehe, weil wir so nahe Landsleute seien und ich zudem ein Schulfreund ihres Bruders. Es mag auch zum geringern Teil deshalb gewesen sein. Aber nach einigen Tagen erfuhr ich den tieferen Grund. In ihren Augen war ich ja der jugendliche Held, der Wunder der Tapferkeit getan, — ich, der Fahnenflüchtling!

Es war richtig so gewesen, wie ich vermutet hatte: durch meinen Angriff auf die Ordonnanz, welche die schriftliche, bei dem toten Offizier vorgefundene Meldung zum Einhauen an die vergessene oder versprengte Division überbringen sollte, war die Verstärkung des sechsten französischen Korps vereitelt worden; jene Division war gar nicht ins Gefecht gekommen, und wer weiß, so hieß

es, ob ich nicht dadurch der Schlacht die letzte entscheidende Wendung für uns gegeben. Das alles hörte ich von Emma, so gut wie sie's damals verstanden hat, vom Oberstabsarzt, von den Johannitern und von meinem Hauptmann, der mich küßte und einen verfluchten Kerl nannte. Ich war vom Blutverlust und Wundfieber noch so geschwächt, daß es nicht auffiel, wie teilnahmlos ich dies Gerede anhörte und wie ich die Augen schloß, um nicht in Menschengesichter blicken zu müssen.

Aber dann kam die Stunde, in der ich die Augen öffnen mußte und das Gericht über mich erging. Es war am dritten Tage nach der Schlacht, und die Sonne war eben im Verglühen begriffen, da trat Emma an mein Bett, schob mir die Arme unter den Rücken, ganz sacht und lind, und hob mich ein wenig in den Kissen empor, daß ich besser sehen könnte. Und dann ging leise die Flügeltür des Krankensaales auf, und mit behutsamen Schritten kamen sie an mein Bett, an meines zuerst von allen, von dem Hauptmann und dem Arzt geführt: der alte König voran, nur mit dem schwarzweißen Kreuz auf der Brust, den Kopf ein wenig geneigt, die ausgezogenen weißen Handschuhe in der einen Hand. Ich erkannte ihn gleich, — und dann faßte er meine Hand, diese meine Hand hier, drückte sie sanft und doch fest und sagte so laut, daß man es im ganzen Saale hörte und selbst die Franzosen aufhorchten: „Ich freu' mich, zu hören, daß es dir schon etwas besser geht, mein Sohn. Du hast dich ja wie ein Held benommen!" und dabei legte er mir das Eiserne Kreuz auf die Bettdecke, denn meine Hand wollte es nicht festhalten. Und dann trat auch

der Kronprinz, den ich ja von seinen Reisen zu uns nach Pommern erst recht kannte, hinzu und strich mir liebevoll mit der Rechten über die Stirn und über die wirren Haare und lächelte mich an, wie nur er zu lächeln verstand, und sagte: „Siehst du, Papa, der ist auch einer von meinen Pommern, vielleicht der jüngste!“ Und dabei legte er mir eine blühende rote Rose, die er zwischen den Fingern gehalten, auf das weiße Kopfkissen, nickte mir noch einmal unendlich gütig zu, und dann gingen sie weiter, Vater und Sohn, an die Betten der andern, auch an die der Franzosen.“ — —

* * *

Tassilo schwieg. Die alte Kaminuhr, noch ein Erbstück seines Vaters, hub zu schlagen an: schon zehn. Draußen tutete der Nachtwächter. Im Nebenzimmer hörte ich einen leisen Schritt, der sich der Tür zu nähern schien, dann aber wieder erstarb. —

„Soll ich dir noch weiter erzählen, Franz? Es gibt nichts mehr; du hast es ja schon gesehen und gehört, wie es steht, und nun wirst du nicht mehr sagen, ich sei verrückt. Unzählige Male hatte ich mir auf meinem Krankenlager vorgenommen: du sagst die Wahrheit und nimmst auf dich, was du verschuldet, — und ich glaube, ich hätt' es getan, hätt' es wenigstens dem Arzt gesagt, wie ich es anfangs mehrere Male versuchte, wenn nicht eben Emma gewesen wäre!

Dann kam die Nachricht vom Tode ihres Bruders zu ihr, zwei Wochen darauf; er war bei Sedan gefallen. Sie verbarg ihren Schmerz als die junge Heldin, die sie

war: aber wir im Saale merkten es alle an ihren rotgeweinten Augen, und als wir sie fragten, sagte sie es uns. Da streichelte ihr der französische Chasseur, der sich noch schneller erholte als ich, die schmalen Hände und sagte mit seinem furchtbar schnarrenden provenzalischen R: „Vous êtes la sœur d'un héros, héroïne vous-même. Ah, si j'avais une sœur, et une sœur comme vous!" Und als er und ich in den letzten Tagen des Septembers, der noch besonders warm und sonnig war, Dame und Tricktrack miteinander spielten und er trotz ärztlichem Verbot heimlich Zigaretten dazu rauchte, unterbrach sich der alte Troupier mitten im Spiel wer weiß wie oft, um meiner Emma Lob zu singen: „Et ça vient de la Poméranie, ça, cette ange!" sagte er immer wieder mit ungläubigem Kopfschütteln. Er hatte sich unter Pommern so etwas wie Lappland oder Kamtschatka gedacht, nur von einer noch barbarischeren Bevölkerung bewohnt. Daß ich aus Pommern stamme, begriff er zur Not, — aber auch Emma? —

Solange meine Wundbehandlung dauerte, ging es leidlich. Mein eigentliches Leiden begann erst, als ich, wie sie es nannten, völlig geheilt in die Heimat entlassen wurde, kurz vor Weihnachten. Völlig geheilt, aber doch noch so schwach, daß der Oberarzt sich unerbittlich meinem Wunsche, wieder zur Fahne zu stoßen, widersetzte: „Sie haben das Eiserne Kreuz aus des Königs eigener Hand, und da sind Sie noch nicht zufrieden, Sie Eisenfresser, der Sie kaum hinter den Ohren trocken sind?" scherzte er.

Emma blieb bei ihren Verwundeten bis zum März; sie war mit der Belagerungsarmee vor Paris gezogen

und kehrte als jüngste Dame des Luisenordens zurück, gerade als ich nach Berlin auf die Universität gehen wollte. Wir trafen uns in Stolpwitz beim Obersten der Husaren, und dort haben wir uns ohne viele Worte gesagt, daß wir einander liebten und nun ruhig aufeinander warten wollten. Wir hatten es längst gewußt, aber nicht vor der Beendigung des Krieges davon reden mögen. — Ach, ich weiß, was du sagen willst: damals hätt' ich ihr offenbaren sollen, was mir das Herz abdrückte. Aber du hast gut reden, du bist ein Junggesell geblieben und weißt nicht, was es heißt, in dem Augenblick, wo sich einem das blühende Glück in die zitternden Arme legt, seine Schande einzugestehen. Und ich war gerade einundzwanzig geworden! Du weißt ja," schloß er bitter, „mir kommt der Heldenmut immer erst hinterher, so eine Art von Treppenheldenmut!" —

Er war vom Fenster wieder in den helleren Schein des Zimmers getreten, ließ sich müde auf einen Stuhl fallen und sah mich fragend an.

„Und das ist alles?" sagte ich.

„Ja, ich denke, es ist genug, Schande genug," antwortete er leise mit einem Blick auf die Tür.

Auch ich dämpfte meine Stimme: „Und wenn ich dir nun sage, ich, dein ältester und bester Freund, daß ich dich zwar für einen durch und durch verschrobenen Kerl, aber für einen ebenso ehrenvollen Mann und tapfern Soldaten halte, wie ich je einen unter meinen Fingern gehabt?"

„Du behandelst mich noch immer wie einen Kranken und gibst mir versüßte, harmlose Medizin."

Ich sprang auf. „Mach ein Ende, Tassilo, mit deinem selbstquälerischen Unfug! Was ich dir sagen will, ist nicht meine eigene Erfahrung, denn du weißt, mich haben sie nicht gebrauchen können; aber ich hab' es von Dutzenden wackerer Männer gehört. Es hat keiner im Felde gestanden und erfahren, welch eine höllische Sphärenmusik in dem Pfeifen und Brummen und Toben und Heulen so einer Schlacht steckt, der nicht eingesteht, auch dem Tapfersten könne das Herz erzittern und können die ohnmächtigen Glieder den Dienst versagen. Mach dir selbst nichts vor, daß du nur von ungefähr und bewußtlos dich den drei französischen Reitern entgegengestellt und sie niedergestreckt hast. Das war Heldenmut, oder ich habe keine Ahnung von solchen Dingen. Und im übrigen verlaß du dich auf deinen alten Kaiser: der wird gewußt haben, warum er dir selbst das Kreuz auf die Bettdecke gelegt hat. — Als Arzt aber könnte ich dir eine lange gelehrte Vorlesung darüber halten, mit den schönsten medizinischen Fremdwörtern gespickt, wie der plötzliche Schrecken, der lähmende Druck von etwas nie Gehörtem, nie Gesehenem, Furchtbarem, zumal der Geruch und der Anblick von Blut und Fleischfetzen, von Sterbenden und Toten einem auf die Nerven schlägt. Was wäre dir damit gedient, wenn ich dir gerade auf Grund deiner Schilderung auseinandersetzte, wie die sogenannte Schrecklähmung auf die vasokonstriktorischen Nerven wirkt, — wenn du überhaupt weißt, was das für Dinger sind, — wie sie im stande ist, die Sprachfähigkeit mit einem Schlage zu töten, wie sie — —"

„Das alles nennt man eben Feigheit," warf Tassilo

ein; aber ich merkte doch schon, meine Worte waren nicht ganz ohne Eindruck auf ihn geblieben.

„Nein, mein Sohn, das nennt man in unsrer Wissenschaft einen psychischen Chok oder eine Emotionsneurose, was dir jeder Militärarzt hätte bestätigen können. Und du hast es ja selbst schon gesagt, — was warst du denn damals? Ein frisch von der Schulbank gekommener grüner Junge von zwanzig Jahren, der schwerlich vorher auch nur ein Huhn hatte schlachten oder ein Schwein abstechen sehen. Siehst du, mir haben sie schon mit vierundzwanzig den Roten Adler verliehen wegen meiner angeblich aufopfernden Tätigkeit und meiner Furchtlosigkeit als jüngster Assistenzarzt im Moabiter Pockenlazarett in Berlin, und wenn ich mir auch nichts Besonderes darauf einbilde, so glaub' ich doch, meine Schuldigkeit schlecht und recht getan zu haben. Na, und willst du wissen, wie es mir ergangen ist, als ich im ersten Semester zuerst zum alten Reichert auf die anatomische Station kam? Zwei Tage nachher habe ich Kotzebues Verzweiflung gründlich studiert, habe nichts gegessen und nichts getrunken außer kaltem Wasser, und das nächste Mal auf dem Wege zur Station habe ich gezittert, als sollte ich selbst in lauter kleine Präparate zerschnitten werden. Ich würde mich heute vielleicht verachten, hätt' ich es damals dabei bewenden lassen; aber ich habe den Ekel und das Grauen überwunden so gut wie du deinen Nervenkrampf, und das ist das rechte. Drauf losstürmen im Blutfieber oder, wie wohl die meisten, im Angstfieber, wenn sie zum ersten Male Pulver riechen, das ist was Rechtes! Frag sie nur, die damals neben dir und hinter dir gewesen

sind, ob sie sich wie große Helden gefühlt haben, als sie vorwärts gingen. Ich meine natürlich nur die Neulinge. Von solchen Dingen spricht man nicht gern, im Generalstabswerk über unsern Krieg steht nichts davon, und das ist auch in der Ordnung, denn das war bei uns nicht anders als bei den Franzosen. Aber jeder begreift sie und breitet den Mantel drüber. Und nur, weil du mit deinem ehrlichen, dicken Kassubenblut alles so schwer nimmst, darum hast du aus dem, was viele ganz ebenso erlitten und leicht hinter sich geworfen haben, den Alpdruck deines Lebens gemacht. Ich bin nicht so belesen in der Bibel wie du, der du ja der nächste dazu bist; aber irgendwo, ich glaube gar, auch im Römerbrief, steht geschrieben: Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Was, Pastor?"

Tassilo lächelte: „Römerbrief? Du bist mir ein netter Christ. Das steht bei Markus, Kapitel 14."

„Na, siehst du, jetzt sprichst du schon ganz vernünftig und lächelst, wie ein gesunder Mensch. Fühlst du dich jetzt vernünftig und gesund?"

„O, wenn du recht hättest, Franz!" — Er hielt beide mageren Hände wie betend mir entgegengestreckt, und seine Augen leuchteten vor tief aufdämmernder Freude. Dann aber ließ er die Arme sinken und sagte verzweifelt: „Was nutzt es, wenn du recht hättest? Hinter mir liegt die lange Zeit der Lüge, deren Knecht ich gewesen."

Da legte mir der gute Geist dieser Stunde das Wort auf die Zunge: „So mache die Wahrheit dich frei!"

„Ach, ich und Wahrheit!“ seufzte er.

„Jawohl, die Wahrheit! Die kriecht in kein Mauseloch. Mir gegenüber hat sie dich schon durch ihr bloßes Aussprechen frei gemacht; du siehst mir schon wie ein andrer Mensch frei ins Gesicht, ganz wieder wie mein alter guter Taß, mit dem ich zusammen im Apfelbaum gesessen.“

„Und Emma? Wie find' ich nach all dem Lügen und Verschweigen den Weg zu ihr?“ rief er halblaut.

„Dort ist der Weg, durch jene Tür, in dieser selben Stunde!“ —

Seine Brust hob sich; er streckte sich in die Höhe, daß es ordentlich einen Ruck gab. Dann, ohne einen Augenblick länger zu verweilen, drückte er still aber fest entschlossen auf die Klinke. Ich hörte aus dem dunklen Nebenzimmer einen leisen Ruf: „Bist du's, Bester?“ und ein Stuhl ward gerückt. Durch die sich öffnende Tür sah ich sie noch im schwarzen Kleid neben dem weißen Bettchen des Knaben sitzen, nun aber das Gesicht ängstlich dem schnell eintretenden Gatten zugewendet. Gleich darauf verschwand das Bild hinter der sich schließenden Tür. Dann vernahm ich es von dort aus dem Dunkeln wie ein leidenschaftliches Aufschluchzen und dazwischen, aber nur wie einen Hauch, eine beschwichtigende Stimme, wie von einer Mutter, die ein untröstliches Kind in ihren Armen wiegt.

* * *

Ich ließ die beiden mit sich allein und schritt durch die Glastür in den Garten hinunter, darin das Halb-

mondlicht zitternde weiße Schleier um Baumkronen und Büsche wob. Junge Leute, wohl Handwerksgesellen, zogen an der niedrigen Gartenmauer mit gedämpftem Gesange vorüber. Ich lauschte. Sie sangen:

„Ach, wie wär's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann?
Hab' dich von Herzen lieb,
Das glaube mir!"

Sie warfen, indem sie vorübergingen, einen langen, neugierigen Blick auf die so spät noch hellerleuchteten Fenster des Pfarrhauses, hinter denen sich in dieser Stunde das Schicksal zweier Menschen entschied. Und auch mir kamen ungesucht lange nicht vernommene Verse in den Sinn:

„Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht."

Ich blickte noch über die Mauer hinaus auf die helle Straße. Da legten sich zwei Arme fest um meinen Hals und ich fühlte mich hinterrücks auf Mund und Wangen geküßt. Und dann trat auch Frau Emma aus dem Schatten des Hauses in den mondüberschienenen Gang, und ich sah, wie auf ihren nassen Wangen ein glückseliges Lächeln lag. Zwischen diesen beiden gab es jetzt Wahrheit, und die hatte ihres Amtes gewartet, zu lösen und zu binden. —

„Und denken Sie nur, lieber Franz," sagte die Frau Pfarrerin, und legte sich in den sie fest an sich pressenden gesunden rechten Arm ihres Gatten, „er hat sich erst beruhigt und sich das Eiserne Kreuz anheften lassen, sehen

Sie hier, zum ersten Male in unsrer ganzen Ehe, nachdem ich ihm gestanden — —"

„Also auch Sie hatten etwas zu gestehen?! Dies ist ein lutherisches Pfarrhaus mit lauter Beichtstühlen!"

Sie errötete ein wenig und sah nun in dem milden Mondlichte wenn möglich noch lieblicher aus.

„Das ist ja gar nicht der Rede wert," sagte Tassilo und küßte sie auf den Scheitel.

„Ach, das sagt er jetzt," erwiderte sie, „aber wer weiß, wenn er es früher gewußt hätte — —" Sie sah ihn rührend zärtlich und zugleich neckend an.

„Ich bin ernstlich neugierig," rief ich, — „heraus damit, Frau Emma!"

„Den Tag, bevor sie Tassilo ins Lazarett brachten, hatte ich selbst draus fortlaufen wollen," sagte sie leise. „Ich konnte die schrecklichen Wunden nicht sehen und war aus einer Ohnmacht in die andere gefallen, bis ich's endlich doch bezwang. Ich hab' es Tassilo immer sagen wollen, wenn er mich wegen meines Heldenmutes rühmte, aber ich habe mich so geschämt! —"

Ich merkte an den Blicken beider, wie sehr ich hier überflüssig war. Sie standen da wie ein zärtliches Liebespaar vor fremden Augen, das gern einander in die Arme sinken möchte, sich aber seiner Zärtlichkeit schämt.

„Du wirst wohl noch zu tun haben, Tassilo," sagte ich, — „deine Festrede für das Sedanbankett morgen."

„Ach ja, meine Festrede," erwiderte er und lachte hell auf. „Ich hatte sie ganz vergessen, — wie gut, daß

du mich drauf bringst. Und jetzt, — jetzt weiß ich auch, wie sie lauten wird!"

Sie begleiteten mich beide bis an die Hauspforte; dann kehrte ich durch die Nacht in die schlafende Stadt zurück, die jetzt im Mondenlicht dalag, im vollen Schmuck der Fahnen und Kränze für das Siegesfest des kommenden Tages.

Wand an Wand

Am offenen Fenster seines Arbeitzimmers stand der graulockige Professor Gotthold Milde und blickte in die sonst immer so stille, heute so menschenvolle Straße hinunter. Es war Mittag, die Sonne eines leuchtenden Frühoktobertages stand über dem Hause. Sie warf einen blendenden Flimmerglanz auf die weißmetallnen Beschläge des blumenüberkränzten Sarges der Professorin, den eben die Träger mit dumpfem Ruck auf den Leichenwagen schoben. Sie blitzte auch helle Lichter über die gelben Blechbehänge und bimmelnden Schellen der schwerfüßigen Lastpferde vor dem hohen grünen Möbelwagen, der vor dem anstoßenden Hause wenige Schritte von dem Leichenwagen hielt. Die Toten ziehen aus, die Lebenden ziehen ein, dachte der alte Professor; das nennt man das Leben.

Zwei freche, miteinander hadernde Sperlinge wippten sich auf einer Ranke des rostroten wilden Weins, der den kleinen Balkon vor des Professors Zimmer schattend umschlang. Sie fürchteten sich offenbar vor dem Alten nicht; sie kannten ihn gut und nahmen die weißen Brotkrümchen, die er ihnen halb gedankenlos hinstreute, als etwas ihnen Gebührendes hin. Um jeden Bissen freilich gab es erst einen lauten Schnabelkampf, und war doch für beide reichlich gesorgt; der Professor mußte sanft lächeln.

Dann aber flog es wie ein grauer Schatten ihm übers Gesicht, und mit einem tiefen, stöhnenden Seufzer trat er ins Zimmer zurück. Leidtragende standen noch umher, die er kaum erkannte: befreundete Professoren, Nachbarn, Schwager und Schwester, die zum Begräbnis von Stettin gekommen; aber er war wie irre, und seine großen wasserblauen Augen suchten kindlich hilflos die Tür zum Flur. Mit bloßem Kopf wäre er hinausgegangen, hätte ihm sein Schwager nicht den umflorten Hut gereicht. Plötzlich, er war schon vor der Tür, kehrte er noch einmal um, ging mit schnellem Schritt durch sein Arbeitzimmer in das anstoßende Zimmer seiner toten Frau, als habe es ihn von dorther zurückgerufen, und sah sich mit trostlos suchenden Blicken drinnen um. Sie irrten über das altmodische Mahagoninähtischchen am blumenbestandenen Erkerfenster, über den zierlichen Schreibtisch daneben, über das aufgeklappte Klavier, auf dessen Notenhalter noch ein altes, gelbfleckiges Musikstück stand. Er horchte wie auf eine Stimme, hier, dort, vom Fenster her; dann schüttelte er den Kopf mit den langen stahlgrauen Locken: nein, es war nur der Wind, der in den ausgespannten Wettervorhängen leise plusterte.

Nun war er drunten, in der Straße, und sah sich, vom hellen Sonnenlicht geblendet, verängstet um. O wie sie ihn angafften, diese vielen, vielen neugierigen Menschengesichter! War das seine einsame Landgrafenstraße? Hatte die denn so viele Menschen in sich? — Aber auch aus den Nachbarstraßen zwischen dem Kanal und der Kurfürstenstraße waren sie herbeigeströmt, die Neugierigen und Müßigen, darunter auch zwei, drei Teilnehmende.

Wer in diesem stillen Tiergartenviertel kannte ihn nicht? Er war ja das lebende Wahrzeichen der Gegend. Vor etwas mehr als dreißig Jahren war es gewesen, als er sich dort niedergelassen; damals, da die kaum entstandene Straße noch für einen „Landaufenthalt" galt, fern an der Grenze der Weichbilder Berlins und Charlottenburgs. Mit seiner schönen, sanften Frau war er eingezogen, der so junge und schon so berühmte außerordentliche Professor der Mathematik an der Berliner Universität, dem sein Werk über „die kürzesten Verbindungslinien auf gekrümmten Flächen" die große goldene Medaille für Wissenschaft und die Berufung an die erste Hochschule des Landes eingetragen. Noch ehe das zweite Haus in jener weltverlornen Straße sich erhob, war Gotthold Milde ordentlicher Professor, Mitglied der Akademie, Inhaber des Verdienstordens geworden, und hatte sich doch aus alldem nicht viel gemacht. Für ihn gab es nur seine Frau Helene und seine Wissenschaft. Später hieß es: meine Wissenschaft und meine Frau Helene.

Sagte man dort draußen von ihm: den kennt ja jedes Kind, so war das ganz wörtlich zu nehmen. Die Kinder der Straße, besonders die aus den Kellern, unter den Dächern, von den Hinterhöfen kannten ihn und seine freigebigen Obst- und Bonbontaschen. Da standen sie auch heute auf beiden Seiten des Leichenwagens zuhauf und warteten auf ihren Schenkefreund. Die Tote hatten sie kaum gekannt, so selten war die stille Professorsfrau aus dem Hause gegangen. Kam aber der Professor Tag um Tag bald nach der Mittagstunde vom Kanal her um die Ecke, dann standen sie schon aufgepflanzt, die Schul-

ränzlein noch überm Rücken, und sperrten nur die leckergierigen Augen etwas weiter auf, um zu sehen, was es heute wohl geben möchte. Er wechselte mit seinen kleinen Gaben ab, je nach Jahreszeit und Gebelaune; daß er aber von dem Weg in die Stadt jemals mit leeren Taschen in die Landgrafenstraße eingebogen wäre, dessen wußten sich die ältesten unter dem kleinen Bettelvolk nicht zu entsinnen.

* * *

Dicht hinterm Sarge stand die schwere Trauerkutsche; am Schlage wartete der Superintendent auf den Hauptleidtragenden. Und wie dieser nun müden, schwankenden Schrittes sich dem Wagen näherte, da streckten sich viele ganz kleine Hände bittend ihm entgegen, und ein feines Stimmchen, die des rotköpfigen vierjährigen Töchterchens des Schusters aus dem Keller, sagte vorwurfsvoll: „Hast du keine Bonbons, Onkel Professer?" Der Herr Superintendent scheuchte mit strengem Blick den kleinen Rotkopf, während der Professor nach einem vergeblichen Griff in die Rocktasche hinter dem Geistlichen in die schwarze Kutsche stieg. —

„Die Liebe höret nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden, und die Sprachen aufhören werden, und die Erkenntnis aufhören wird." So hatte der Superintendent seine Trösterpflicht begonnen, ob er auch wußte, der Mathematiker war kein kirchlicher Mann. Der Alte hörte das sanfte Geplätscher der schönen Bibelworte wie ein fernes, stilles Geräusch durch eine dichte Nebelwand. Er hatte die Augen geschlossen und sah in sich hinein,

sah zurück auf dreißig Jahre und mehr. Schon einmal, vor langen langen Jahren war er in einer ähnlichen Kutsche einem Leichenwagen nachgefahren, als sein Vater zu Grabe getragen wurde. In einer Irrenanstalt war der gestorben; nur einmal, als zwölfjähriger Knabe, hatte er den Vater gesehen, der aber hatte sein Kind nicht erkannt. Auch damals hatte solch ein Geistlicher neben ihm gesessen und hatte Sprüche hergesagt, ganz so wie heute.

Durch die geschlossenen Augenlider hindurch sah er im Sonnenlicht Helenens feine, schlanke Mädchengestalt, wie er sie in dem von Syringen durchdufteten Garten ihres Vaters zuerst erblickt hatte. In Greifswald war es gewesen, und er war nach einer garstigen Säbelmensur, die vierzehntägigen Karzer im Gefolge gehabt, zu ihrem Vater, dem damaligen Rektor, einem Theologieprofessor, vorgeladen worden, — nicht amtlich, eine Sache der Menschenpflicht. Mit jener Säbelmensur hatte es sein eigen Bewenden gehabt. Gotthold Milde war einer der friedfertigsten Studenten, er hätte für einen Theologen, für einen Wingolfiten gelten können. Nur zuweilen, über die bedeutungsloseste Lappalie, meist über gar nichts loderte er in eine maßlose, unbegreifliche Zornesglut auf, als hätte ihn ein unheimlicher, finsterer Geist in Besitz genommen. Er kannte sich und gab die peinlichste Obacht auf sich; doch immer umsonst: aus dunklen Tiefen seines Wesens quoll es in ihm auf, lähmte seinen Willen, füllte das feine Geäder seiner Augäpfel mit Blut und erschreckte ihn vor sich selber. Er ahnte, was es vielleicht sein möchte: ein rätselhaftes Erbteil des väterlichen

Blutes, — jedenfalls etwas, das mächtiger war als sein Wille.

Seine Kommilitonen, fast alle pommersche Landsleute, nahmen Rücksicht auf den „wilden Milde", und so war er bis ins letzte Semester, dicht vor dem Doktorexamen, ohne Krach durchgekommen. Da hatte ein baumstarker Jurist aus Westfalen sich's nicht gefallen lassen wollen, daß dieser flachshaarige, schmächtige Milde bei einem fröhlichen Ausflug nach Putbus auf ihn plötzlich losgefahren war, weil er mit dem Teelöffel leise in einer Tasse bimmelte, und ihn, da er den Angreifer noch ganz verdutzt ansah, mit übermenschlichen Kräften an den Schultern gepackt und zur Tür hinausgeworfen hatte. Keine spätere Begütigung der Kommilitonen half, der Westfale wollte durchaus mit dem „besessenen Pommern" losgehen, und so kam es zu Gotthold Mildes erster und letzter Säbelmensur, bei der er drei Zoll Eisen ins linke Schulterblatt kriegte, obendrein vierzehn Tage Karzer. Am Tage nach der Karzerhaft war er zum Rektor beschieden worden, der ihn, nach damaliger gemütlicher Greifswalder Sitte, unter vier Augen „koramieren" wollte. Der Fall reizte den Theologen, der schon Gotthold Mildes Vater, einen Stettiner Landsmann und Studienfreund, gekannt hatte.

Ein Maientag war's gewesen, ein Sonntag Nachmittag; er sah es noch deutlich, wie er jetzt in der Trauerkutsche hinter ihrem Sarge fuhr. Dort am offenen Giebelfenster über dem blühenden Kirschbaum hatte er sie zuerst gesehen, des Rektors einzige Tochter. Eigentlich zuerst gehört, denn wie er mit einiger Ungeduld dem

ermahnenden Vortrag des Rektors standhielt und es schon unheimlich heiß in sich aufquellen und seine Hände brennen fühlte — ein ihm bekanntes böses Anzeichen —, da schwebten aus dem Giebelfenster die himmlischen, linden Klänge der Beethovenschen Pastoralsonate gleich fallenden Blütenblättern hernieder; es wurde stiller und stiller in ihm, und endlich waren ihm wohlige Tränen in die Augen getreten. Der gute Rektor war nicht wenig stolz gewesen auf diesen unverhofften Triumph seiner Beredsamkeit, hatte ihn zum Bleiben genötigt, in die Fliederlaube und hatte Helenen heruntergerufen. Als Gotthold bis zum dämmernden Abend neben ihr gesessen, weit über die schickliche Zeit eines ersten „Besuchs", und ihre sanfte Stimme ihn umfangen hatte, da sagte er sich auf dem Heimweg: sollte er genesen und Ruhe finden vor sich selbst, so mußte er ihre Stimme, ihr unbeschreiblich weiches Wesen immer und immer nahe, ganz nahe hören und fühlen.

Und so war es geworden, als er sie drei Jahre darauf zu eigen genommen, das Weib seiner Jugend. Weich und lau hatte sie ihn eingesponnen, um alle Ecken seines Wesens hatte sich etwas von ihrer sänftigenden Art glättend und mildernd gelegt, und — es war ihm selbst ein Wunder — in all diesen Jahren gemeinsamen Lebens hatte sich der unholde Blutstropfen in ihm nie wieder geregt. Wohl hatte es Tage gegeben, an denen er durch ein lauteres Klingeln an der Flurtür, durch eine ungeschickte Bewegung Karolinens, der aus Pommern mitgebrachten Magd, durch irgend eine jähe Störung in der Arbeit aufgeschreckt worden und in seinen blauen Augen

drohende Blitze gezuckt hatten. Aber dann hatte ihn Helene nur wortlos, mit lächelnden, geschweigenden Lippen anzusehen gebraucht, und das Zucken der Hände, die Spannung aller Nerven hatte nachgelassen, und stets nach kurzer Weile hatte er tief aufatmend seiner Frau ein liebes Wort zugerufen oder ihr nur still die aschblonden Haare gestreichelt. Er behauptete hinterher scherzend, diese schnelle Sänftigung käme vom Umgang mit der Mathematik, der kühlsten Wissenschaft; aber er wußte es besser: sie kam von der lauen Welle, die aus Helenens Wesen zu ihm herüberströmte und ihn linde umfloß. —

* * *

„Ich sage die Wahrheit in Christo und lüge nicht, deß mir Zeugnis gibt mein Gewissen in dem heiligen Geist, daß ich große Traurigkeit und Schmerzen ohne Unterlaß in meinem Herzen habe," — so sprach leise der Superintendent, indessen der Trauerzug in die Potsdamer Straße einlenkte. Der alte Professor tat die Augen nicht auf; es schmerzte ihn, durch die Kutschenfenster vorn auf den Sarg zu blicken. Er gedachte ihrer noch als einer Lebenden, und all die Jahre schienen ihm wie zusammengedrängt in einen Tag, in ein einziges Bild vor seinen inneren Augen, und dies Bild war ein mädchenhaftes Frauenantlitz mit stillen Augen und lächelndem Munde. Und wie nun der Superintendent in des Alten Gesicht blickte, weil er wirklich beinah argwöhnte, der sei müde vom Gram eingeschlummert, da sah er es wie einen seligen Glanz über den gefurchten Zügen schweben und wußte nicht, was das bedeuten mochte. Es bedeutete aber, daß

der ganz in sich versunkene alte Mann es wie ein fernes, süßes Klingen in den Ohren vernahm, — o so deutlich, so unverkennbar: die Lieblingsstücke, die ihm Helene dort neben seinem Arbeitszimmer wohl stundenlang gespielt. Die Kutsche rüttelte über das je näher dem Friedhof desto holprigere Straßenpflaster, daß die Fensterrahmen klirrten; aber der mit ganzer Seele fernab lauschende Professor hörte das nicht. Er hörte nur die weichen Töne des wohlbekannten kleinen Stutzflügels gedämpft hinter der geschlossenen Tür zwischen ihrem und seinem Zimmer. Das waren die Töne, die er zu seiner Arbeit so nötig gehabt, die ihn so wunderbar zum Denken und Rechnen beflügelt hatten. Wie oft im Anfang ihrer Ehe, war er aufgesprungen, wenn sie plötzlich aufgehört hatte und er noch weiter arbeiten wollte, und hatte sie gebeten: Weiter, liebe Helene, weiter! — und sie hatte genickt und weiter gespielt. Wo auf Erden gäbe es eine Seele, die ihn so verstände, wie diese einzige Frau! —.

Der Superintendent fühlte die Pflicht, den armen Alten aus seinem seligen Geträume zu wecken, denn von fern sah man schon die Friedhofmauer. So ergriff er denn des Professors Hände, hielt sie mit zutulichem Druck in den seinen und sprach zu dem seufzend Aufgeschreckten: „Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen; und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein: denn das Erste ist vergangen!“

Ja, der Tod! Da stand er wieder vor ihm, jener unglückselige Tag, kaum zwei Wochen waren seitdem verflossen. War das ihr Gesicht? War das seine Helene?

O wie furchtbar verändert! Wie war es doch gekommen? Es war so entsetzlich gewesen, wie seit einem Menschenleben nicht. Richtig, so war's gewesen: er war an einem Sonnabend, noch in den Ferien, etwas früher als gewöhnlich aus dem Lesesaal der Bibliothek fortgegangen und war zu Hause angekommen, ehe die allwöchentliche große Reinigung ganz beendet war. O eine Lappalie, genau wie in seinen Knaben- und Jünglingsjahren. Es war so lächerlich und zugleich so grausig. Sorgsam wie immer hatte Helene ein großes Schutzlaken über seinen Schreibtisch gebreitet, denn die Reinigung mußte vor diesem haltmachen; nichts darauf durfte verschoben, keines der Blätter und Blättchen mit den langen Rechnungsreihen angerührt werden. Ein Windstoß durchs geöffnete Fenster mußte dennoch ein Zettelchen, ein wertloses, auf die Diele geweht haben; Helene hatte es nicht gesehen, so lag es denn noch da, als der Alte in sein Zimmer trat. Er hatte es sogleich bemerkt. Erst ein Erstaunen, dann das Gefühl, als quölle ihm ein Blutstrom heiß in die Kehle herauf, als drohte es ihn zu erwürgen, und er hatte schreien müssen, um sich von dieser Erstickungsangst zu erlösen. Und wie er seine heisere Stimme von den Wänden des ausgeräumten Zimmers hatte wiederhallen hören, da war das Entsetzliche, da war die Wut über ihn hereingebrochen, und er hatte Helenen angeschrieen, wie sie es nie von ihm gehört. Nicht gescholten, nicht berührt, aber auf sie eingeschrieen, in wilden, bellenden Tönen. Die alte Magd war entsetzt zur Tür hinausgestürzt; Helene aber war geblieben, an die Wand gelehnt, kreideweiß in dem schmalen Gesichtchen; dann hatte

sie in fliegendem Frost sich geschüttelt, mit der zitternden Hand nach dem Herzen gegriffen und war wie leblos umgesunken. Da war er wieder zu sich gekommen und hatte geweint, zum ersten Mal seit undenklichen Zeiten, und hatte sie unter tausend Liebesworten in ihr Zimmer getragen. Der Arzt hatte den Kopf geschüttelt, von einem Herzklappenfehler gesprochen, aber gute Hoffnung gegeben. Von der wahren Ursache hatte Helene dem Arzt nichts gesagt. Zuletzt hatte sie zu ihrem händeringend am Sterbebett sitzenden Manne nur noch geflüstert: „Mein armer Gotthold!", immer nur dieselben Worte, — und nun wurde sie dort vor ihm hinausgefahren, und er hinterher; aber sie würde draußen bleiben, und er allein nach Hause kehren und dort allein sein, immer, immer allein. —

Da hielt der Wagen vor der offenen Friedhofspforte. „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir", sprach der Geistliche und reichte dem Professor den helfenden Arm zum Aussteigen.

* * *

Nun war auch das vorbei, und der Professor saß regungslos allein vor seinem Schreibtisch. Schwager und Schwester hatte er gebeten, ihn allein zu lassen, das werde ihm am wohlsten tun, und sie waren, nach einigen vergeblichen Versuchen ihn umzustimmen, nach Stettin zurückgefahren. Sie wußten ihn mit der alten Karoline in Haus und Küche wenigstens leiblich gut aufgehoben.

Er war allein und zu Fuß nach seiner Wohnung zurückgekehrt; ihn hatte es vor dem Wiederbesteigen der

schwarzen Kutsche geschaudert. In der Potsdamer Straße war in ihm das Kinderwort wieder laut geworden: „Hast du keine Bonbons, Onkel Posesser?" Da hatte er einen Konditorladen betreten und eine große Tüte mit Bonbons gekauft. Ganz wie in den alten Tagen hatte er sie unter die Armenkinder seiner Straße verteilt, ehe er schweren Ganges die Treppe zu der verödeten Wohnung hinaufstieg, in der sie ihn nicht mehr erwartete. Eben war auch mit fröhlichem Schellengebimmel der leere Möbelwagen davongerasselt, der vor dem Zwillingsnachbarhaus so lange gehalten.

Ja, nun hatte er neue Nachbarn, dort Wand an Wand! Die steinalte Ministerwitwe, die fast so lange wie er nebenan, nur getrennt durch eine ganz dünne, gemeinsame Mauer, gewohnt hatte, war vor sechs Wochen gestorben, — eine stille Frau, von der man nie einen Laut durch die Wand gehört. Das Zimmer auf jener Seite der Mauer war ihr Blumengarten gewesen. Nunmehr würde das wohl anders werden: Helene hatte ihm seufzend gesagt, ihr neuer Nachbar, der Ministerialdirektor von Jansenius, habe vier Töchter von sechzehn bis sechs Jahren; na immerhin besser, als wenn es vier laute Knaben wären.

Jetzt waren die Nachbarsleute in ihrer Wohnung. Er konnte sie hören, sie und das Rücken der Möbel in dem anstoßenden Balkonzimmer des Nebenhauses. Man klopfte und hämmerte drüben; es belästigte ihn, aber er hatte Geduld genug, um sich zu trösten, das werde ja bald in Ordnung sein. Dennoch dröhnte ihm das Klopfen und Hämmern in die Ohren. Es schmerzte ihn etwas im Kopf, im Herzen; er wußte selbst nicht, was? Diese nagel-

neuen, lärmenden Nachbarn dort, wenige Schritte von ihm, die sich in sein stilles Leben eindrängten, und rundum diese Leere und Öde in seiner Wohnung: — er stöhnte tief auf, er kam sich so fremd mit sich selber vor, als sei sein Leben zu Ende und nun müsse er ein ganz neues beginnen. In seinem Alter, bald sechzig! Ohne Helene! Wie könnte sie nur jetzt nicht da sein, gerade jetzt, wo er doch so allein sei! Er faßte es noch immer nicht.

Vor dem nicht endenden wüsten Lärm hinter jener Wand und vor seiner hilflosen Verlassenheit floh er in Helenens Zimmer und setzte sich in ihren Korbstuhl am offenen Fenster. Die hinausgespannten Wetterschirme schatteten dunkelnd herein. Den still dasitzenden, alten Mann umfing wieder das linde Gefühl der Gegenwart der eben begrabenen Frau. Er wußte ja, sie selbst war nicht mehr hier; aber an allen Gegenständen rundum haftete es noch wie ein Duft ihres körperlichen Seins. Sie waren selten lange beieinander gewesen; jeder hatte sein Bereich und war mit dem Gefühl zufrieden gewesen, der andere sei ja in Rufes und weniger Schritte Weite. Nur wenn er sich gar zu müde gerechnet und ihm die Zeichen vor den brennenden Augen flirrten, dann hatte er leise an die Zwischentür geklopft und war zu ihr eingetreten mit dem stehenden langgezogenen: „Nun, Helenchen?" Dann hatte er sich schweigend in eine Sofaecke gesetzt und ihr zugesehen, wie sie nähte, zeichnete oder spielte.

Er brauchte jetzt nur die Augen zu schließen, so fühlte er sich bei ihr und sie bei sich. Dies mußte alles so bleiben. Er rief die verweinte Karoline und gab ihr die nötigen Anweisungen: „Alles so lassen, wie die Frau es gehalten,

Karoline! — Nichts umsetzen, nichts verrücken, nicht ein Stück; — nur sauber abstäuben, Karoline, ebenso sauber, wie die Frau es gern gemocht. — Und die Blumen nicht vergessen, Karoline, — und die Bilder!" — „Wird allens besorgt werden, Herr Professor," schluchzte Karoline.

Er trat ans Fenster. Diesen jetzt welken Klematiszweig hatte Helene mit einer langen Angelschnur zu ihrem Fenster herangezogen, als er haltlos im Frühlingswind auf mehr denn Armesweite aus dem Vorgärtchen emporkletterte. Da flatterten noch die blauen, seidenen Bändchen, mit denen sie die Ranke draußen am Fensterbrett befestigt hatte. Als sie ihr Kunststück Gotthold gezeigt, hatte dieser mit dem Finger gedroht und gesagt: „Das darfst du eigentlich gar nicht, Helenchen, die Klematis gehört ja dem Wirt." — Aber sie hatte ihm lächelnd erwidert: „Unten sein, oben mein, und binde ich sie nicht fest, so zaust sie der Wind." — Und er hatte nur still darauf gesagt: „Ja, ja, so festigst du alles, was wildbewegt in deine Nähe kommt", — und hatte zu ihrer nicht kleinen Überraschung ihr die Hand geküßt, so daß über ihre blassen Wangen ein zarter Rosenschimmer verschämten Dankes aufleuchtete.

Dort auf dem Doppelbort über dem etwas altmodischen Schreibtisch standen Helenens Lieblingsbücher: Hölderlin, Lenau, Eichendorff, Storm, Mörike, Keller und manche andere, — nur Gedichtsammlungen. Er kannte sie alle, aber kaum mehr als die verblaßten Namen auf den brüchigen Bücherrücken. Er hatte nie Lust verspürt, einen Band herunterzulangen. Seine Poesie war die Mathematik. Im ersten Winter ihrer Ehe war er mit

Helenen zuweilen in Theater und Konzerte gegangen, am liebsten in Konzerte: dort könnte man, wenigstens in Gedanken, rechnen. Das Theater macht mich zerstreut, klagte er. Seiner jungen Frau hatte er Geschmack an der höheren Mathematik beizubringen versucht, hatte ihr für den Anfang solche „kinderleichten Urbegriffe" wie Sinus, Kosinus, Tangens und so weiter geduldig wohl ein Dutzend Mal erklärt; sie hatte auch liebevoll-geduldig zugehört, ihm aber schließlich bekannt, daß sie rein gar nichts davon verstehe. „Wozu, liebster Gotthold, soll mir das? Das kann doch keinem Menschen etwas helfen, keinen besser machen, keinem das Herz wärmen!" Er hatte überlegen gelächelt, der so sehr junge Professor, und hatte ihr „bewiesen", daß diese mathematischen Begriffe das Planetensystem, den Weltenbau und die geheimsten Beziehungen aller Dinge zueinander erklärten. Doch Helene hatte ihm erwidert: „Das sagen die Gelehrten so hinterher, aber mit alldem können sie doch kein Gänseblümchen erklären." Nein, sie hatte wirklich keinen mathematischen Kopf, und er keinen lyrischen, — und damit hatten sich beide zufrieden gegeben und sozusagen glücklich miteinander oder vielleicht auch nur nebeneinander gelebt.

Am Morgen nach dem Begräbnis, nach sanft durchschlafener Nacht, fühlte er sich recht einsam, gewiß. Aber eigentlich kaum einsamer als in diesen letzten Tagen nach ihrer Erkrankung. Am Teetisch saß ihm jetzt niemand gegenüber. Da vermißte er sie noch. Als er aber auf dem gewohnten Wege über die Albrechtshofer Brücke dem Tiergarten zuging, nach der Königlichen Bibliothek, da

umfing ihn doch wieder das Gefühl behaglicher Alltäglichkeit. Nicht vergessen war Helene, noch nicht; aber auf diesem altgewöhnten Wege war sie ja niemals ihm zur Seite gegangen. Auch der Gedanke an sie hatte ihn nie durch den Tiergarten begleitet: das war so recht der stille Raum, in dem er sein Kolleg noch einmal voraus durchdenken oder, wenn Ferien waren wie heute, brüten konnte über die Aufgabe, an der er nun schon seit fünf Jahren unablässig arbeitete. Eines der schwierigsten Rätsel der Ballistik hatte ihn mit seinem nur den Fachmännern verständlichen Zauber gepackt und nicht mehr losgelassen. Und wie er heute durch den schon angegelbten Tiergarten dem Brandenburger Tor zuschritt und vom Tegeler Schießplatz her den dumpfen Donner der Übungsschüsse vernahm, da leuchtete es über sein nachdenkliches Gesicht: er fühlte sich wunderbar in seinen mathematischen Phantasien durch solche Begleitung beflügelt. Zuweilen auch blieb er stehen, um sich eine neue ihm aufdämmernde Wendung in seiner Formelberechnung ins Taschenbuch zu schreiben.

Im Lesezimmer der Bibliothek war man ein wenig erstaunt, den guten Professor schon heute ganz wie immer erscheinen zu sehen. Wohl trug er Flor an Arm und Hut, aber sonst war nichts an ihm verändert.

Zur gewohnten Stunde ging er wieder nach Hause, aß zu Mittag, setzte sich an den Schreibtisch, und — alles war wie vordem. Ein schönes Menschengebilde war vernichtet und unter die Erde gebettet, und der Mann, für den es sich dreißig Jahre geopfert, fühlte es kaum. Nicht

weil er herzlos war, nein; aber er fühlte sie ja noch durch seine Arbeit hindurch im Nebenzimmer, dort hinter der Tür.

* * *

Am Abend des zweiten Tages nach Helenens Begräbnis war's. Die alte Schiebelampe mit dem grünen Schirm leuchtete traulich auf seinen Schreibtisch, an dem er über einen Foliobogen voll schwieriger, langer Formeln gebeugt saß. Alles wie ehedem, nicht einsamer, nicht stiller als sonst. Die winzige Schwarzwälder Uhr, deren scharfklickenden Schlag er durchaus hören mußte, wenn er am Schreibtisch saß, ging hastig, wie immer. Und wenn er jeweilen den Kopf vom Blatt hob und die Augen ausruhend durchs Fenster schweifen ließ, so sahen sie den Lampenschein seines gewohnten Gegenüber, alles wie früher. Blickte er dann nachdenklich geradeaus auf die Tapete über dem Schreibtisch, so sah er dicht über dem Nordpol einer kleinen pappenen Weltkugel, die auf den Köpfen zweier porzellanener, mit den langen Schwänzen ineinander verwickelter Meerkatzen ruhte, auf weißem Grund einen blauen bebänderten Schäfer seiner blauen bebänderten Schäferin die Hand zum zierlichen Menuett reichen, wie an all den tausenden fleißiger Abende, an denen sie ihre lustig flatternden Bänder in seine Rechnungsketten geflochten. Auch der Tintenfleck über den Häuptern der beiden Tänzer, ohne den er nicht rechnen konnte, war auf der alten Stelle. Nun füllte sich das Blatt Reihe um Reihe; näher und näher kam sie heran; klarer, immer klarer tauchte sie empor aus dem grauen

Zahlen- und Zeichenmeer: die von allen wissenschaftlichen Ballistikern so lange gesuchte „elegante Formel" für die „Bewegung des Geschosses in widerstehender Luft". Auf dem dunklen Tintenfleck sah er sie hell aufleuchten, Zeichen an Zeichen, über und unter den Bruchstrichen, — sah er wie feine Kristalle die kleinen Inderzeichen zu Häupten und Füßen der großen Integrale sich ansetzen. Seine Augen strahlten, die dichten, noch schwärzlichen Brauen zogen sich in die Höhe, bis sie unter den grauen überhangenden Stirnlocken verschwanden. Seine Hand zitterte, als er, nur halb aufs Papier blickend, wie von ungesehener Vorlage seine Formel abzuschreiben begann. Da war sie, da! — Nur ein Glied noch fehlte, — dann müßte sie dastehen, in sich geschlossen wie der Weltenbau. Und nun, — o ganz vollendet, o wie wundervoll, auch das noch, auch die alte liebe Musik unter den Fingern Helenens, dort aus dem stillen Nebenzimmer, — nur schüchtern erst, scheu tastend, wie Geisterflug, bald fern bald nah. Er schloß die Augen und lauschte mit verklärtem Gesicht. —

Wild war er aufgesprungen und hatte zornig den Bleistift zu Boden geworfen. Nein, das war sie nicht! — Aber Musik war es, irgendwo um ihn her. Wenn er nachsähe? — Leise, furchtsam faßte er die Türklinke zum Nebenzimmer und öffnete behutsam: schweigend blickte das Dunkel ihm daraus entgegen, kein Ton erklang. Und doch hatte er es so deutlich gehört! Was konnte das nur sein? — Horch, da war es wieder; hier, — dort! Nein, nicht hier, nicht wie einst, gar nicht wie einst. Aufdringlich nahe und doch irgendwo weit weg. Und anders, o so ganz anders, — harsch, häßlich, gar nicht wie Musik.

Aus seinem eigenen Zimmer drang das Getön, von dort drüben, aus der Wand, in klingenden Stößen, wie eine auf- und absteigende grelle Hohnlache, wie eine Verspottung der süßen Musik, die er zu hören geglaubt. Zum erstenmal in seinem Leben durchzitterte ihn ein Grausen wie vor etwas Gespenstischem, vor etwas, dem sich mit keiner Mathematik beikommen ließe.

Er hatte Lust, Karolinen herbeizurufen, ob auch sie das höre? Was in aller Welt war das? Einmal als Knabe, nach einem Nervenfieber, hatte er wochenlang klingende Töne in den Ohren verspürt, dann aber doch nie wieder. — Mit einem plötzlichen Entschluß ging er in sein Zimmer zurück und auf das Getön los, mit abwehrend vorgestreckten Händen. Lauter und lauter, näher und näher hämmerte die Musik. Ohne Takt, ohne Sinn und Verstand, als ob ein Tier spielte, auf Tasten drückte. — Und nun war es ihm klar: von den neuen Nachbarn im Zwillingshaus kam das. Und er wußte jetzt auch, was es war. — Unangenehm, sehr unangenehm; aber das wäre ja bald zu Ende: das Klavier bei den Nachbarsleuten wurde gestimmt. Auch in seiner Wohnung war das ja regelmäßig vorgekommen, aber doch meist nur, wenn er nicht zu Hause war. Natürlich war dies ein verlorener Abend, aber das ginge vorüber, wie Zahnschmerz.

Er nahm Hut und Regenschirm und rettete sich ins Freie, in den feuchtdunkeln Abend, und ging am Tiergartensaum entlang bis zum Brandenburger Tor und zurück; wohl eine Stunde lang, — dann mußte das ja vorüber sein. Aber merkwürdig, rechnen ließ sich nicht auf diesem einsamen Spaziergang, wie sonst immer, alle

Fäden waren wie mit der Schere scharf abgeschnitten. Immer mußte er denken, wie dort, ihm dicht auf dem Leibe, wildfremde Menschen ihr Wesen trieben, wie sie sich in sein Leben eindrängten und —. Ein furchtbarer Schrecken war ihm über den Rücken gerieselt, und er blieb stehen, um das Ungeheuerliche zu fassen, das ihm plötzlich den Atem versetzte: wenn man dort bei den Nachbarn ein Klavier stimmte, so würde man ja auch darauf spielen, lauter störendes, unbekanntes Zeug, und zu Stunden, in denen er es nicht hören mochte. Und er würde wissen, das sei nicht Helene, die da sitze und seinetwegen spiele und wisse, wie er's gern höre, — und nun werde das immer, immer so fort gehen, — und was dann? — —

Der Schweiß stand in großen Tropfen auf seiner Stirn, und dennoch fröstelte ihn. Mit müden Schritten schleppte er sich wieder nach Hause. Es war neun Uhr geworden, als er unter den erleuchteten Fenstern des Nachbarhauses stand, und hinauflauschte: Alles still, Gott sei Dank, wenigstens Ruhe für den Rest des Abends. Einige Minuten darauf saß er wieder über seinen Foliobogen gebückt, sah wieder suchend durchs Fenster und auf den Tintenfleck der Tapete; aber die „elegante Formel" wollte sich nicht mehr zusammenfügen. Er hatte sie doch so deutlich, fast leiblich gesehen, und jetzt war alles wie mit einem dichten, grauen Schleier überzogen. Tief mißmutig und verzagt ging er zu ungewohnt früher Stunde zur Ruhe.

* * *

Nach unruhigen Träumen, müde an Leib und Seele, begab er sich den nächsten Morgen zum erstenmal wieder

ins Kolleg des neubegonnenen Semesters. Im Zimmer der Nachbarn war es in der Frühe still gewesen, natürlich. Wie aber würde es sein, wenn er Mittags zurückkehrte, — und dann Tag für Tag? Der Gedanke daran quälte ihn auf dem Wege zur Stadt, er schoß ihm durch den Kopf, als er vor der mathematischen Riesenschreibtafel im Kolleg stand, und ließ ihn gleich zu Anfang einer langen Rechnung einen unbegreiflichen Fehler begehen, der in der Folge zu immer unmöglicheren Formeln führte, bis er nicht mehr aus noch ein wußte, plötzlich unwirsch den Vortrag abbrach und sich bei seinen Zuhörern brummig mit Kopfschmerz entschuldigte. Die älteren Semester, die an dem Alten nie etwas Ähnliches bemerkt hatten, schüttelten besorgt die Köpfe; die jüngeren hatten nur ihren harmlosen Spaß an dem verängstigten Hin- und Herspringen des berühmten Professors an der langen Tafel, um den Fehler zu entdecken.

Was soll nun daraus werden?! dachte der Alte auf dem Wege heimwärts. Eine Träne ohnmächtiger Wut brannte ihm in den Augen. Die Kinder in der Landgrafenstraße, an denen er achtlos, mit leeren Taschen und Händen vorüberging, machten lange, enttäuschte Gesichter.

Richtig! Da klimperte es auch schon zum offenen Fenster auf die Straße hinaus! Das war nun kein Stimmen mehr, das war oder sollte sein eine Art Klavierspiel. Es war vielleicht nicht sehr verschieden von dem, was hunderttausende von begabten Kindern alltäglich und allstündlich auf hunderttausenden von Klavieren leisten; aber diesem alten Manne klang es, als schlüge durch eine offene Pforte der Hölle ein teuflisches Geheul oder das Jammer-

gewinsel gefolterter Verdammter. Nein, Menschen konnten so nicht spielen, nicht einmal irrsinnige Menschen. Es war ein Durcheinanderquirlen von Tonleiterfetzen, Melodienstreifen, einzelnen Tönen ohne jeglichen Zusammenhang, ein musikalischer Säuferwahnsinn. Und das klang hinaus in den schönen hellen Frühherbsttag, wie Gekeife und Gezeter rasender Irren. Alles stümperhaft, sinnlos, — o schlimmer noch. Der Alte suchte nach einem Wort für seinen Zorn. Bestien waren das; bestialisch war das, was sie trieben. Vielleicht hatte man einem Affen oder einem Pudel bei den verwünschten Nachbarn das Klavierspielen beigebracht? Kein menschliches Wesen konnte mit dieser bockigen Hartnäckigkeit dasselbe sinnlose Zeug wieder und wieder spielen. War denn so etwas möglich? —

Mit gehetzten Schritten stakte er in seinem hohen Arbeitszimmer auf und ab, daß es dröhnte. Zuweilen stampfte er vor rettungsloser Ungeduld und Wut auf, daß die Dielen schütterten. Dann klingelte er der Magd.

„Karoline, hören Sie das?"

„Was denn, Herr Professor?"

„Das da!" und er zeigte nach der Wand, „das da! was die Bestien nebenan treiben!"

„Ach das? Na, das sind nu woll die Döchterkens von Misterialrats, wie se Klavier spielen."

„Klavier spielen nennen Sie das, Karoline?! Der Satan ist da los, der Satan, der Satan!"

Karoline entsetzte sich über sein lautes Geschrei. „Ach, liebster bester Herr Professor, wo soll das nu woll der Satan sind?" sagte sie dann begütigend, sehr kleinlaut.

Der Professor schwieg. Seine drohend geöffneten

Augen erweiterten sich immer mehr, wie er lauschend mitten im Zimmer stand und unter jedem neuen verunglückten Tonleiteransatz und jedem Stocken und Stammeln, Purzeln und Falschgreifen zusammenzuckte, als wühlten ihm glühendgemachte Messer in den Ohren. — Dann ergriff er wie um Hilfe flehend die Hände der ratlos dastehenden Magd: „Das geht so nicht länger, Karoline. Hier darf ich nicht bleiben. — Ach mein Gott, mein Gott! — Warum ist unsere arme gute Frau nicht mehr hier, warum läßt sie mich ganz allein mit den Bestien da drüben?“ Er wimmerte wie ein Kind, das bei der sorgenden Mutter Rat und Beistand sucht.

Karoline fühlte, sie müsse etwas sagen. „Könnte nu der Herr Professor nicht in das andere Eckzimmer überziehn?“

Ja das wäre ein weiser Rat, und der Professor streichelte der verschämt knicksenden Karoline dankbar die Hände. Ihm war ein andrer Gedanke einen Augenblick durch den Kopf gezuckt: eine andre Wohnung mieten! Aber ins Eßzimmer übersiedeln, durch zwei Zimmer geschieden von jener entsetzlichen Wand, ja das ging, das mußte wenigstens versucht werden. Nur wohin mit den Büchern? An die durfte man nicht rühren. Aber die könnten ja hier bleiben: wie selten schlüge er mal in einem nach! Nur den Schreibtisch hinüber, weiter war nichts nötig.

Gleich? — Gewiß, gleich! Und nach kurzer Zeit war der Schreibtisch mit Hilfe des Schusters und des Portiers hinübergetragen, unter dem Stöhnen und Jammern des nebenher gehenden Professors, der seine Papiere und Papierchen greulich durcheinander geschoben sah.

Ans Arbeiten war nach der Aufregung und Verstörnis nicht zu denken. Der Nachmittag ging hin über dem Herrichten des Schreibtisches und Zubehörs. Der Professor bemühte sich, alles genau so aufzustellen und hinzuhängen, wie es zuvor gewesen, aber was half das? Konnte er sich die Tapete mit dem schäferlichen Tänzerpaar herzaubern? Was sollte er mit den blaugoldenen Lotosblumen anfangen, die ihn von der Tapete dieses Eckzimmers mit nichtssagender Albernheit anglotzten? Freilich, da hockten die beiden verschwänzelten Meerkatzen mit dem pappenen Globus über ihren Köpfen, — aber wo war der alte Tintenfleck? Wo das Fenster zur Linken mit dem Blick auf den Balkon des Hauses gegenüber? Es war ein Elend! Ließ er die ausruhenden Augen jetzt durch das linke Eckfenster hinausschweifen, so gähnte die endlose Weite der Kurfürstenstraße fremdartig herein. Kein vertrauter Ruhepunkt, kein bequemer Untergrund für die Augen, um die Rechnungsreihen sachte drauf weiterzudenken.

Als er sich nach kurzem, unruhigem Schlummer am frühen Abend dennoch versuchsweise an den Schreibtisch setzte, fühlte er seinen Kopf wie ausgepumpt. Aber immerhin, das Klaviergetöse vernahm er hier nicht. Nur gebessert war damit nicht viel: dicht unter dem Fenster nach der Kurfürstenstraße war die Haltestelle für zwei belebte Pferdebahnlinien; zwischen Kommen und Gehen der Wagen lagen kaum je zwei ruhige Minuten. Schon aus weiter Ferne hörte sein krankhaft gereiztes Ohr das näher und näher dringende Klingeln der Geschirrglöckchen, das rasselnde, schütternde Gleiten der schwerbelasteten

Wagen auf den mitdröhnenden Schienen, das gellende Warnungsgeläute der großen Glocke des Kutschers. Dann knarrten die Bremsen unter seinem Fenster, der Wagen tat einen Ruck, für eine Viertelminute verstummte das Gelärm, — wieder tönte die große Glocke, der Wagen zog an, die Geschirrglöckchen bimmelten dazwischen, leiser und leiser, und verklangen im Weiten. Aber in das Verklingen drang schon aus der entgegengesetzten Richtung das Bimmeln und Läuten und Rasseln und Dröhnen herüber, — und das ging unaufhörlich, erbarmungslos weiter.

Er biß die Zähne aufeinander. Es mußte ertragen werden, — was bliebe ihm sonst? Ertrüge er's nicht, so wäre er ein verlorener Mann, ein toter Mann. O er übertriebe nicht; hatte er nicht erst vor drei Wochen im letzten Heft der „Ballistischen Studien" einen scharfzugespitzten Aufsatz über sein und seiner Mitforscher Problem mit den bedeutsamen, gesperrt gedruckten Worten geschlossen: „Daß dieses Problem schwer ist, haben die mißlungenen Versuche bedeutender Forscher bewiesen; daß es unlösbar ist, haben sie nicht bewiesen. Die Lösung ist vielleicht näher, als man glaubt." Also es mußte ertragen werden. Er stützte den Kopf in beide Hände, verschloß sich damit nach Möglichkeit die Ohren und versuchte, sich wieder in seine Rechnung zu versenken.

Umsonst, alles umsonst. Mit einem Faustschlag auf den Tisch, wobei Tintenfaß, Meerkatzen und Weltkugel hüpften, sprang er auf und schob den Lehnstuhl so heftig zurück, daß er hintenüber stürzte.

„Ach, Karoline, es geht nicht, es geht nicht!“ jammerte der Professor zu der auf das Geräusch herbeigeeilten Magd. „Ich kann nicht denken, Karoline, ich denke rein gar nichts mehr!“

Karoline begriff zwar nicht völlig, was ihr Professor damit meinte, doch aus seinem Ton fühlte sie die grenzenlose Verzweiflung heraus.

Der Schreibtisch mußte noch am selben Abend an den alten Platz zurückgestellt werden. Besser wurde es dadurch natürlich nicht. Das Klaviergetöse hinter der Nachbarwand dauerte fort, hartnäckig und einförmig wie die Pferdebahn, nur gönnte es nicht die kurzen Ruhepausen wie diese. In langen Zwischenräumen spürte man wohl eine Art von Ablösung, jedoch keine Unterbrechung. Auch die Art des Getöses änderte sich ungefähr alle zwei Stunden, ein weniges; doch blieb die Qual für menschliche Ohren in der Nähe die gleiche. Hatte der Professor während der einen zwei Stunden sich unter zerstückelten, unterbrochenen, verfehlten und verbesserten Tonleitern gekrümmt, so folgten zwei Stunden mit dem Einüben der ersten fünf Takte des Schulterkußwalzers aus dem „Bettelstudenten“.

Mit ingrimmiger Genugtuung durchmaß der Alte sein Zimmer. In ihm glühte etwas von der Unrast eines Tigers, der in seinem Käfig auf und nieder schreitend sein blutiges Mahl unweit wittert. Er wollte diese Qual einmal bis auf den Grund auskosten; er wollte sich die scharfen glühenden Spitzen bis zur schmerzhaften Wollust der Selbstvernichtung in sein zuckendes Fleisch drücken.

Zuweilen, wenn das Übermaß des Leidens ihn für eine flüchtige Spanne taub und stumpf gemacht, wälzte er Rettungsmittel in seinem müden Kopf. Hinaus aus der Wohnung, aus dem Hause hinaus! Irgendwohin in stille Einsamkeit! Aber wie ginge das wohl an? Sollte er die dreißig Jahre gemeinsamen Lebens mit der Toten auswischen? Und die Universität, die Bibliothek, seine Bücher, — und dann der Umzug! Und wo wäre er sicher gegen das Gelärm fremder Leute? — Was aber sonst? Gegen Klavierspiel gäbe es nicht Gericht noch Polizei. Sie könnten einen Menschen wahnsinnig machen, könnten ihn töten mit dieser langsamen, unerbittlichen Folter, und kein Hahn krähte hinterher.

Ob man vielleicht die Wand verstärken könnte? — Aber wie dick müßte sie werden, um jene tönende Qual nicht bis zu ihm dringen zu lassen? Er hörte ja alles mit so schriller Deutlichkeit, als sei es hier, dicht vor ihm, hinter ihm, rundum.

Und noch ein Gedanke kam ihm: wie, wenn er zu dem Manne da mit den vier — Geschöpfen ginge und ihn bäte, ein andres Zimmer für das Getöse zu wählen? — Aber wenn der es ihm abschlüge? wenn kein andrer Raum sich eignete als jenes große, hohe Balkonzimmer? Wenn man gar nicht begriffe, wie ihn das störte? Wie sollte er den fremden Menschen begreiflich machen, daß er sterben müßte, daß es ein großes Unglück gäbe, wenn das so fortdauerte?

Und noch vor einem fürchtete er sich: er fühlte es ja schon jetzt, wie es in ihm wühlte, in der Brust und im Hirn, und wie die heiße Glut höher und höher in

ihm aufkochte. Ihm war's, als brennte sie ihn im Halse, als schnürte sie ihm dörrend die Kehle zu. Dann stieg sie in den Kopf; er hörte ja, wie sie ihm von innen gegen die Schädeldecke flutete und dran rüttelte. O er wußte es sehr genau: ginge er hinüber, so würde sie ihn überkommen, noch ehe er auch nur ein Wort zu den Menschen dort nebenan gesprochen hätte. —

Zum Sterben müde war er in einen Sessel am Fenster gesunken und ließ regungslos das unaufhörliche Geklimper über sich ergehen. Aber nun hörte er hell durch dieses hindurch einen andern Ton. Erst leise wie einen klagenden Windhauch, der durch Weidenzweige geht; dann stärker und voller anschwellend ein Knirschen und Pfeifen. Ihn grauste es. Er wußte nicht, woher es kam; er wußte nicht, daß es das Stöhnen der eigenen, wuttobenden, nach Atem ringenden Brust war, das selbst die Pein von jenseits der Wand übertönte.

* * *

Von da ab sprach er mit Karoline selten nur ein Wort, litt es ihn tagüber kaum in seinem Zimmer. Alle eigene Arbeit war aufgegeben. Noch ging er allmorgenlich zur Universität, wie sonst; aber lange wohl nicht mehr: es war zu offenkundig in den Kreisen der Universität geworden, daß der berühmte Professor Gotthold Milde sich den Tod seiner Frau doch mehr zu Herzen genommen, als man dem gemütlosen Mathematiker zugetraut, und sein jüngerer Kollege, ein außerordentlicher Professor

ohne Gehalt, freute sich mitleidvoll schon der baldigen Beförderung. — „Ja, ja, solch eine lange glückliche Ehe — nun so plötzlich durch den Tod getrennt — das übersteht nicht jeder.“ Und der berühmte Physiologieprofessor knüpfte daran einige von ihm für sehr geistreich gehaltene Bemerkungen über Gewöhnung und schloß mit einigen Versen aus Goethe.

Der Professor Gotthold Milde ließ um die Mitte des Novembers am schwarzen Brett verkünden, er müsse, für hoffentlich kurze Zeit, seine Vorlesungen unterbrechen und seiner Erholung leben.

Und nun lebte er seiner Erholung. In welchem seiner Zimmer er sich aufhielt, in jedem hörte er die Hölle von drüben toben. Eine kleine Beschäftigung hatte er gefunden, die ihn manchen Tag in Anspruch nahm. Er hatte sie kennen wollen, ganz genau, alle vier „Bestien“ und die Art einer jeden. So stand er denn Tag für Tag jetzt am frühen Morgen vorm Fenster, oft auf dem Balkon, und spähte ihnen nach, wann sie das Nebenhaus verließen und die Straße hinauf, aber nur ein Stückchen, in die daselbst belegene „Privattöchterschule für die höchsten Stände“ gingen. Nur die älteste und dritte sah er auf diesem Wege, und bald kannte er Beginn und Ende ihres Schultages für eine jede. Die zweite ging nicht zur Schule, sondern sie wurde im Hause unterrichtet: sie war taubstumm. Die jüngste, sechsjährige, war noch zu jung für jene Schule der höchsten Stände. Durch sorgfältige Beobachtungen und Berechnungen war er allmählich auch hinter die Spielstunden und die Spielweise einer jeden gekommen. Dafür, daß in den Schulstunden das

Klavier nicht zu feiern brauchte, sorgte vornehmlich Ada, die Taubstumme, mit ihren nie ermüdenden Fingern. Von den vieren haßte er diese am wenigsten, mit ihren tiefliegenden dunklen Frageaugen in dem langen, blassen Kindergesicht und dem gespenstischen Fingerspiel, durch das sie sich unterhielt, wenn sie mit ihrer Lehrerin spazieren ging. Sie mochte vierzehn Jahre zählen.

Dann war das „Wunderkind" da, die Jüngste. Von dieser rührten die furchtbar flinken Läufe in Terzen und Oktaven her und die oft über mehre Minuten ausgehaltenen, vollendet schönen Triller. Ein altes, ernstes Kindergesicht. Sie begleitete ihre taubstumme Schwester auf den Spaziergängen, wenn die beiden anderen aus der Schule nach Hause gekommen waren. Die Fingersprache verstand und sprach sie fast so geläufig wie die Taubstumme.

Die Älteste war ein sechzehnjähriger, eckiger Backfisch mit bleichsüchtigem, dummem Puppengesicht. Jetzt war sie in der Selekta ihrer Schule und dicht vor dem Übergang ins Lehrerinnenseminar. Was der Professor nicht selbst herausgebracht, das hatte er von Karolinen gehört, die eine merkwürdige Teilnahme für die Nachbarskinder entwickelte. Die Älteste war die mit den falschen Tonleitern und den fünf Takten aus dem „Bettelstudenten". Die dritte war ein munterer Blondkopf von zwölf Jahren mit langen dünnen Zöpfen. „Die frechste Bestie von allen", sagte der Professor zu Karolinen. Er wußte, was er sagte: so oft sie dem alten, schwermütigen Manne in der Straße begegnet war, ja wenn sie ihn auch nur auf

seinem Balkon gewahrte, machte sie ihm einen tiefen, schnippischen Knicks.

Der Dezember war gekommen, als er die vier gründlich kannte. Ein besonders schneereicher Winter hatte diese wenig befahrene Straße mit dichter, dämpfender Hülle bedeckt. Weihnachten stand vor der Tür, die Schulferien hatten begonnen, in jeder Schule für die Töchter der höchsten Stände natürlich um einige Tage früher als in den Schulen für alle Welt. Die hölliſche Wirtschaft dort Wand an Wand war noch toller geworden. Ruhelos, die Fingernägel in die inneren Handflächen gekrallt, jagte der alte Mann durch die Zimmerflucht. Seit Tagen hatte er außer den Tonleitern, Läufern und Trillern und außer den Takten aus dem Bettelstudenten nun schon Hunderte von Malen einzelne Noten des Weihnachtsliedes „O du fröhliche, o du selige —" gehört. Er hatte sich Watte in die Ohren gestopft, er war in die fernste Nische des Eckzimmers geflohen, — vergebens. Das Gelärm schien ihm jetzt gar nicht mehr durch jene Wand zu dringen; es saß in ihm selbst, es klang aus ihm selbst, er wurde es nicht mehr los. Er war auf die Straße gegangen, — es hatte nicht aufgehört. Und alles um ihn verwandelte sich in jene verhaßten Töne, in das schöne, nun auch entweihte und scheußlich verzerrte Weihnachtslied. Ein Stöhnen wie ein dumpfer Schrei nach Hilfe brach aus seiner Brust. Er fühlte, irgend ein Ende mußte jetzt kommen; er mußte wahnsinnig werden, oder war es gar schon, oder es geschah irgend etwas Furchtbares.

Die Magd hatte ihm vor einer Weile das Abendessen

gebracht. Er saß am Tisch und starrte auf das weiße Tuch. Wie von zu grellem Licht getroffen, schlossen sich seine Augen; er wollte nichts mehr sehen, denn alles strahlte ihm rot entgegen: das weiße Tuch, der Schnee auf der Straße, ja der Brotlaib, in dessen weiche Krume er finster sinnend das spitze, lange Vorschneidemesser hineingebohrt, hatte ausgesehen wie Blut.

Klingend schlug die alte Kaminuhr die siebente Abendstunde. Der Alte zuckte unter den Schlägen zusammen. Um diese Stunde verließe die älteste der vier „Bestien" das Haus in der Potsdamer Straße, in dem „ihre Französin" wohnte. In einer kleinen halben Stunde würde sie hier sein, die Ablösung für das Wunderkind. — Wenige Minuten nachdem die Uhr ausgeschlagen, war er drunten auf der Straße, und der feuchte Schneewind wehte um seine flatternden Locken, wie er starr vor sich hin blickend hinausschritt, dem Tiergarten zu.

* * *

Am Morgen des nächsten Tages fand der Professor, der seit langer Zeit zum erstenmal ruhig in den hellen Wintermorgen hineingeschlafen, auf dem Frühstückstisch neben der Vossischen Zeitung einen innigen Brief seiner Schwester, worin sie ihn bat, die Weihnachtsferien bei ihr zuzubringen. Heiteren Herzens und leichten Schrittes ging er an den Schreibtisch seines Arbeitzimmers, um sogleich eine zusagende Depesche zu schreiben. Gewiß, solch eine Reise bei dem strahlenden Winterwetter wäre das Gescheiteste, was er anfangen könnte; gleich nach

den Ferien würde er dann seine Vorlesungen aufnehmen und sein Problem wieder ernstlich anpacken. Er fühlte sich frei und leicht wie nur je in den besten Tagen. Ein paar Wagen waren hastig vor das Nachbarhaus gefahren, aber er hatte sich nicht weiter darum gekümmert. Was gingen ihn die Nachbarn an? Welche Nachbarn denn? Er dachte an keine, er kannte keine. Dann war es drunten wieder still geworden; still war's auch dort hinter jener Wand, ganz still wie in einem Grabgewölbe. Vergnügt griff er zur Vossischen Zeitung, öffnete sie behäbig und begann zu lesen. Hübsch in der Reihe: erst die königlichen Gnadenbeweise, dann den Leitartikel und übers Ausländische hinweg bis zum „Lokalen". Und hier, an der Spitze des Abschnittes, las er ohne besondere Aufregung das Folgende in auffallendem Druck:

„In später Abendstunde durchgellte gestern die still gewordenen Straßen unsrer Hauptstadt die wie im Fluge durch Extrablätter verbreitete Nachricht von einer wahrhaft grausigen, unerklärlichen Mordtat. Zwischen sieben und acht Uhr fanden zwei aus Moabit durch den Tiergarten nach der Lützowstraße unterwegs befindliche Maschinenschlosser aus der Borsigschen Fabrik an der Ecke der Regenten- und Tiergartenstraße die kaum erkaltete, blutüberströmte Leiche eines jungen Mädchens aus den besten Ständen, die älteste, sechzehnjährige Tochter des allbekannten Ministerialdirektors v. J. aus der Landgrafenstraße. Die Unglückselige war auf dem Heimweg von ihrer französischen Lehrerin in der Potsdamerstraße begriffen gewesen. Außer der tödlichen, etwa fünf Zenti-

meter tiefen Stichwunde im Nacken, offenbar mit einem breiten, scharfen Messer beigebracht, zeigte die Leiche keine Verletzung. Dieselbe lag mit dem Gesicht vornüber in dem von der Blutlache aufgeweichten Schnee, gerade unter dem großen Ahornbaum an jener Ecke. Die Möglichkeit eines Raubmordes ist ausgeschlossen, denn Uhr, Kette und Portemonnaie fanden sich, wie inzwischen festgestellt worden, unversehrt. Die erforderlichen Schritte zur Aufhellung dieses furchtbaren Verbrechens sind sofort von dem Kriminalkommissarius v. P. mit der ihm eigenen Energie begonnen."

Der Professor hatte ruhig zu Ende gelesen und klingelte nun Karolinen, um sie mit der Depesche zum Postamt zu schicken. Sie hatte sich nicht enthalten können, ihren Herrn schüchtern zu fragen: „Hören Sie wohl, Herr Professor, wie mäuschenstill es heut nebenan ist?"

„Ja, Karoline, ich weiß."

„Herr Professor hat wohl auch schon den Mord im Blatt gelesen?"

„Ja, Karoline."

„Herr du meines Lebens, was für 'ne gruslige Mordtat!"

Der Alte erwiderte nichts als: „Gehen Sie schnell zum Postamt, Karoline, und nachher packen Sie meinen Koffer." Dann hatte er sich hingesetzt und dem Sekretariat der Universität geschrieben, man möge am schwarzen Brett den Wiederbeginn seiner Vorlesungen gleich nach den Ferien im Januar verkünden. Am Nachmittag fuhr er guter Dinge nach Stettin zu seiner Schwester.

Die Polizei war in fiebriger Tätigkeit, um den Mörder zu entdecken. Der Vater des ermordeten Kindes hatte eine Belohnung von fünftausend Mark auf die Ergreifung des Unholdes ausgeschrieben. Die Presse waltete ihres Amtes und meldete von Tag zu Tag, daß man dem Täter auf der Spur sei, nur wisse man noch immer nichts Sicheres. Das einzige, was als festgestellt gelten konnte, war, daß der Mörder sich von seinem Schlachtopfer über den chaussierten Fahrdamm dem Rande des Tiergartens zu entfernt haben müsse. Eine feine Blutspur führte in Abständen von drei bis vier Fuß an einen schneeüberhangenen niedrigen Flexstrauch. An diesem hatte der Verbrecher offenbar das Schlachtmesser abgewischt, denn deutlich zog sich durch das Schneegehänge eine breite, blaßrote Furche, und die Gerichtschemiker hatten zweifellose Menschenblutspuren im Schnee der Straße wie am Strauch nachgewiesen. Am Tage nach dem Mord stand ein Schutzmannsposten an der Stelle, wo eine dunkelrote Lache aus dem Schnee hervorleuchtete; dann war Tauwetter gekommen, und der Boden hatte das ungesühnte Blut aufgetrunken.

* * *

Der Professor Gotthold Milde hatte ruhig-heitre Ferienwochen bei der Schwester zugebracht. Von seinen furchtbaren Leiden seit dem Einzuge der Nachbarn bis zu seiner Abreise von Berlin hatte er den freundlich um ihn besorgten Verwandten nichts gesagt. Er schien jede Erinnerung daran verloren zu haben. Als seine Schwester,

die in der Zeitung von dem Morde gelesen, ihren Bruder danach befragte, da er ja in der gleichen Straße wie die Familie der Ermordeten wohne, wies er unwillig das Gespräch ab, und man kam nicht mehr darauf zurück. Das entsetzliche Ereignis beschäftigte bis gegen Neujahr sämtliche Zeitungsleser Deutschlands; dann wurde es durch einen Doppelmord und Raub an einem reichen, geizigen Ehepaar in Berlin abgelöst und war nach Neujahr vergessen.

Als der Professor am 8. Januar, an einem hellen, klingenden Frosttage, in seiner Berliner Wohnung wieder anlangte, war das erste, wonach er auf seinem Schreibtisch griff, das neueste Heft der „Ballistischen Studien", worin er eine Art von Erwiderung auf seinen letzten Aufsatz fand. Mit Jugendfrische setzte er sich sogleich zu einer Abfertigung nieder, die ihn bis in den späten Abend an den Schreibtisch fesselte. Es war doch wundervoll, wie ruhig sich's in dem stillen Zimmer arbeiten ließ.

Am nächsten Morgen begab er sich zu gewohnter Frühstunde auf den Weg ins Kolleg. Er schnippte vor behaglicher Laune mit den Fingern, wie er festen Schrittes den Saum des Tiergartens entlang ging. An dem Flexstrauch, gegenüber der Mordstätte, blieb er einige Augenblicke in unstetem Sinnen stehen, ein Schauer flog ihm über den Leib, und er sah sich ängstlich fragend um, als suchte er etwas und wußte doch selbst nicht was? Doch bald schritt er wieder mit heiterer Gelassenheit weiter und blieb nur, nahe dem Brandenburger Tor, noch einmal unter einem Eichenbaum an der Löwengruppe von

Wolff stehen, um lächelnd dem muntern Spiel eines droben von Ast zu Ast springenden Eichhörnchens zuzuschauen.

Pünktlich nach Ablauf des akademischen Viertels betrat er nach heiterem Gruß das übervolle Auditorium, wurde mit feierlichem Scharren empfangen und begann mit heller Stimme seinen Vortrag. Begeistertes Scharren geleitete ihn zur Tür, als er nach einer glänzenden Lektion sich wieder entfernte. Auf dem Rückwege begegnete er beim Einbiegen in seine Straße einem schönen, schlanken Mädchen in tiefer Trauer; hinter ihr einem vierschrötigen Diener, gleichfalls in Schwarz. Erst als sie vorüber war, erkannte er sie: das taubstumme Töchterchen des Herrn von Jansenius.

Etwas über vierzehn Tage waren seit seiner Rückkehr vergangen, und alles war wieder im alten Geleise. Ruhig und traumlos waren seine Nächte, heiter jeder Morgen und von stiller, ungestörter Arbeit ausgefüllt seine Abende. Er hatte absichtlich einige Zeit mit dem Wiederbeginn seiner Hauptarbeit gezögert, sich mit leichteren Dingen beschäftigt; es war wie das Ausruhen vor einer schweren Entscheidung.

An einem Sonntagvormittag war's. Die Glocken der Apostelkirche klangen friedlich herüber durch die stille Winterluft. Er stand hinter dem Fenster und hörte ihnen zu, wie er es oft getan. Sie störten ihn nicht; sie gehörten zu dem, was er „angenehme Geräusche" nannte. Er hatte das Glockengeläut aus der Ferne fast so lieb wie Helenens Klavierspiel. Dichte Schneeflocken wirbelten vom niedrigen, grauen Himmel. Drüben vor dem

andern Eckhaus hielt ein Milchwagen mit einem alten, dürren Schimmel davor. Das frierende Tier hielt den Kopf gesenkt und zitterte unter dem Schneegestöber. Mitleidig schalt der Professor im Innern über die Herzenshärtigkeit dieser Viehschinder, die solchem armen Gaul bei dem Wetter nicht mal eine schützende Decke überwürfen. Dann fuhr der Milchwagen in langsamem Trott davon, und jetzt störte den Professor nichts mehr. Dichter und dichter jagte der Schnee vor dem scharfen Ostwind die Straße entlang. Die Glocken klangen noch immer; die klangen heute länger, viel länger als je zuvor. Was hatte das zu bedeuten? Diese seltsamen Glocken! Immer noch — immer noch! — Gar kein Ende nehmen sie. — —

Einen Schrei aus röchelnder Brust hatte er ausstoßen wollen, doch der Schrei ward nicht laut. Den Kopf vornübergebeugt, mit blutfunkelnden Augen, die Finger beider Hände vor sich gespreizt, war er mitten ins Zimmer geschlichen. Er horchte, langsam den Kopf seitwärts drehend, nach der Nachbarwand hin. Immer drohender rissen seine Augenlider sich voneinander, als wollte er auch mit den Augen das Entsetzliche einsaugen, was seine Ohren vernommen. Dann krümmten sich seine Arme, zitternd krallten seine Finger sich in das Hemd über der Brust, und so schlich er, als könnte man ihn drüben hören, leise, leise sich über den Teppich hinschiebend, jener Wand zu. Dort blieb er regungslos eine Weile stehen, während seine Lippen sich öffneten und die Zähne bloßlegten. Dann packte es ihn tief aus dem Innersten der Eingeweide, als wollte es ihn ersticken; wieder fühlte er die

heiße, gurgelnde Welle aus dem Herzen aufsteigen, und mit einem Ruck hatte er das Hemd auf der Brust nach beiden Seiten auseinander gerissen, daß die Fingernägel sich in seine Haut gruben und breite blutige Striemen zogen. Der brennende Schmerz der rieselnden Wunden und der Anblick seines Blutes an den Fingern entflammten seine tobende Wut zu immer furchtbarerem Ausbruch. Abwehrend und zugleich angreifend hieb er mit geballten Fäusten durch die Luft gegen jene Wand hin, als könnte er die auf ihn einstürmenden Töne dadurch vernichten. Aber nichts half. Immer wilder wurde, so schien es ihm, der Kampf von da drüben. O, er wußte, welche von den Unholdinnen es diesmal war; er erkannte die zappelnden und zuckenden Hände der Taubstummen, die ihm Ton auf Ton wie Tausende von Spitzhackenschlägen entgegenschleuderte, immer nach seinem offen daliegenden Hirn zielend. Es war wie ein Kampf nicht mit Menschen, nicht mit Geistern; nein, er kämpfte mit einem Feinde, der beides zugleich schien, der bald leiblich auf ihn eindrang, dann wieder gespenstisch vor ihm zurückwich, sich von ihm zerhauen, vernichten ließ und doch immer wieder zum Angriff wider ihn ansprang. Nun gewann es die Oberhand, denn er wich langsam rückwärts. Da vor ihm sah er es ja im Wintermorgenlicht, wie sich jene unheimliche Wand auftat, erst nur mit einem Spältchen breit wie eine Messerschneide, dann weiter, immer weiter zu klaffendem Riß, und aus der zerspaltenen Mauer kam es auf ihn los mit fliegenden Händen und Armen, stumm die Lippen, stumm die Augen, aber los, los, los auf ihn!

Strauchelnd floh er aus dem Zimmer, durch Helenens Stube hindurch nach dem Eckzimmer; dort hatte er im Nu aus dem Schiebfach des dunklen Wandschranks das blitzende lange Vorschneidemesser ergriffen und, es hoch über seinem Haupte schwingend, war er zurückgeeilt. Und nun begann ein stummer, grausiger Kampf zwischen dem gequälten Mann und dem, was er mit seinen großen, blutgefüllten Augen dort vor sich sah, was mit tausend Gelenken vor ihm hin und her sprang und mit langen, haschenden Fingern nach ihm zuckte. Das Messer schnitt funkelnd im Zickzack durch die Luft, aber immer wieder entwischte das feindliche Gespenst seinen Stichen und Stößen. Kein Wort drang über des Alten Lippen, nur ein keuchendes, pfeifendes Stöhnen, immer kürzer, immer schneller, wie aus der Brust eines zu Tode gehetzten Tiers. Dann auch das nicht mehr, denn dumpfen Falles war der todesmatte Fechter in die Kniee eingeknickt und im nächsten Augenblick dröhnend auf sein Gesicht gefallen, wobei der weit ausgestreckte Arm das fest umspannte Messer mit langem, klaffendem Schlitz in den Teppich bohrte.

* * *

Als er sich nach langer, tiefer Ohnmacht mühsam aufgerichtet, dauerte das Geklimper von drüben immer noch fort. Aber der Alte schien es jetzt kaum mehr zu beachten. Mit wankenden, schleppenden Schritten ging er in das entlegene Eckzimmer und saß dort finster hinbrütend im Dämmerlicht des grauen Schneetages. Stunde um Stunde verstrich; er rührte sich kaum. Er war so

müde, doch seine Augen wollten sich nicht schließen. Karolinen, die ihm das Mittagessen hinstellte, sagte er, heut könne er nichts essen. So saß er am Fenster und blickte in den wirbelnden Schnee hinaus. Er konnte nicht entrinnen: deutlich vor ihm stand ja das eine, was geschehen mußte. Auch damals hatte es ja geschehen müssen. Noch war es nicht zu vollbringen; erst mußten die Abendschatten fallen. Aber vor ihm stand es schon und winkte ihm herrisch mit blutigen Fingern. Und endlich war die Zeit da, wo er dem Winken folgen konnte, und er ging.

Gegen vier Uhr war es, als er durch die ausgestorbene Straße dem Tiergarten zuschritt. Nur der zu welligen Hügeln zusammengewehte Schnee leuchtete matt von unten herauf; oben in Lüften war immer tiefer dunkelndes Grau, wie das Meer an sonnenlosem Sturmabend.

Sie kam noch nicht, so oft er auch hinter sich sah; aber sie mußte ja kommen. Jeden Sonntag zwischen Vier und Fünf, zum Besuch bei ihrem Oheim Unter den Linden, im Ministerpalast. Es hatte zu schneien aufgehört, auch der schneidende Ostwind hatte sich gelegt. Dem alten Mann tat der Gang auf und nieder am Rande des Tiergartens wohl. Wenn nur der Kopf nicht so brennte und er das Klingen und Hämmern drin los wäre! Einmal stand er ängstlich still, ein Gedanke hatte ihn plötzlich beklemmend durchzuckt: war er auch ganz sicher, daß die Höllenmusik aus der Wand seines Zimmers drang? Hatte er nicht vielleicht im Kopfe selber ein Klavier?! Sehr unwahrscheinlich, aber ob auch unmöglich? Fühlte er es denn nicht deutlich, dieses entsetzliche

Hämmern? Aber er kannte ja das Heilmittel; es hatte ihm schon einmal geholfen; damals, nach jenem Abend, war ja das Hämmern in seinem Kopfe sogleich verstummt.

Wo sie nur bliebe? Scharfen Blickes spähte er nach dem helleren Schein am Westhimmel, aus dem heraus sie kommen mußte. Ein Turmfalke revierte über den kahlen Wipfeln des Tiergartens: der Alte blickte zerstreut seinen Kreisen nach. Auch die dunklen, großen Augen eines Kindes, das vom Westen langsam näher kam, folgten nachdenklich dem kreisenden Vogel, und so ging Ada, die Taubstumme, vor dem geleitenden Diener her, an dem alten Manne kaum hörbar vorüber. Sie hatte, ihn fast mit dem schwarzen Mäntelchen streifend, das vertraute Gesicht des wunderlichen Nachbarn erkannt und grüßend den Kopf neigen wollen; allein aus seinen Augen war ein so zorniges Funkeln gegen sie aufgeflammt, daß sie das blasse Gesicht abwandte und bei dem nächsten Wegübergang vom Tiergartensaum nach der Häuserseite hinüberbog. Der Alte ließ ihr einen Vorsprung; dann schlich er ihr mit schnellen und doch furchtsam leisen Schritten nach, als könnte das taubstumme Geschöpf ihn hören. Jetzt war sie kaum noch ein Dutzend Schritte von der Mordecke entfernt, an der man vor Monatfrist ihre ältere Schwester tot in ihrem Blut gefunden. Mit gesenktem Kopf trottete schläfrig der Diener hinter ihr drein, dessen langer Livreemantel im auffrischenden Winde schlotterte. —

Was dann geschehen, war so blitzgeschwind über ihn hereingebrochen, daß er später im Verhör nur dieses zu

sagen wußte: Er habe einen dunklen Schatten dicht an sich vorüberfliegen sehen; ein lautes Keuchen da links neben sich, dann zwischen sich und dem Fräulein gehört; dann sei ein Messer hoch in der Luft aufgeblitzt und im selben Augenblick nach vorn verschwunden. Das Fräulein habe nur einen einzigen kleinen Schrei ausgestoßen, wie ein abgestochenes Hühnchen, und sei dann so lang wie breit mit dem Gesicht vornüber aufs Steinpflaster gestürzt, das Messer bis ans Heft durch den Hals. Ohne noch zu wissen, wie und wer, habe er den Alten um den Leib gepackt und so lange festgehalten, bis auf sein Hilfegeschrei zwei Portiers aus den nächsten Häusern und schließlich auch ein Schutzmann herbeigeeilt. Der Alte habe sich übrigens nicht besonders gewehrt, sondern sich ruhig in einer des Weges kommenden Droschke nach dem Polizeiamt fahren lassen.

* * *

Die Schwurgerichtsverhandlung gegen den Professor Gotthold Milde wegen zweifachen Mordes war ausgegangen, wie die Irrenärzte vorausgesagt. Der Angeklagte hatte seit seiner Ergreifung auf keine Frage über Beweggründe und Hergang der beiden Mordtaten geantwortet. Seinem Amtsverteidiger — er selbst hatte keinen Anwalt bestellt — gelang es mit Hilfe der gerichtlichen Sachverständigen, die Geschworenen zu dem einstimmigen Wahrspruch zu vermögen: „Ja, der Angeklagte hat zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustande von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung

der Geistestätigkeit befunden, durch welche seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war." Der Wagen, in dem der alte Mann das Strafgericht verließ, fuhr ihn sogleich nach der großen Irrenheilanstalt der Stadt Berlin.

Den klugen Ärzten da draußen war der Alte ein wenig anziehender Fall. Er befand sich auf der Station der ruhigen Kranken und machte den Ärzten und Wärtern keine Sorgen. Auch zu sprechen hatte er wieder angefangen: er hatte um einige bestimmte Bücher aus seiner Bibliothek gebeten, die man ihm gern besorgte. Dann hatte er sich in Rechnungen vertieft, halbe Tage lang, und sich nur beklagt, daß „ihm die Tapete fehle". Die Ärzte hatten das für ein deutliches Zeichen fortdauernden Irrsinns erklärt, aber nach einem halben Jahr doch drein gewilligt, daß ihn sein Schwager auf eigene Verantwortung mit sich nach Stettin genommen. Er war jedenfalls ein ungefährlicher Kranker geworden.

In der liebevollen Umgebung der Seinigen war auch etwas von seiner stillen Heiterkeit zurückgekehrt; nur hatte er bald geklagt, daß ihm das Rechnen schwer falle, daß etwas sich zwischen ihn und das Blatt schiebe, — er konnte selber nicht sagen, was? Ein wehender Schatten, ein Bild, ein klingender Blitz. Und der Kopf fing an, ihn zu schmerzen, wie von langen, feinen Nadeln, die sich ihm langsam tiefer und tiefer ins Gehirn bohrten. Am liebsten saß er jetzt in einer schattigen Laube des großen Gartens hinter seines Schwagers Haus und starrte auf die verwickelten Fi-

guren, die er mit einem Stöckchen in dem feinen Kies beschrieben.

Der Sommer war vergangen, und kalte Herbstschauer zwangen ihn ins Zimmer. Dort konnte er bewegungslos in einem Lehnstuhl viele Stunden hindurch sitzen und mit weit offenen Augen auf die Wand starren. Seine Schwester hatte mit Rücksicht auf ihn das Klavier nicht angerührt, seit er aus der Anstalt in ihr Haus gezogen, Kinder hatte sie nicht, — so war jede Gefahr einer Erweckung schreckhafter Erinnerungen nach Möglichkeit ausgeschlossen. Allein häufiger und häufiger flatterten jetzt die drohenden Schatten vor seinen Augen, und eines Tages fand seine Schwester ihn mit einem langen Messer bewaffnet drei Schritte vor der Längswand seines Zimmers gespannt lauschen. „Geh schnell fort!" hatte er ihr zugeflüstert, „sie kommen!" Und auf ihre entsetzte Frage: „Wer kommt?" hatte er ihr ins Ohr geflüstert: „Die beiden — Gerippe! Die Stumme und die andere! Siehst du sie nicht dort? Hinter der Wand, da am Klavier, alle beide an einem Klavier — sie spielen mit ihren Knochenfingern und treten das Pedal mit ihren Knochenfüßen. Hörst du sie nicht? — Immer lauter, und dazu das Klappern der Knochen. Es ist ja noch viel lauter als damals. — Und jetzt — geh hinaus! — jetzt stehen sie auf und ziehen sich die Messer aus den Halswirbeln und — — sie kommen, sie kommen, durch die Wand — geh!" — —

Man begrub ihn nach drei Wochen. Er war nach einem furchtbaren, tobsüchtigen Kampf, in dem er die Fesseln seiner Hände gesprengt, plötzlich wie unter einem

Schlag von unsichtbarer Hand tot auf sein Lager zurückgesunken. Der Irrenarzt, der ihn zuletzt beobachtete, hatte einen ziemlich langen lateinischen Namen für die Todesursache gefunden: „Paranoia acuta hallucinatoria furibunda gravissima“; in den medizinischen Zeitschriften aber wurde der Fall sehr kurz abgetan und als wenig interessant erklärt. Die Ärzte der großen Irrenanstalt der Stadt Berlin hatten also recht behalten.

Ausgewiesen

Um das niedere alte Taglöhnerhäuschen im Dorf duftet die schwüle, blütenschwere Maiennacht. Eine einsame Nachtigall schmettert in der Weißdornhecke unter den überhängenden breiten Kastanienzweigen. Höher und höher schwimmt der Vollmond am Himmel hinauf, immer näher dem schwarzen Wettergewölk, das sich vom Westen her ihm entgegenwälzt. Jetzt hat ihn das drohende Gewitter beinah verschlungen, nur eine schmale Silbersichel umschimmert noch den Rand der finsterblauen Wolke. Da verstummt plötzlich die Nachtigall, und ein Wehen beginnt im Blätterwerk des gewaltigen Kastanienbaums, unter dem das Häuschen sich zusammenduckt. In langen Wellen fegt die Flut des Gewitterwindes vom Norden über die Heide, die große, weite, flache Heide in Pommerellen. Der Duft des blühenden Wacholders fliegt auf Fittichen des Windes dahin und dringt durch die vielen feinen Spalten und Risse des Taglöhnerhäuschens in das niedrige, dumpfe Zimmer mit dem breiten Himmelbett. Vielleicht träumen die Schläfer von ihrem Tagwerk hier draußen am Saum der blühenden Heide. Oder es mischt sich, wann der Regenwind auf Augenblicke einlullt, in ihre Träume das ferne Rauschen des Weichselstroms, der sich jenseits des Kirchhofhügels schäumend über eine Sandbank und an einer mächtigen Buhne vorbeiwälzt.

Aus der blauschwarzen Wetterwolke zuckt der erste Blitz über die Heide, doch erst nach einer geraumen Weile folgt ihm der Donner und übertönt kaum das Rauschen des Stromes. Die Luft bleibt schwül. Noch fällt kein Tropfen aus dem schweren Regensack droben.

Bange Träume müssen es sein, die die Schläferin in dem Himmelbett bedrücken. Der Schweiß steht ihr in kleinen, dichten Perlen auf der schmerzlich gerunzelten Stirn; die sauber gefältelte Nachthaube hat sich zur Seite geschoben, daß die greisen Locken hervorquellen und wirr über die Augen und die welken Wangen fallen. Sie atmet schnell und schwer, ein Schluchzen durchschüttert mitunter die Brust.

Still neben ihr liegt der weißhaarige Mann, mit den noch vom Nachtgebet gefalteten knochigen Händen über der aufgetürmten Federbettdecke. Er schläft einen traumlosen Schlaf; still geht und kommt sein Atem. Der Sturm bohrt sich stoßweise wie mit scharfem Spaten in die Grundmauern des Häuschens, um es zu entwurzeln; aber es ist zu fest verwachsen mit der Erde und wankt nicht. Der Greis spürt nichts vom Sturm, der ums Häuschen rast; von dem Heideduft und dem feuchten Brodem der Erde dringt nichts in seine traumlose Seele.

* * *

Jetzt ist es draußen und drinnen ganz finster geworden. Der letzte Mondesglanz ist ausgelöscht von dem rabenschwarzen Meer, das nun das ganze Himmelsgewölbe überflutet. Und der dichteste Kern des Gewölks steht über dem stillen Dorf. Ein blauer Strahl entfährt ihm

wie ein Schwertblitz aus dunkler Scheide, und gleich darnach kracht auch der Donner, lauter als der Sturm der Maiennacht und das Rauschen des Stromes. In pfeifenden Strichen geht der Regen nieder, in das Kastaniengezweig und von dort auf das lose Schindeldach. Und wieder ein Blitz und ein Donner lauter als zuvor, — und jetzt ist sie aus ihren schweren Träumen aufgefahren, die alte Frau, und blickt halbbewußt ins Dunkel hinaus. Mit zitternden Händen tastet sie an ihrem aufgerichteten Körper hin, als wollte sie etwas Furchtbares abstreifen, das noch eben drauf gelastet. Auch der Greis neben ihr ist erwacht und hat sich aufgerichtet, und nun horchen beide, ohne ein Wort zu sprechen, auf das Unwetter über ihrem Häuschen. Minute um Minute vergeht. Eintönig hallt der Pendelschlag der mannshohen Wanduhr durch ihre Kastenwände.

Allgemach hat die alte Frau sich ein wenig ermuntert und flüstert ihrem Manne zu: „Ick glöw, mi hat dei Mahrt rere!" *)

Wie er nicht antwortet, fährt sie fort: „Du büst doch uck upwackt?"

„Ja, Hanni, ja, — ich bin aufgewacht; aber — aber — jetzt wollen wir wieder schlafen."

Und Hanni flüstert noch einmal, aber noch leiser, unsicherer: „Mi hat dei Mahrt rere."

Dann wieder minutenlanges Schweigen, indessen rundum die Blitze zucken und die Donner rollen und der Frühlingsgewitterregen niederprasselt.

---

*) Ich glaube, mich hat die Mahrt (Nachtgespenst) geritten.

Hanni, die Taglöhnersfrau, ist jetzt ganz wach und hat die schweren, geblümten Bettvorhänge seitwärts gerafft. In der Stube ist es von den sich kreuzenden Blitzen mitunter so hell, daß sie alles deutlich erkennt. Dort über dem Schaff am Eckfenster das bunte Bild des alten Kaisers, — das heißt, nur vom Bett aus gesehen ist es der alte Kaiser; sieht man von der Fensterseite drauf, so ist es sein Vater, der alte König Friedrich Wilhelm, unter dem sie beide einst jung gewesen. Sie haben es vom Hausierjuden Gabriel vor manchen Jahren gekauft und sind stolz auf dieses merkwürdige Doppelbild. Niemand sonst im Dorfe Luskowitz hat solch ein Bild, selbst der Schulze nicht, ja nicht einmal der Pastor.

Wieder ein flammender Blitz, diesmal von der andern Fensterecke her, dort wo das wurmstichige schwarze Holzkreuz mit dem vergoldet gewesenen Christus an der Wand hängt, über einer gewaltigen Muschel, die selbst wieder auf einer Bibel in Großquart liegt. Wie die Alte das Kreuz sieht, faltet sie unwillkürlich die Hände und sinnt nach. Jetzt fällt es ihr wieder ein: ein Kreuz, — nein, viele Kreuze hat sie in ihrem angstvollen Traum gesehen. Was war es doch mit diesem Traum? Sie sinnt und sinnt. Ein Kinderliedchen klingt heran aus fernen Weiten; auf der Dorfgasse unter den Linden, nein, unter ihrem eigenen Kastanienbaum dreht sich ein Kinderreigen, — und wie jetzt ein Blitzbündel vom Himmel sprüht, und sie den Kirchturm vom Dorfrande her hell umlodert mit scharfen Ecken vor dem Fenster aufragen sieht, da weiß sie, was es mit ihrem Traum gewesen, was sie darin gesehen und gehört hat. Es war nicht die Mahrt, das

grausige Nachtgespenst, das auf ihrer Brust gekniet, sondern eine gar liebliche Erscheinung. Ein leuchtendes Kindergesicht mit langen, flatternden, gelben Locken, — ihr Jüngstes, ihr Letztes, die Anuschka. Und nun hört sie auch wieder das Liedchen, das sie so lange, ach so lange nicht mehr gehört, das Lied, das sie selber aus ihrer Heimat, dem Kassubenland an der Ostsee, hierher an den Saum der Tuchler Heide verpflanzt, wo es vordem kein Kind gesungen:

Ich trete auf die Kette,
Daß die Kette klingt, —

Kennst Du einen Vogel,
Der so herrlich singt?

Singt so klar wie ein Haar,
Hat gesungen sieben Jahr;

Sieben Jahr sind um und dum,
Jungfer Annchen dreht sich um.

Aber das war nicht alles gewesen. Noch etwas anderes hat sie im Traum gehört, was sich auf ihre Brust gewälzt gleich der unholden Mahrt und was sie hatte aufschluchzen lassen. Was war es gewesen? Auch etwas mit Anuschka, — ja, Anuschka war dabei gewesen. — Ein Blitz läßt die Stube wieder hell aufleuchten und zeichnet den Goldlack auf dem einen Fensterbrett scharf ab. — Richtig, jetzt hat sie's: gestern noch hatte neben dem Goldlack der Rosenstock gestanden, der mit den weißen Rosen, jetzt freilich nur erst in grünlichen Knöspchen. Den hatte sie gestern abend spät mit ihrem alten Mann auf ihrer Anuschka Grab getragen und dort eingegraben, und davon hat sie geträumt. Von einer großen weißen Rose, die aus dem Stock emporwuchs. Und dann — — dann

war aus der Rose das wachsbleiche Totengesicht Anuschkas geworden, und das Gesicht war zurückgesunken, tiefer und tiefer, bis es in dem frischen Grabhügel verschwunden war. Und da hatte sie weinen müssen. Sie hatte das weiße Rosengesicht aufrichten wollen und hatte doch die Arme nicht rühren, hatte nicht rufen können, nichts, nichts.

„'t wart doch bei Mahrt west sin," flüstert Hanni ihrem alten Thaddi zu; der aber ist schon wieder in die Federkissen versunken und eingeschlummert, zufrieden, ein so sicheres, selbstgezimmertes Dach im Unwetter über seinem alten Kopf zu haben.

* * *

Das Gewitter zieht über Haus und Dorf weg, dem fernab flutenden Strome zu und grollt sich dort aus. Ein trocknender Wind kommt vom Osten her und raschelt im jungen Laub des schützenden Baumes. Hinter ihm her überhaucht ein feines Aufdämmern den Himmelsrand, daß in der Hecke die Nachtigall, die eben wieder ihr Lied begonnen, nach einigen versuchenden Schlägen verstummt.

Die alte Frau aber ist nicht mehr eingeschlafen. Sie blickt aus brennenden Augen nach dem Kirchturm hinaus, dem zur Seite sich der Friedhof den Hügel hinab erstreckt, Stufe um Stufe, und fast auf jeder hat die Alte ein Kind eingepflanzt. Zuerst die Zwillinge, die Erstlinge, die nur wenige Tage gelebt. Es sind seitdem mehr als vierzig Jahre vergangen, aber die Zwillinge sieht sie mit aller Deutlichkeit, fast so deutlich wie Anuschka, die Jüngste. Dann zehn Jahre später den neunjährigen Knaben, der im ersten Frost beim Schlittern in die „Rabenkuhle"

dicht vor der Weichselbuhne eingebrochen war, und den sie erst im Frühling drauf herausholten. Dann wieder zwei Mädchen, die eine zwölf-, die andere vierjährig, beide an einem Tage gestorben, ganz wie die Zwillinge, im Kriegsjahr 66, an den bösen Pocken. Da war ihnen nur noch das „Kakelnestchen, das Geelhärchen" geblieben, ein Angstkind nach all den Toten, und sie war glücklich bis zum achtzehnten Jahr gediehen und immer um Vater und Mutter herum und so flink und lustig, „un sprung öwe sewen Tün' (Zäune) un sewen Grawens, wenn sei'n Fere (Feder) fleige sach".

Und nun erst, als sie zur Kirchweih, zum ersten Male auf den Tanzboden ging, mit Schulzens August! Das hätte wohl ein gutes Paar abgegeben, — er hatte sogar schon gedient, in Posen bei den Pionieren. Hei, wie ihr da die gelben Zöpfe um den Kopf geflogen waren, und wie sie unterm Tanzen doch immer nach den beiden Alten hinblickte! So war es lustig fortgegangen, bis der Neumond heraufgestiegen war, derselbe Mond, der jetzt voll geworden ins Fenster schien. Als ein feines Hörnchen hatte Hanni ihn damals gesehen und gesagt: „Nu hast du woll naug danzt, — nu kumm na Hus!" Aber da hatte die Marjell lachend geantwortet: „Mutte, noch ein'n Galopp! Dabi is't akkrat, as wenn man in'n Himmel flüggt!" — und sie hatten den „Blüchergalopp" getanzt, zuletzt ganz allein, die Anuschka und der August, denn dieser hatte die andern alle von der Diele weggetanzt. Wie sie im besten Zuge waren, hatte Anuschka plötzlich einen kleinen Schrei getan, war ihrem Tänzer aus den Armen geglitten, und eine dicke Welle roten

Blutes war ihr über die erblaßten Lippen geflossen. August hatte sie wie ein Bündelchen weißer Wäsche auf seinen Armen in das Häuschen unter dem Kastanienbaum getragen und war dann noch in der Nacht nach Rudenz gefahren, um den Doktor zu holen. Hanni aber war nach dem Spritzenhaus, zum Schäfer Kaspar Wernicke gelaufen, damit der käme und das Blut bespräche, was er schon oft in solchen Fällen bei andern getan. Der war auch gekommen und hatte seine Kunst probiert. Zuerst hatte er es mit dem kräftigen Spruch versucht:

Unter deinen Schirmen
Bin ich vor dem Stürmen
Aller Feinde frei;

aber es hatte nicht geholfen. Da war er beinah zornig geworden, hatte drei Lichter angezündet, die er in Flaschenhälse gesteckt, hatte sie zu Häupten der Sterbenden hingestellt und seinen stärksten Spruch getan:

In Gottes Garten
Stehen drei Gottesanker:
Der eine voller Gottesmut,
Der zweite voller Gottesblut,
Der dritte voller Gotteswill, —
Und du, Blut, stehe still!

Aber auch das wollte nicht anschlagen, und wütend über die Halsstarrigkeit des bösen Geistes hatte der Schäfer die drei Lichter gelöscht und war rückwärts zur Tür hinausgegangen.

Als August mit dem alten Doktor Vanselow in der blassen Frühe angerasselt kam, hatte sich Anuschka mühsam im Bett herumgelegt, sodaß ihr Gesichtchen nach der Tür blickte. Gesprochen hatte sie nicht mehr, aber

den letzten Blick und den letzten schwachen Händedruck hatte August bekommen. Und jetzt lag sie dort am Hügel auf der untersten Stufe, mit dem Rosenstock über sich, — die sechste und letzte der Wurzeln, mit denen die beiden Alten in diese ihnen einst fremd gewesene Erde hineingewachsen waren.

* * *

Es war zu früher Morgenstunde, als Thaddi und Hanni am weißgescheuerten fichtenen Tisch einander gegenüber saßen und mit den Holzlöffeln aus der gemeinsamen irdenen Schüssel ihre Klimpernsuppe von Roggenmehl aßen. Die kleinen Fenster standen alle drei weit offen, ganz entgegen sonstiger bäuerlicher Art; Anuschka hatte diese Gewohnheit eingeführt und hinterlassen. Ein sanfter Blütenhauch wehte in die Stube und trieb sein Spiel mit den Bettvorhängen. Verirrte Bienen aus Thaddis drei Stöcken, deren Fluglöcher er mit aufgehender Sonne weit geöffnet hatte, summten herein und wieder hinaus. Und die Sonne schien auf die beiden alten abgerackerten Leiber, die mürbe in allen Knochen und Fasern des Herzens dasaßen und dennoch ihr bischen Daseinsfreude hatten an der linden Luft, an dem blühenden Baume draußen, an dem Singen der Grasmücken, am Summen und Schwärmen der Bienen.

Hanni ging an ihr Tagwerk im Haus mit fast fröhlichen Schritten. Der Traum hatte sie zwar wieder weinen gemacht; nachdem ihr die Tränen lange versagt geschienen, aber sie hatte doch das Gesicht der Verlorenen gesehen, und noch jetzt war es ihr, als schwebe es wie ein heller

Schein vor ihr her und als höre sie es in dieser goldenen Frühe noch um sich klingen: „Singt so klar, wie ein Haar." Es waren vielleicht nur die wie zitternde Goldfäden aus hohen blauen Lüften niederklingenden Lerchenlieder; aber an die Lerchen dachte die Alte nicht. Es litt sie nicht lange bei ihrer geringen Arbeit in der Küche. Wie mit schmeichelnden Kinderarmen zog es sie die Leiter hinauf zum Staakbalken des Häuschens unter dem Dach, wo sie in einer mit halbverwischten Rosensträußen bemalten Holztruhe die Hinterlassenschaft Anuschkas aufbewahrte.

Sie wußte selber nicht, wie lange sie so vor der offenen Truhe gesessen, als sie vom Vorgartenzaun her, da wo die ringelnden Bohnen standen, ein ängstliches Rufen ihres Alten hörte. „Hanni!" hatte er gerufen, aber es hatte ihr ganz fremd geklungen, und ein Schauer war ihr den Leib entlang gerieselt, so daß sie halblaut vor sich hin flüsterte: „Mi löppt de Dod öwre Röge!"

Mit zitternden Knieen war sie die steile Leiter hinabgestiegen. Da standen in der Haustür ihr alter Thaddäus und neben ihm der langbeinige Krischan Stojentin mit seinen zu kurzen Ärmeln und Hosenbeinen, der Landbriefträger, der allwochentäglich Morgens und Abends an ihrem Häuschen vorbei in seiner bauschigen schwarzen Ledertasche mit dem gelben Reichspostadler darauf aus der lauten Welt draußen gedruckte und geschriebene Kunde in das stille westpreußische Dorf Luskowitz an der Weichsel trug. Seit Jahren hatte „der lange Labommel", wie Hanni den Krischan mit freundschaftlichem Spott nannte, den beiden Alten so gut wie nichts gebracht. Verwandte oder fernwohnende Bekannte, die ihnen Briefe hätten

schreiben können, besaßen sie längst nicht mehr. Sie waren der Welt draußen und die Welt war ihnen verschollen. Und jetzt war plötzlich ein Brief da, und was für einer! Ein ganz großer, so hoch wie breit, mit dicken schwarzen Buchstaben auf dem steifen weißen Papier, daß er der alten Frau schien wie ein frischbemalter Grabstein. Und dann drehte der lange Stojentin mit seinen weit aus den Uniformärmeln hervorragenden Knochenhänden den unheimlichen Brief hin und her und ließ von Zeit zu Zeit das dicke Landratsamtsiegel aufleuchten gleich einem großen Blutfleck.

„Na, nu makt man flinks, dat ick tom Schulte kam! — Man möt de Düwel runneschlucke un nich lang bekuke. — Hie is de Behännigungsschien, den möt ji unneschriewe," sagte Stojentin.

„Wotau denn dat?" fragte Hanni.

„Na, nu heww ick dat dinem Ullen all 'n Viertelstunn' lang utenanneſett't. — Dei up dem Landratsamt möte weite, dat Ji de Breif krege hewt. Dat is so wegen de Orning."

Dabei reichte er Hanni — denn die allein konnte schreiben — seinen Dienstbleistift, und sie schrieb mit furchtsamen kindlichen Schriftzügen in ihres Mannes Namen: „Thaddäus Pichowski, Taglöhner".

Stojentin nahm den ausgefüllten Behändigungsschein, faltete ihn gemächlich zweimal und schob ihn in seine Brieftasche: „Weſt man froh, dat dat niſt koſt't. Wenn dei vom Landratsamt einem wat schriewe, koſt't meeſt noch wat tau. — Na denn adjes uck!"

* * *

Er war schon ein gutes Stück die Dorfstraße weiter hinaufgestiegen, dem Schulzenamt zu, als Thaddi und Hanni noch immer in ihrem Hausflur standen, den Brief zwischen sich. Endlich faßte sich Hanni einen Mut, ging in die Stube, und Thaddi folgte ihr willenlos.

Nun saßen sie wieder am offenen Fenster, den Tisch zwischen sich. Der Brief vom königlichen Landratsamt in Rudenz lag im schimmernden Sonnenschein da, und die Aufschrift redete sie herrisch an: „An den Taglöhner Thaddäus Pichowski in Luskowitz". Und in der unteren Ecke links stand: „Portofreie Dienstsache".

„Mach' du ihn auf, Hanni," sagte Thaddi, „das ist geschriebene Schrift." — Er konnte nur gedruckte Schrift lesen, und auch die nur mühsam, nur wenn sie recht groß gedruckt war, wie die in seiner Bibel aus dem Hallischen Waisenhaus von 1817. Hanni aber, — ja, die war gescheit, die hatte in ihrer hinterpommerschen Heimatsdorfschule selbst Geschriebenes lesen gelernt; ja, sie konnte sogar selber schreiben, so lange sie es nun auch schon nicht mehr geübt hatte.

Und dann las Hanni mit ihrer dünnen klaren Stimme:

„Journal-Nr. M. I. 1743.

Dem Taglöhner Thaddäus Theophilus Pichowski, gebürtig aus Tikotschin, Gouvernement Grodno, Kaiserreich Rußland, wird hierdurch amtlich eröffnet, daß demselben als einem Ausländer die Aufenthaltsberechtigung im Königreich Preußen nicht länger gewährt wird, und hat derselbe demzufolge die Grenzen desselben zu meiden. Als Frist für das Verlassen wird demselben aus Rücksicht auf sein Alter und zur Ordnung seiner Verhältnisse ein

ausnahmsweiser Zeitraum von sechs Tagen gegeben, und wird demselben hierdurch bei Androhung der zwangsweisen Verbringung über die Grenze des weiteren eröffnet, daß er spätestens am Morgen des 17. Mai 1889 Luskowitz verlassen und spätestens am Abend desselben Tages die Landesgrenze überschritten haben muß.

Das königliche Landratsamt.
i. V."

Hinter den geheimnisvollen Buchstaben „i. V." standen ebenso geheimnisvolle Krakelfüße, die wohl einen Namen bezeichnen sollten.

Die ersten Worte hatte Hanni ordentlich schwungvoll vorgelesen. Der stattliche weiße Foliobogen, auf dem hoch oben in einer Wolke von krummen Strichen und Strichlein ein königlicher Adler mit weit ausgebreiteten Fängen schwebte, hatte sie andächtig gestimmt. Über dem vielsilbigen und ihr nicht ganz verständlichen Wort „Aufenthaltsberechtigung" war sie gestolpert, aber doch wieder auf die Beine gekommen. Bei den Worten „die Grenzen desselben zu meiden", hatte ihre Stimme einen blechernen, zerbrochenen Klang bekommen, und den Schluß hatte sie nur leise, zitternd herausgebracht. Dann saßen die beiden Alten an dem Tisch eine ganze Weile lautlos da, mit gelähmten Gliedern und trockenen Kehlen, und wagten sich nicht ins Gesicht zu sehen, um nicht die Todesangst, die jedes im Herzen fühlte, durch des Andern Anblick zu bekräftigen.

Thaddi hatte die Worte des amtlichen Schreibens gehört, ein jedes war wie ein scharfer Beilschlag niedergefahren; den Sinn aber hatte er nicht ganz erfaßt. Es

mußte irgend ein Fürchterliches auf dem weißen, großen Blatt stehen, so viel drang mit dumpfem Druck in den müden Greisenkopf. Er blickte durchs offene Fenster in die blaugoldene Unendlichkeit des Maihimmels hinauf, als müsse ihm von dort oben ein Licht des Verständnisses hereinstrahlen, und wunderte sich, daß draußen alles noch sei wie kurz zuvor, ehe Stojentin die Dorfgasse heraufgekommen und ihm den entsetzlichen Brief hingehalten. Die Sonne schien sogar noch etwas wärmer, in der Weißdornhecke schmetterten die Vögel noch lauter, und die harzigen Blütenkerzen an dem Kastanienbaum glitzerten noch heller im Morgenlicht. Doch was ihn am schaurigsten bedrückte, war Hannis Schweigen. Ob denn auch die nicht verstand, was sie doch selbst vorgelesen? Sie saß regungslos da; nur ihre blutleeren kalten Hände, in denen sie das Schreiben vor sich hin hielt, zitterten schwach wie das erschrockene Herz eines eben gefangenen Vögelchens. Thaddi wandte scheu den Kopf nach ihr und wollte ihr ins Gesicht sehen; doch zwischen ihr und ihm war jenes große weiße Ding mit dem Faltenkreuz darin, einer langen Falte von oben nach unten, gerade durch die Mitte, und einer schmäleren von Seite zu Seite, und Thaddi verfolgte mit seinen Gedanken die Linien dieses Faltenkreuzes hin und her.

„Hanni!" — Er hatte es ganz leise geflüstert, aber sie hatte es doch gehört und fuhr zusammen. Das Briefblatt sank auf den Tisch und ihr Kopf in die zusammengekrampften Hände. Der runde dicke Blutstropfen des königlichen Amtssiegels leuchtete so dicht neben ihrer Stirn, daß der alte Mann, ohne zu wissen warum, leise zu weinen

begann, ein winselndes Weinen ohne Tränen. „Hanni, mein Goldtäubchen, schickt uns der König dieses Papier?"

Sie hob den Kopf nur halb aus den Händen: „Nich de König sülwe — man blot ein von sine Schriewes."

„Was sagt er uns denn? Was will er denn von uns?"

„Heft du denn dat nich inne Kopp krege? — 't is ja hochdütsch."

„Nein, mein Seelchen, wie soll ich denn das verstehen? Der König hat mir noch niemals etwas geschrieben, nein, noch niemals."

„Rut schall wi ut Luskowitz, un rut ut usem Hus, un rut ut dem Lann, un öwe dei Grenz."

„Warum denn? Warum will uns der König verstoßen? Warum denn, Hanni, mein Goldtäubchen?"

„Wat weit ick? — Sei segge jo, wi sünd Utlännsche. — Ick bün ut Birkow, un dat is doch kein Utland, und du büst nu uck all söckzig Johr hie west, un nu schall wi rut!"

Dann schwiegen beide wieder. Nur ihre Blicke begegneten sich suchend und fragend, doch keines fand in den Blicken des Andern Trost und Ruhe. Das währte eine Weile, dann kam dem Alten unter dem wärmenden Anstrahlen der höher steigenden Sonne ein Gedanke: „Zum Schulzen wollen wir gehen, zum Schulzen Voß, der muß es wissen, denn der weiß alles."

* * *

Sie rüsteten sich, zum Schulzen zu gehen. Thaddäus blieb, wie er war, in dem langen, hemdartigen Flissakenrock aus grobem Sackleinen, der ihm bis unter die Kniee herabfiel. So war er auf dem fichtenen Floß als fünf-

zehnjähriger Bursche die Weichsel hinuntergeschwommen, und wenn er auch die Geläufigkeit seiner Muttersprache, ja, die religiösen Begriffe seiner russisch-polnischen Heimat längst eingebüßt, — sein Flissakenhemd hatte er beibehalten auf allen seinen Wanderungen durch Westpreußen und Posen, ja bis nach Hinterpommern hinauf, in den Gehöften der Bauern und Kossäten und auf den Gütern der adligen Herren, bei denen er als Allerweltsarbeiter geschanwerkt hatte.

Hanni setzte sich ihre Trauerhaube auf, knüpfte die breiten, schwarzen Bänder über die grauen Schläfenhaare und unter dem Kinn zusammen, — dann machten sich beide auf den Weg. Sie waren aber kaum über die Schwelle, als Hanni ihrem Alten zurief: „Häng di uck din Medalj üm!"

Mit einiger Mühe suchte Thaddi aus dem obersten Schubfach der wackligen Kommode seine silberne, vom Alter schwarz gewordene Rettungsmedaille mit dem verstaubten schwarz-weißen Bande hervor, die er vor zwei Menschenaltern auf dem Gute seines Herrn von Zitzewitz sich erworben, als er dessen Ältesten, den Leutnant auf Urlaub, mit eigener Lebensgefahr beim Baden aus dem angeschwollenen Stolpefluß herausgeholt.

Und noch einmal geschah es, daß sie auf der Schwelle anhielten, denn Thaddi war mit müdem Fuß gegen das seitwärts aufgenagelte alte Hufeisen gestoßen und wäre beinahe hingefallen, hätte ihn nicht Hanni bei den Armen gepackt und aufgerichtet: „Ick heww mi dat glick dacht, dat hüt de Düwel würr loswese: taueist (zuerst) hat mi van kleine Kinn're drömt, denn is hüt Mirwek (Mitt-

woch), un dann noch datau strumpelst du öwe dat Haufise!"

„Ach was redest du da, mein Täubchen, wenn nur der liebe Herrgott bei uns ist."

Hanni murmelte einiges, was Thaddi nicht verstand; es kam nur so etwas wie „Deubel" drin vor, es konnte aber auch anders lauten.

Doch die Unheilzeichen waren mit der Zahl drei noch nicht erschöpft. Sie waren erst wenige Schritte von ihrem Häuschen entfernt, da zog Hanni ihren Alten mit einem Ruck auf die Seite und rief: „Herr' ick mi blot min Hemd vekehrt atreckt! Da is dat Aas, dei Mielkesche!"

Vor der hatte selbst der starkgläubige Thaddi einige Angst. Er hatte sie am Volbrechtsabend nach Sonnenuntergang mit glupenden Augen um das Haus schleichen sehen, und zwei Tage darauf war das Unglück mit Anuschka geschehen. Ein noch älteres Weiblein als Hanni war's und noch ärmer, viel ärmer als sie, und dazu mit dem ganzen abergläubischen Grauen der Dörfler bepackt, denn ihr Großvater war Freiknecht beim Hamburger Frohn gewesen, und jetzt lebte sie hier in dem einsamen Winkel an der Weichsel, man wußte nicht wovon, nur daß sie dem auch nicht ganz geheuren Schäfer Wernicke in sein sehr anrüchiges Handwerk pfuschte. Betöwern von Kühen und anderm Vieh und Behexen von Menschenkindern, besonders von jungen, galten für ihre Lieblingsbeschäftigungen. Für diese beiden war das alte böse Bauernwort: „Schäfer und Schinder — Geschwisterkinder" wieder aufs beste in Schwung gekommen.

„Dei weit dat uck all. — Kik man, wo sei glupt!" —

Das alte Hexlein schob sich scheu und mit schadenfrohem Grinsen in einem weiten Bogen auf die andre Seite der Dorfstraße hinüber. Sie hatte es der Hanni noch immer nicht verziehen, daß sie nach dem jähen Tode ihres letzten Kindes die „griese Hex" rücksichtslos der Schuld an dem Unheil bezichtigte. Als der Sarg aus dem Hause getragen wurde, und Hanni draußen das zahnlose, rotäugige Gesicht der alten Barbara Mielke erblickte, hatte sie ein wildes Gezeter gegen sie angestimmt, so daß Pastor Liesegang ihr alles Ernstes ihr unchristliches, abergläubisches Sündgebahren hatte verweisen müssen.

„Un wo de ull Hex nu all fröhmorgens im Dörp rumplachandert!" rief sie jetzt, als die Mielkesche beim Krämer drüben verschwand. „Sei kann't nich fix naug rümbringe. — Wat sei sick högt! Sei glupt akkrat as annethalf Spitzbauwe!"

* * *

Erst als sie an dem Krug vorüberkamen, drin Anuschka zum letzten Male mit ihrem August getanzt, wurde Hanni still und griff nach Thaddis Hand. Und so gingen sie wie zwei Kinder Hand in Hand die Dorfstraße hinauf zum Schulzen Johann Traugott Voß, der auf der Bank vor seinem stattlichen Bauernhaus im Schatten eines blühenden Weichselkirschbaumes saß und aus einer kurzen, bunten Porzellanpfeife dicke Wolken in das durchblühte Geäst über ihm qualmte.

Der untersetzte, breitschultrige Mann mit dem purpurnen Gesicht blickte ein wenig verlegen zur Seite, als er die beiden Alten auf sich loskommen sah. Auch er

hatte heut in der Frühe ein amtliches Schreiben mit rotem Siegel erhalten und wußte, warum sie kamen. Vor ein paar Wochen hätte er sie unfreundlicher empfangen, denn ihm war es gar nicht recht gewesen, daß sein August, der Schulzensohn, sich um den Habenichts, die Anuschka der Taglöhnersleute, rein wie toll benahm und sich die besten Freiten in Luskowitz und Umgegend in Grund und Boden verdarb. Freilich, Hanni hatte seit dem Tode der Schulzin ihm und dem August die Wäsche musterhaft besorgt, und den besten Honig lieferte ihm Thaddäus auch, das mußte nun wahr sein. Dann die Schererei und wohl gar Schreiberei über den Fall, die gar nicht nach seinem Herzen waren. Obendrein war August, der ihm sonst bei dergleichen zur Hand gegangen, nach Anuschkas Tode nicht zu gebrauchen; er hatte jetzt eine Stelle im Graditzer königlichen Gestüt als Aufseher angenommen, nur um aus Luskowitz einstweilen fortzukommen. Und ein wenig ans Herz ging dem Schulzen dieser absonderliche Fall der Austreibung, wenn er auch nicht der erste war während seines Schulzenamts. War doch vor weniger als einem Jahr in Luskowitz eine wahre Not entstanden, als der Schuster Zychlinski wegmußte mitsamt seiner Frau, die seit dreißig Jahren alle jungen Luskowitzer ans Lebenslicht befördert hatte. Damals hatte sogar der Schulze Haus um Haus Unterschriften zu einer Eingabe an das Landratsamt zu Gunsten der russischen Polacken gesammelt. Die Eingabe hatte aber nichts geholfen, und der Schulze hatte obendrein ein langes Schreiben aus Rudenz erhalten, worin ihm solches überflüssige Einlegen für nicht staatsangehörige Personen

als unverträglich mit seinem Amt und „beinah staatsfeindlich“ aufs ernstlichste verwiesen wurde. Und nun kamen ihm wieder diese Pichowskis auf den Hals, just an diesem warmen Maimorgen. Ein Glück nur, daß er seine Pfeife zwischen den Zähnen hatte, da könnte man alles ruhig mit anhören und bliebe vor der Not der Antworten hinter der Rauchwolke wohl verwahrt. Als die Zychlinskis im Herbste vorigen Jahres zu ihm gekommen, hatte er seine Pfeife nicht bei der Hand gehabt, — das war ein schönes Elend, wie die ihm ihren Jammer vorheulten, und er ihnen Rede stehen mußte.

Zu Thaddi und Hanni, die jetzt auf ihn los kamen, ließ er sich nicht merken, daß er schon alles wußte. „Nur recht weit vom Leibe und immer gemütlich“, das war sein Wahlspruch. Aber die Medaille auf Thaddis Flissakenhemd beunruhigte ihn, der Alte sah so feierlich aus.

Er stand nicht auf, als die beiden Alten die Steinstufen von der Dorfstraße zu dem Vorplatz am Schulzenamt emporklommen. „Na, Mutter Pichowski'n, wieder frisch, was? — Das is man gut. Sterben müssen wir ja alle. — Na, nu setzt euch man hin.“ —

Pichowski war wie gelähmt, der weite Weg hatte ihn müde gemacht und ihm die paar Gedanken, selbst den an den Zweck des Ganges, aus dem alten Kopf getrieben. Hanni aber hatte unterwegs an nichts andres gedacht, als wie Schulze Voß ihnen helfen könnte: „Herr Schult, sei hewwe woll all hört — vam Landratsamt — van dem Breif!“

„Ja, mein lieber Pichowski, da vergeht ja kein Tag nich, wo ich nich so'n Schreiben oder ein paar aus Rudenz

kriege. Die da haben gute Zeiten, die haben nix zu tun, als an Unsereinen zu schreiben. Man müßt'n Kopp haben gerade so groß wie'n Bienenstock, wenn man alles — —. Na, übrigens, Bienenstock, sag 'mal, Thaddäus, gibt's all welchen?"

„Na, ein wenig schon, Herr Schulze, ein wenig ist wohl schon da. — Ja, ein bißchen Honig wird wohl schon drin stecken. Ich muß heute mal anfangen auszuschleudern. Und diesmal, Herr Schulze, wird er so süß, vielleicht noch süßer wie in dem guten Jahr, vor fünf Jahren."

„Ach wat, nu lat man de Schawwerei van dem ullen Honnig! Wi sünd ja nich wegen dem Honnig kame. — Wi schalle rut ut Luskowitz, un da mött ji us helpe, Voss!"

„Ich, meine liebe Pichowski'n? Donnerwetter Parapli! — Ja, wie soll das denn zugehen, wie soll ich denn helfen? — Das is ja eine verdammte Geschichte!"

„Wenn Sei an dat Landratsamt schriewe wulle?"

Voß tat ein paar schnelle, tiefe Züge aus der fast außer Brand geratenen Pfeife. „An das Landratsamt?"

Hanni nickte und hing an seinen Lippen.

„Nee, Kinderkens, damit laßt mich in Ruhe. — Ihr habt ja die Zychlinskis gekannt. — Na gut, wie die raus sollten, hab' ich geschrieben und gehörig hab' ich für sie geschrieben, und was ist danach gekommen? Die Finger hab' ich mir verbrannt! — Ja, das wißt Ihr nicht, so was behält man hübsch für sich. Einmal is nich immer, zweimal is schon schlimmer. Und denn — glaubt man doch nich, daß so was auch hilft. Das Landratsamt kann auch nix dafür und nix dazu; die müssen so, wie sie müssen. Die kriegen auch alles von hoch oben, von Berlin vor-

diktiert, und haben die in Berlin sich mal erst auf so was gesetzt, denn beißen drei Mäuse keinen Faden nich von ab. Mit Bismarcken is nich zu fackeln."

Thaddi sitzt mit den Händen auf den Knieen noch immer still da. Er wälzt einen Gedanken hin und her, der bei dem Wort Berlin in ihm aufgezuckt ist, einen Hoffnungsgedanken, der über sein verdorrtes Furchengesicht einen leichten Sonnenschein breitet, so daß der Schulze sich nicht wenig verwundert. Um so mehr erschrickt er aber, wie er in Hannis kreideweißes Gesicht blickt. „Aber Pichowski'n, man immer den Kopp steif! An den Kragen geht's ja nich, und dann — na, im Strump habt Ihr doch auch was zurückgelegt. Man immer gemütlich!" Dabei macht er ein wehleidiges Gesicht, ohne die Pfeife aus dem Mund zu nehmen.

Hanni hat die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage voll erfaßt. Ihr ist zu Mut, als ob die festgegründete Erde unter ihr auseinanderfließt.

Indessen ist Thaddi mit seinen Gedanken beschäftigt. Er blickt ins Weite und spricht halblaut und langsam vor sich hin: „Berlin! — Berlin! —" Sein erster pommerscher Gutsherr, es ist lange, lange her, eben der Herr von Zitzewitz auf Malchin, war auch mal in Berlin, und während der weg war, hatte die Schimmelstute ein scheckes Fohlen bekommen, und wie der zurückkehrte, da hatte er ihm, dem Thaddäus, am Sonntag nach dem Gottesdienst in der Malchiner Kirche vor allen Leuten die nagelneue Rettungsmedaille angesteckt und ihm die Hand gegeben und ihm — ja richtig, so war es: er komme aus Berlin vom König: der habe sie ihm zugesprochen, und

es stehe auch schon in allen Zeitungen und im Kreisblatt. Thaddi sinnt und sinnt: der Herr von Zitzewitz ist längst tot, aber der König lebt immer noch, nicht mehr derselbe, der ihm die Medaille geschickt, denn der war gleich im selben Jahr gestorben, das wird nun wohl bald fünfzig Jahre her sein — und nun ist ein junger König da, ein ganz junger, auch in Berlin, und der heißt der Kaiser. — Und jetzt ist er mit seinen Gedanken fertig: der König wird helfen, der König muß helfen! — das ist doch ganz einfach.

„Herr Schulze Voß," sagt er mit bescheidener Stimme, „wenn der Herr Kaiser von dieser Sache erfährt, dann wird er sagen, die Pichowskis bleiben in Luskowitz, was?" und er blickt den Schulzen fest an.

Dieser lächelt gutmütig überlegen: „Mein lieber Thaddäus, das ist ja recht schön und gut, aber wie soll der Kaiser das erfahren? Nee, das laß man unterwegens." Voß fürchtet, Pichowski werde ihn bitten, das Gnadengesuch abzufassen, und das fehlte ihm noch gerade! Aber Thaddi kommt seiner Befürchtung zuvor: „Die Frau kann ja schreiben, Hanni wird schon schreiben. Jawohl, mein lieber Herr Schulze Voß, d i e kann schreiben, Briefe und alles, was schreiben heißt. Sie wird auch an den Herr Kaiser schreiben, — nicht Hanni, Goldtäubchen? Was sprichst du denn hierzu?"

Da schlug sie in der erlösenden Freude über diesen Rettungsgedanken mit der flachen Hand auf den Tisch und rief: „Jo, ick war schriewe, und forts (sofort) war ick schriewe!"

Und als der Schulze ängstlich bat: „Aber mich laßt

aus'm Spiel, von mir muß nix drin stehen" — da sagte sie ordentlich lustig: „Ne, Schult, van jüw schall do nist in sto'e, wenn ji son Bangbüx west. — Dat war ick alles allein besorge."

Und nun wurde auch Voß ganz aufgeräumt darüber, daß alles sich noch am Ende ganz leidlich füge, und er ließ nicht ab, bis Thaddi seine Weigerung, keinen Tropfen zu trinken, weil er seit Anuschkas Tode keinen angerührt, zurücknahm und sich das Spitzgläschen voll „Kornus mit Gewehrüber" gefallen ließ, den der Schulze ihm als Trostmittel eingoß. Und so vergnügt war der Schulze mittlerweile geworden, daß Thaddi plötzlich laut aufgelacht und selbst Hanni gelächelt hatte. Was der Schulze für närrische Redensarten führen konnte: „Trink und dank Gott dafür, denn unser Herrgott verläßt keinen Deutschen; hungert ihn nich, so durst' ihn doch — und mit den Polacken und Russen wird es ja wohl dasselbe sein." — Und dann sprachen sie vom Honig und von den Wruken, die dies Jahr gar nicht recht hoch kommen wollten, und von August, der die Anuschka noch immer nicht vergessen hätte, und was die Stiege Eier in Rudenz bringe, — und die beiden Alten fühlten sich durch diese Dinge aus ihrem Alltagsleben so beruhigt, daß Hanni beinah in Ausgelassenheit umschlug, als der Schulze ihnen beim Abschied riet, die Gnadenschrift „man recht einfach, ja recht einfach und nix von mir drin" abzufassen, und sie hinzusetzte: „Jawoll, Schult, man recht einfach, awe nüdlich, sär (sagte) de Düwel — do strek hei sick de Schwans arftegrön (erbsengrün) an."

Der Schulze schlug sich vor Lachen auf die breiten

Schenkel, daß es klatschte und die Mielkesche, die draußen eben vorüberschlich, neidgelb anlief, als sie die Heiterkeit der drei gewahrte.

* * *

Der Heimweg war den Pichowskis leicht geworden, als ob es mit Flügeln ginge. Das eine Wort: „Der König!" hatte ihr Blut erwärmt und jeden Muskel frisch gespannt.

Der König! In grauer weiter Ferne, hoch über allen menschlichen Dingen hatte ihnen dieses höchste Erdenwesen immer gestanden und ging sie nichts an. Und jetzt auf einmal gab es nichts Wichtigeres in ihren Gedanken als den König! Ihr Häuschen, das Dorf, die Bienenstöcke, der Kirchhof mit ihren Toten — über alles hatte der König die Macht. Über Leben und Tod. Das war es, was sie beide fühlten, als sie die Dorfstraße mit hastigen, aufgeregten Schritten hinuntertrippelten. Noch hatten sie nicht an den König geschrieben, aber schon war's so gut wie getan, und er hatte schon so gut wie geholfen. Heut ist Mittwoch, und Montag erst, so hat es in dem Schreiben gestanden, sollten sie hinaus, — das sind ja noch fünf Tage, sechs Tage. Es eilt eigentlich gar nicht, denn Stojentin kommt erst morgen früh wieder vorüber und holt die Briefe ab zum Bahnhof nach Rudenz; aber geschrieben werden muß der Brief an den König noch heute, sogleich. Darum machen sie unterwegs beim Krämer Sawallisch halt und fordern einen Briefbogen, den größten, weißesten, teuersten, den er hat. Vier Pfennige kostet der, aber dafür ist das Blatt auch in schützendes gelbes Stroh-

papier eingeschlagen, als ihm Hanni stolz gesagt, es sei für den Brief an den Herrn König. Auch einen Briefumschlag haben sie auf seinen Rat gekauft, noch etwas größer, als der des landrätlichen Schreibens, und alles zusammen hat sechs Pfennig gekostet. Sechs Pfennig — ein schönes Stück Geld, aber heute gilt es ihnen nicht mehr als sonst ein Dreier.

So war die frühe ländliche Mittagessenszeit herangekommen, ohne daß im Pichowskischen Hause ein Feuer auf dem Herde brannte: keines dachte ans Essen. Erst mußte der Brief an den König fertig sein. Es war ihnen, als warte der König irgendwo in der Nähe darauf, er oder sein Abgesandter, um die Sache nur schnell wieder in Schick zu bringen.

Sie saßen wie am Morgen vor dem offenen Fenster am Tisch einander gegenüber, dessen gewärtig, was ihnen einfallen würde. Es war so leicht gewesen, zu sagen: Hanni wird schreiben. Jetzt schien es ihnen so schwer. Wohl eine Stunde saßen sie schon da und sprachen kaum ein Wort. Hanni machte sich mit der verdünnten Tinte und der verrosteten Feder zu schaffen und wagte kaum, mit den doch eigens wieder gewaschenen Händen das saubere leere Blatt zu berühren.

Es ist über alles Maß schwer, an den König zu schreiben, dachte Thaddi; man hat das nicht gelernt, wenn man auch noch so gut schreiben gelernt hat. Da sitzt nun die Hanni und kann so gut schreiben, aber an den König versteht sie doch nicht zu schreiben.

„Wat schriwwt man nu woll?" denkt Hanni. „Wenn de Thaddi dat einem man segge künn'! Awe dei, dei

weit niſt. — Jo, wenn Anuſchka noch lewe der'! De Schaulmeſte het ümme ſeggt, dei wer' ſin Beſt, und dei künn binah ſo vel als hei ſülwe. — Wenn't man eis farig wer! Schrewe is ſchrewe, kein Kau lickt dat af, kein Kreh hackt et ut."

Das letzte von der Kuh und der Krähe hatte ſie hörbar vor ſich hingeſagt, ſo daß Thaddi ganz verſtört aufſah und nicht aus ihr klug wurde. Nun mußte ſie über ſein verſtörtes Geſicht lachen, und wie er ſie lachen ſah, lachte er mit.

Doch da kam der Hanni gleich wieder ein ſchweres Bedenken: „Du, Thaddi, wenn hei nu awe de Breif nich kriggt?!"

„Den Brief nicht kriegt? — Der Herr König? — D e r kriegt alles, Hanni, mein Seelchen."

„Jo, krige deht hei'n woll, un do is jo woll Straf upp ſett't, wenn ſe em wat nich gewe, wat för em is. — Awe wart hei'n uck leſe?"

„Ja, warum ſoll er ihn denn nicht leſen? Das frage ich dich. Warum denn nicht? Ich bitte dich, erbarme dich!"

„Hei kriggt vel to vel ſo'n Sache."

„Ach, was du redeſt! Zuviel! — Dafür haben wir jetzt ja einen jungen König, einen ganz jungen. Frag bloß den Sawalliſch, und der Krugwirt und der Schulmeiſter Hirſekorn hat es auch geſagt. Solche jungen Könige, die leſen alles, mein Täubchen. — Nun ja, die leſen alles. Die ſind nicht ſo wie die Alten, nicht ſo wie ich, der ich wenig leſe, der ich ſogar ſehr wenig leſe."

Hanni fügte ſich: „Na denn man tau! — Wat ſchall ick denn ſchriewe?"

Der Alte wurde sichtbar munter und russisch-plaudersam: „Zuerst, denke ich, muß man eine Überschrift schreiben, Mütterchen, — so eine Überschrift, die man obenan schreibt. Eine solche schreibt man immer zuerst. — Ich habe mal ein Kalenderbuch gesehen, das hatte der Inspektor beim Herrn von Zitzewitz, der junge Inspektor, nicht der alte, der junge mit dem blonden Schnurrbart und mit der Soldatenmütze. — Nu ja, ich wollte sagen, einen Kalender, so einen mit Bildern, mit sehr vielen und mit sehr schönen Bildern. Darin standen alle Überschriften an den König und auch an den Kaiser — na, die an den Kaiser vielleicht doch nicht, denn damals hieß er noch nicht Kaiser."

„Na, wo geht dat denn mit so 'n Öweschrift?"

„Na, warte mal, Mütterchen, ich muß ein bißchen denken. Sie war lang, aber lang das ist vornehm und hoch erhaben, mußt du wissen. Und daran sieht der König, daß er hochgeehrt ist. — Ja, so war es, schreib es nur: Allergetreuester, Allergehorsamster Herr Kaiser und Herr König! — Kannst du das wohl schreiben? — Ja, so war es!" Er sieht die Alte wichtig und gespannt an, wie ein prüfender Schulmeister die Schülerin.

„Jo, dat kann ick woll, lat mi man make un red nist mehr dotüschen!"

Und mit ihren großen steilen Buchstaben, die sie vor mehr als fünfzig Jahren in ihrer hinterpommerschen Dorfschule gelernt, schrieb sie andächtig die Überschrift: „Allergetreuester, Allergehorsamster Herr Kaiser und Herr König!"

Ein langes Schweigen folgte dem letzten Federstrich. Ratlos blickte Hanni auf Thaddis Lippen. „Ja, nun

kommt das Schwerste," sagte dieser. „Was meinst du wohl, mein Täubchen, mit einem Wort, ich meine so im allgemeinen?"

„Ick denk, ick war so schriewe: Wir bitten dich, allergeliebtester Herr König, laß uns doch in gauder Ruh bis an unser letztes End in Luskowitz verbleiben!"

„Hoho, meinst du das?" fuhr Thaddi dazwischen, und wiegte mißbilligend den Kopf von einer Seite auf die andere. „Das geht nicht, Hanni, damit kann man nicht anfangen, wahrhaftig nicht! Wenn man — —" Er verwirrte sich und vergaß, was er hatte sagen wollen. Mitten in seine getröstete Stimmung strömte plötzlich wieder eine kalte Welle gänzlicher Ratlosigkeit. „Wenn man" — ja, das hatte er sagen wollen — „wenn man in ein Haus tritt, auch nur zum Schulzen, ja nur zum Gendarmen Krägenbrink, sagt man gleich, wenn die Tür aufgeht, was man will? — Nein, das sagt man nicht. Man sagt erst: Guten Tag und guten Weg und wie das Wetter ist und das Heu oder das Korn, je nachdem, und dann — —"

„Dat is all gaud, awe wi köne doch nich de König na'm Were ore na'm Höi ore Korn froge. — Un denn" — nach einigem Nachdenken — „dem sin Were is jo uck en gans anne Were as us' Were."

„Ja, das ist schon wahr. — Nun, was werden wir tun, was meinst du dazu? — Ho, so schreib es nur, schreib es nur schön und gleich: wir wünschen ihm Glück, daß er König geworden ist, — das wird ihn wohl freuen?"

„Jo, dat wart en woll fröe. — Na up wekehre (welche) Wis' schall ick dat nu schriewe?"

„Schreib: Wir wünschen dir, herzlichster Herr König,

viel Glück und besondere Bedeutung, weil du nun König geworden bist."

„Jo, dat is gans gaud; awe wat is denn dat: besondere Bedeutung?"

„Ja, was wird das nun sein? Ich denke, es wird etwas sehr Gutes sein. Krägenbrink sagt es immer, wenn er uns etwas erzählt, weißt du das nicht? Und der hat ja in Berlin bei Garde gedient und muß das wissen. Was der Krägenbrink sagt, kann nichts Schlechtes sein, das schreib du nur."

Und Hanni schrieb, und nach langen Beratungen schrieb sie weiter und schrieb in einer starken Stunde den folgenden Brief, nur mit einer anderen Rechtschreibung:

„Wir wünschen Dir, allerherzlichster Herr König, viel Glück und besondere Bedeutung, weil Du nun König geworden bist und Kaiser desselben gleichen. Denn auch früher hatten wir einen allerherzlichsten alten König, und dann jedoch hatten wir einen allergeliebtesten Herrn Kronprinzen, aber der ist bald durch den bitteren Tod verschieden. Und nun bist Du ein junger Herr König, und der liebe Gott wird Dich segnen, und darum bitten wir Dich, allergetreuester Herr König, laß uns doch bis an unser letztes Ende in Luskowitz verbleiben. Ich bin immer in Luskowitz gewesen, und Johanna Wilhelmine, welche meine Frau ist, desselben gleichen. Und weil meine Großmutter gestorben war, bin ich in die weite Welt gegangen, nämlich aus Tikotschin im Gouvernement Grodno in die weite Welt, und dann immer auf dem großen Weichselstrom gefahren mit den andern Flissaken, mit dem Holz und mit dem Türkenweizen. Denn mein Vater und auch

meine Mutter ſind geſtorben, als ich noch nicht zehn Jahr alt war, in demſelben Jahr, ſogar in demſelben Monat, denn damals ging die Choleramorbus durch alle Dörfer und über alle Menſchen. Aber Johanna Wilhelmine, die Frau, iſt niemals in Rußland geweſen, nein, ſie iſt immer in dieſem Königreich Preußen geweſen, denn ſie entſtammt aus Birkow bei Stolp am Stolpefluß in Hinterpommern. Ich aber kann nicht mehr ruſſiſch ſprechen und auch nicht mehr polniſch ſprechen, denn hier ſprechen ſie alle deutſch, und das ſpreche ich auch und Johanna Wilhelmine auch. Und ich bin nun ſiebzig Jahre alt oder auch einundſiebzig Jahre, denn ich weiß das nicht genau, und Johanna Wilhelmine iſt ſchon zweiundſechzig Jahre alt, und alſo können wir ja gar nicht von Luskowitz weggehen und aus unſerm Hauſe. Denn wohin ſollen wir wohl gehen, allergetreueſter Herr Kaiſer und Herr König, erbarme Dich! Denn wir kennen keinen Menſchen in Rußland, und kein Menſch kennt uns, und ſie ſprechen dort nicht einmal deutſch." — —

Damit war Hanni bei aller Sparſamkeit auf die vierte Seite des Briefbogens gelangt und drängte nun zum Schluß: „Nu wart dat ſacht naug weſe, nu wart hei woll alles weite. Kort Red, gaud Red."

„So? Und wir haben ihm noch nichts geſagt von den Steuern und von den Kindern und von den Kartoffeln und von —"

„Jo, min Taddi, awe kort möt et nu all weſe, alltovel ritt (reißt) den Sack intwee, — de Breifbog' is glick tau Inn'."

Und Thaddi hatte ihr weiter diktiert: „Auch habe ich

immer und stets die allerköniglichsten Steuern bezahlt, erst ein Taler und sechs Dittchen alle Jahr, und neun Dittchen alle Vierteljahre, und jetzt bloß einen Taler oder drei Mark, weil wir bloß noch das Kartoffelfeld haben und die Bohnen und ein Schwein. Den Roggen haben wir verkauft, es war ein halber Morgen, als Anuschka starb, denn die war unser letztes jüngstes Kind, und die andern fünf liegen auch alle auf dem Kirchhof, vier unter Pastor Schmidthals und zwei unter Pastor Liesegang, und darum bitten wir Dich, allergehorsamster Herr Kaiser und Herr König, wir möchten gern in Luskowitz bleiben und hier auch begraben werden. Aber darum unterschreiben wir uns beide in der Ehrfurcht Gottes und der untertänigsten Obrigkeit.

In Luskowitz bei Rudenz a. d. Weichsel
den 17. Mai 1889.

Thaddäus Theophilus Pichowski,
Johanna Wilhelmine Pichowska,
geborene Sellenthin."

* * *

Sie ruhten sich nicht von ihrem mühevollen Schreibwerk, sondern gingen in der ersten Nachmittagstunde noch einmal den heißen Weg hinauf zum Schulzen, den sie diesmal im Garten hinter dem Hause beim Bereisern seiner Zuckererbsen fanden, und Hanni las ihm in seiner Gartenlaube das Schriftstück vor. Das wäre soweit wohl ganz gut, meinte Schulze Voß, bloß daß man nicht sage: „Allergetreuester", sondern „Allergewaltigster". Als indessen Thaddi und Hanni ein sehr trauriges Gesicht dazu

machten, daß sie an dem Wortlaut etwas ändern sollten, gab der Schulze nach: „Ja, wißt ihr, Kinderkens, eigentlich ist Allergetreuester auch sehr schön, und der Kaiser wird das ja woll nicht übelnehmen.“ Er war so vergnügt, die Pichowskis mit guter Art loszuwerden, daß er als Posthalter von Luskowitz eine Zehnpfennigmarke eigenhändig auf den geschlossenen Brief klebte und nichts dafür nahm. „Nee, Kinderkens, so bin ich nicht, ihr kennt ja Schulzen Voß. — Und nu sollt ihr mal sehen, wie der König mit dem Landratsamt aufbegehren wird! So'n Brief kriegt er nich alle Tage zu lesen; das is mal ein Staatsbrief. Der hilft, oder ich heiß' nich Voß!“

„Unverrufen!“ sagte Hanni und klopfte unheilbeschwörend dreimal unter den Laubentisch. Dann gingen sie, noch froher als das erste Mal, heim und jetzt erst bereitete Hanni das verspätete Mittagessen: saure Milch und eingebrocktes Schwarzbrot mit eingebackenen Kartoffelstückchen, und dann noch einmal Schwarzbrot und einen schneeweißen, „Zwerg“ genannten Kümmelkäse dazu. Den Brief mit dem großen blutroten Amtssiegel hatten sie in die Tischlade gelegt, um seiner nicht mehr gewahr zu werden. Dann saßen sie draußen auf der uralten Holzbank mit der wackelnden Rückenlehne unter dem vorragenden Moosdach und wärmten sich wohlig im flirrenden Sonnenschein. Das erst seit einigen Tagen wieder heimgekehrte Blaudrosselpaar in der dicht belaubten Weißdornhecke zwischen Straße und Haus schmetterte so maienfroh seine Lieder, und die beiden Störche, die neben dem Pferdekopf über dem Giebel unbeweglich in ihrem Neste standen, klapperten so eifrig, daß die alten Leutchen ganz laut

hätten sprechen müssen, um sich zu verstehen, und so gaben sie es bald lieber ganz auf, zu sprechen. Was war da noch zu sprechen? Sie hatten ja an diesem einen Tage schon viel mehr Worte miteinander gewechselt als sonst in einer ganzen Woche.

Da war das Vogelnest in der Seitenhecke, ganz niedrig über dem Boden. Ein Dorngrasemückchen schlüpfte mit den Jungen aus und ein und übte sie im Fliegen und Mückenfangen. Solch ein Nest hatte es in jedem Jahr dort gegeben, solange diese beiden alten Menschen denken konnten. Und ohne darüber zu sprechen, empfanden sie es beide zu gleicher Zeit: Diese Vögel können hier bleiben, die brauchen nicht zu fürchten, daß man sie verjage, denn wir tun ihnen nichts. — Nun kam die kohlschwarze Henne mit ihren elf schwarzweißen, piepsenden, gierschnäbeligen Küchelchen vom Hinterhof her ums Häuschen herum angeflattert, und sie streuten ihnen Brotbröckchen. Und wieder dachten die beiden alten Leute: Auch die bleiben hier, und wer sollte ihnen Bröckchen geben, wenn wir nicht mehr hier wären?

Thaddi versuchte es auszudenken, wie es wohl sein möchte, wenn sie nicht mehr hier wären. „Nicht — mehr — hier," sagte er leise vor sich hin, aber er konnte sich bei den Worten nichts Klares denken. Nach Rußland sollte er gehen! Ja, wie war es wohl dort? Er sah eine weite Steppe und darin ein Dorf mit niedrigen Hütten, und sah die alte Großmutter, und die Weichsel floß in der Ferne; aber diese Weichsel nannten sie den Narew. Jetzt ist die Großmutter längst tot, — und wo sollen sie beide zur Kirche gehen, wenn nicht dort am Bäckerbrunnen vorbei,

um den Kirchhof herum und dann den Hügel hinauf? Und wer wird die Bohnen brechen, wenn sie gelb werden, und die Kartoffeln ausnehmen, wenn die kurzen Tage und die Herbstnebel kommen? Mit den Kartoffeln ist es noch eine Weile hin, aber was soll aus den Bohnen werden? Auch die Bienen drohen schon zu schwärmen, und der eine oder andre der Stöcke kann bald ausgeschleudert werden. — Es tat Thaddi doch leid, daß er nicht auch das noch in den Brief hineingebracht hatte, und er sagte es Hanni. Die aber lachte ihn nur aus und schalt ihn zärtlich einen „Dämlak", bis Thaddi in ihr Lachen einstimmte.

* * *

Am nächsten Morgen, der ebenso sonnig wie der vorige über dem Häuschen aufgegangen, stand Thaddäus schon zu frühester Stunde an der Hecke und spähte nach Krischan Stojentin aus, um ihm den Brief nach Rudenz mitzugeben. Sie hatten nicht gewagt, ihn dem Briefkasten am Schulzenamt anzuvertrauen. Solch ein Briefkasten war doch nur ein Kasten, der die ganze Nacht über draußen hing; auf Stojentin aber konnte man sich verlassen, wenn er auch ein arger Spaßvogel war und an jedem Krug mit einem Zipfel hängen blieb. Und da kam er auch angestakt vom Spritzenhaus her, wo der alte Junggesell und Halbinvalide von Düppel sich ein Stübchen hergerichtet hatte. Als er durch seine runden Brillengläser die Aufschrift gelesen: „An den Herrn Kaiser und Herrn König Seine Majestät in Berlin, der Hauptstadt, im Königreich Preußen", machte er große, vergnügte Augen und sagte: „Kreuz-

dividomini, wenn dit nich helpt, denn heit ick nich Stojentin, nee, denn heit ick Pomuchelskopp!"

„Ja," sagte Thaddi mit strahlendem Gesicht, „das hat die Frau geschrieben; ja, die kann schreiben, Krischan Stojentin!"

„Jo, jo, Pichowski, din Fru — dat is ein'!"

Und dann, als ihm Thaddi in der Freude seines Herzens ein zwei Zoll langes Stück Kautabak von der Rolle abschnitt und hinreichte, wehrte er ab: „Nee, Pichowski, din Priem helpt mi nist, doan möt eine gewennt (gewöhnt) sin, — hest du kein Schniefke (Prise)? — — Na, denn nich, schadt uck nist," und er wandte sich zum Gehen. —

Dann fiel ihm noch etwas ein: „Du, Pichowski, — binah herr ick't vegete: gessen Awend heww ick de Schandahr (Gendarm) bim Adle („Adler") seihe, un do het hei seggt, — awe möst di nich vefehre (erschrecken), na dissem Breif het et jo nist to bedüre —, wenn ji nich Mondag Morgens ji gaudwillig up de Sohlen makt, so möt hei ji per Schub rutbringe; hei het den strikten Befehl. — Na, gun Morgen uck! Schön Were hüt mit Sünneschin, 't wart e heit Gang, besunners för so eine as ick mit de Lewer up de Sünnesid," — er lachte in sich hinein. „Na, de Sünn hat noch mendag' nich Armaut int Land schient, un dat is uck man gaud —" und er stakte mit langen Schritten in den sonnigen Morgen hinaus; die Ledertasche schlenkerte an seinem dürren Leib hin und her.

Erstarrt bis ins Mark der Knochen blieben die beiden Alten zurück: „Den Strick, den Befehl!" flüsterte Thaddi kraftlos vor sich hin, „hast du es gehört, erbarme dich, mein Goldtäubchen? Was bedeutet das wohl?"

Sie flüsterte zurück: „Ick weit do niſt af un niſt för.“

Was für ein schweres Verbrechen hatten sie getan, daß man sie mit so schwerer Strafe bedrohte? Wieder sank ihnen ihr bißchen Mut, und schweren Schrittes schlichen sie durch Haus und Hof zur Verrichtung ihres Tagewerks. — Hätte nur der König erst ihren Brief!

Den nächsten Tag, den Freitag, waren sie wieder ein wenig ruhiger. „Nu het hei en!“ sagte Hanni beim Erwachen. Und wie sie die Morgenglocken von der Kirche herüberklingen hörten, da wurde ihnen so feierlich in den beklommenen Herzen: jetzt hat der König in dem fernen Berlin in seinem hohen Schloß ihren Brief gelesen; jetzt denkt er an sie, die beiden alten Leute, und winkt seinem Schreiber, und der muß schreiben, wie es der König haben will, und dann wird alles gut. —

Sie standen an einem ausgeschwärmten Bienenkorb, und Thaddi sagte plötzlich: „Hanni, hat er seine Krone auf?“

„De König? — Na, dat kann sacht wese; — awe man nich ümme (immer).“

„Nein, das weiß ich wohl; aber wenn er so regiert, wenn er das Volk regiert, wenn er die Briefe liest und die Schriften —“

„Jo, denn jo!“ meinte nun auch Hanni nachdenklich.

Dann schwiegen sie wieder, und das ehrfürchtige Grauen vor der fernen königlichen Majestät umfing sie mit niederdrückender Gewalt.

* * *

Als der Abend kam und sie noch spät beim Lampenlicht ein Weilchen saßen, las Thaddi aus der Bibel vor, und

Hanni bemerkte am glühenden Docht einen „Brief", so daß sie hoffnungsvoll sich zu Bett begaben. Aber Hannis Schlaf währte nicht lange. Stunden vor Tag wurde sie von demselben Gedanken geweckt: jetzt ist der Brief vom König an uns unterwegs, die Eisenbahn schafft ihn nach Rudenz, von dort bringt ihn Krischan Stojentin nach Luskowitz. Das wird ein Brief sein! Viel, viel größer und mit einem viel, viel schöneren Siegel als der vom Landratsamte, und den Brief werden sie sich aufbewahren bis an ihr Ende, in der Schublade, wo die Rettungsmedaille liegt und ihr Trauschein. Eh eine zweite Nacht kommt, ist der Brief hier und alles ist gut, und Krägenbrink kann sich seinen Strick und seinen Befehl sauer kochen lassen, — der Krägenbrink!

Sie hofft, und doch fürchtet sie. Und wie die Nacht, die kurze Maiennacht an der Schlaflosen träge vorüberzieht, da wächst die Furcht. Das Mondlicht strömt durch die Fenster in die Stube. Der grüne Kachelofen mit dem runden, schlanken Aufsatz über dem breiten Unterbau schimmert aus der Ecke; flatternde Lichter huschen über ihn hin, denn draußen geht ein leiser Wind und rührt die Blätter des Kastanienbaums, durch dessen Gezweige der Mond hineinscheint. Gespenstisch ragt der grüne Ofen empor bis dicht unter die Stubendecke, und der alten Frau ist's, als sähe sie ihn wieder, den Gendarmen Krägenbrink, hoch zu Pferde mit dem großen Karabiner im Halfter, wie er den Kiekebusch, den alten Brandstifter, den weggejagten Müllerknecht, mit gebundenen Händen zum Dorf hinausführt, just vor einem Jahr. Ja, die Hände mit einem Strick auf den Rücken gebunden. Ob wohl Krägenbrink

sie beide am Montag auch mit dem Strick um die Hände zum Dorf hinausführen würde? —

Sie kann das grüne Ungetüm nicht länger ansehen; schaudernd schließt sie die Augen und rührt sich nicht. Auch Thaddi rührt sich nicht, obgleich er wach geworden. Keines will das andre erwecken. So liegen die beiden Alten und atmen kaum hörbar in ihrer Angst, indessen die Nacht auf weichen Sohlen über dieses Sorgenhaus hinwandelt.

* * *

Lang eh die Sonne des nächsten Tages am flachen Rande der Heide verglommen, sitzen die Pichowskis wieder vor der Tür des Schulzenhofs und warten mit klopfenden Herzen auf Stojentin. Wohl zehnmal schon ist Thaddi aufgestanden und hat sich am hohen Staketenzaun emporgereckt, um weiter hinaus auf die Dorfstraße zu blicken. Auch Hanni weiß vor Ungeduld sich nicht zu lassen. „De is gaud na'm Dod tau schicke!" sagte sie zum Schulzen, der tröstend erwidert: „Er wird wohl noch ein bißchen im Zipkower Krug eingekehrt sein. Der läßt keinen Troppen eintrocknen, und der Zipkower Krüger hat für Stojentin immer einen übrig."

„Wenn er nu aber den Brief vom Kaiser nicht bringt?!" fragte Thaddi und starrt den Schulzen aus verzagten Augen an.

„Ach was, auf den Kaiser kannst du dich verlassen, Pichowski, bei dem geht alles wie: ‚Riez, Mutter, die Landwehr kommt.' Der sagt einfach: die Pichowskis bleiben, wo sie sind, und dann ist die Sache abgemacht, —

Punktum, Streusand drauf und Sela! Und denn kann das Landratsamt uns alle —"

Mitten hinein in das Gerede des Schulzen aber schrie auf einmal Hanni, die scharf hinausgelugt hat: „Hei het en! — Gelobt sei Jesus der Heiland!" — und wollte sich von der Bank erheben, fiel aber freudematt zurück, lehnte sich glückselig an ihren alten Mann und sagte, ein paarmal von einem Schluckauf unterbrochen: „Heft recht hett, Taddi, — un Voss' uck, — us' Kaise het us schrewe, — de leiw Gott bowe segen' use gaure (guten) Kaise!"

„Amen," sagte der Schulze und räusperte sich in sein großes, buntes Taschentuch. „Habe ich es nicht gleich gesagt, he?"

Die Pichowskis sitzen mit gefalteten Händen da und wollen beten, aber sie finden keine Worte des Gebets; nur klare Freudentränen rinnen ihnen die Runzeln der Wangen entlang.

Hanni faßt sich zuerst wieder: „Gott, wat hüt de Stojentin langsam krüppt mit sine lange Bein! Hei krüppt as de Fleig ut'm Melkpott," und Mann und Frau lachen mit tränenden Gesichtern.

Jetzt steht Krischan Stojentin auf der untersten Stufe und nimmt, den Posthalter grüßend, seine staubige blaue Mütze ab, — und richtig, da hat er den Brief. — Doch was ist das? Er macht gar kein so vergnügtes Gesicht, wie er sollte, wenn er einen Brief vom Kaiser selber brächte. Und doch ist's ein Amtsbrief und „An den Arbeitsmann Pichowski in Luskowitz" lautet die Aufschrift. Mit einem Griff hat ihn Hanni dem verdutzt dreinschauenden Stojentin aus der Hand gerissen, ihn geöffnet, einen Blick hinein-

geworfen und dann mit einem lauten Schrei der Enttäuschung auf den Tisch geschleudert: „Van de Kreiskass'! Un Stüe (Steuer) schalle wi betale, siewundsiibzig Pfennig!" Sie lachte bitter auf. — —

Der letzte Abendstrahl schimmert rötlich in die Fenster des Schulzenhofs, und noch immer sitzen die beiden Alten auf der Bank vor dem fremden Hause, zerbrochen, gelähmt. Es dauert eine Weile, in der keiner ein Wort spricht, auch der Schulze nicht, der dem Briefboten die Tasche abgenommen. Dann gibt Hanni sich einen Ruck und sagt dumpf: „Kumm na Hus, Taddi!" — Und dann nach einer Pause: „Noch hewwe wi jo dat Hus!"

„Ja, gewiß habt ihr das," sagte der Schulze und freut sich über das erlösende Wort. „Und ihr werdet es noch lange behalten! Man immer gemütlich, sage ich euch, — so scharf schießen die Preußen nich!"

Hanni und Thaddi haben sich erhoben und wenden sich zum Gehen; sie haben nichts mehr zu erwidern. Aber nun ist der Schulze im Zug: „Ihr meint wohl, so'n König hat rein gar nichts andres zu tun, als er setzt sich nu gleich hin und schreibt an Thaddäus Pichowski, was? — So! Und wenn nu der türkische Kaiser oder der Franzos an ihn schreibt und ihn fragt, ob nu Krieg sein soll oder Friede, und er denn mit'n ollen Bismarck und mit Moltken zusammensitzt, und sie alle ratschlagen, was nu, denn soll Thaddäus Pichowski das Prä haben, was? Euren Brief hat er gekriegt, und antworten tut er, dadrauf könnt ihr Gift nehmen."

„Ja, den Brief hat er gekriegt und antworten tut er,"

sagt Thaddi mechanisch, und dann gehen sie beide die steinernen Stufen hinunter ihrem Häuschen zu.

Das mit dem Türken und mit dem Franzosen ist schon recht, denkt Hanni halblaut, und das mit Bismarck und mit Moltken auch. Aber der Kaiser weiß doch, wie sie beide hier auf seine Antwort lauern, und wie Krägenbrink schon den Strick und den Befehl hat, und so lange kann der Türke und der Franzose auch noch warten.

Sie mußte sich strack zusammennehmen, denn der alte, taumelnde Mann wäre hingesunken, hätte sie ihn nicht mit beiden Händen am Arm gefaßt und gestützt. So gingen sie mit wankenden Schritten die Dorfstraße entlang durch die niederdunkelnde Nacht. Im Garten beim Bäcker, zur Rechten der Straße, flatterte ein von der Wäsche hängen gebliebenes weißes Tüchlein an der Leine hin und her im Abendwind. Da fiel der Alten eine Geschichte ein, die sie einmal vor langen Jahren gelesen, wie einem unschuldig zum Tode verurteilten Soldaten der König noch im letzten Augenblick Gnade geschenkt und einen eilenden Boten geschickt, und wie der auf einem schnellen Roß bei der Richtstätte angekommen und sein weißes Tüchlein geschwenkt; aber da war schon alles vorüber gewesen, und der Bote zu spät gekommen, und dem König hatte es sehr leid getan, aber da war nichts mehr zu ändern. — Indem schoß aufleuchtend ein langer Feuerstreifen über den dunklen Nordhimmel dahin. „Das bedeutet einen Tod!“ sagte Thaddi auf einmal mit ganz fester, ruhiger Stimme.

„Jo, dat bedüd't eine Dod!“ flüsterte Hanni, und die beiden Alten drängten ihre schwankenden Leiber eng an-

einander und ahnten ihn plötzlich hinter sich, über sich, um sich, den Tod, den unentrinnbaren Tod.

* * *

Schritte, ungleiche, lahmende, hallen ihnen aus der Dunkelheit entgegen, und hinterdrein schallt ein spitziger Hundeblaff. Der Schäfer Wernicke ist's, der nach seiner Kate geht. Er sieht die beiden scharf an und bietet ihnen mitleidig den guten Abend. Das klingt, als wisse er schon alles. Hanni durchzuckt der Gedanke, ob der nicht am Ende helfen könnte; aber wer kann wohl so etwas „besprechen"? Kaum hörbar erwidert sie seinen Gruß, und so gehen sie langsam aneinander vorüber. Und plötzlich fällt ihr ein, was Wernicke ihr gesagt hatte, als Anuschka im Totenhemd im Sarge lag, und Hanni sich, ehe der Schreiner den Deckel aufschraubte, noch einmal über die Tote geworfen und zum Herzbrechen geweint hatte —: „Dat deht nich gaud, — nu holt sei de ann're na, dei Dor' (Tote) dei Lew'ge."

Also so war es gemeint gewesen. — Nun war es völlig unabwendbar.

Als sie in ihre Stube traten, war es Hanni, als müsse dort wieder ein Sarg stehen. Eine große, ermattende Gleichgültigkeit überfiel beide. Sie setzten sich nicht einmal zum Abendimbiß nieder, und die glockenlose Petroleumlampe, die Hanni vom Küchenbrett in die Stube geholt und auf den Tisch gestellt hatte, blieb unangezündet. Im Dunkeln krochen sie beide ins Bett, kein Wort mehr wurde zwischen ihnen laut; nur den Gang der Wanduhr hörten sie noch eine Weile, dann waren sie in bleiernen Schlaf versunken.

* * *

Der Sonntag kam und die Kirchenglocken riefen, aber zum ersten Male in all den Jahren blieben die beiden Alten dem Sonntagsgottesdienst fern. Unruhvoll ging Thaddi aus der Wohnung in den Hof, von dort in den Garten und wieder zurück. Er spähte auf die Poststraße hinaus, als könne heute noch ein Bote mit dem königlichen Brief kommen, und er wußte doch, daß am Sonntag der Postdienst in Luskowitz stillstand. Dann brachte er dem unruhigen Schwein seinen Fraß an den Kofen, streute den Hühnern Futter, immer wieder, und sie pickten es gefräßig immer wieder auf, und er dachte: Wer wird euch morgen Futter streuen? Dieser Gedanke quälte ihn von allen am meisten; die Küchel waren ja erst vor fünf Tagen ausgekrochen.

Neben dem Häuschen, die hölzerne Seitenwand hinauf, lag hoch aufgeschichtet bis fast unter das niedrige Dach ein Haufen trockenen Bohnenstrohs vom letzten Jahr. Nachdenklich blickte Thaddi darauf und wühlte mit seinen Fingern drin herum; aber plötzlich zog er die Hand zurück, als sei der Gedanke, der ihn durchzuckte, brennend in den Strohhaufen gefahren und habe gezündet. — „Wie der Kiekebusch!" murmelte er. — „Wie der mit dem Strick und dem Befehl. — Nein, das nicht, das nicht!" —

Unterdessen kniete Hanni oben auf dem Staakbalken vor der offenen Truhe und wühlte unter allerlei verblichenem, zum Teil auch zerrissenem Kleiderkram und Kindertand. Stück für Stück hob sie aus der Truhe, liebkoste es mit feuchten Augen und zärtlich drüberhinstreichelnden Händen. Es war ein Abschiednehmen von den wenigen sichtbaren Lebenserinnerungen, die ihr von den sechsen geblieben

waren. Sie erkannte jedes Stück wieder und verwechselte keines mit dem andern. Da waren die ersten Holzlederpüffeln, in denen der kleine Hannes im Hause umhergeklappert und durch deren Schuld er einmal von der Leiter gefallen war, so daß er sich eine arge Brusche überm Auge geschlagen. Sie wußte es noch, und auch daß sie die Brusche mit Kartoffelschrapsel gekühlt hatte. Da waren vermürbte Halstüchlein und zusammengekrumpelte Kleiderfetzen und angegelbte Mützchen; dazwischen ein ganz zerrissenes Lesebuch, — das hatte der Anuschka gehört. Und dort in einer zerbrochenen, rotbemalten, plumpen Puppenwiege lag sie noch, die Puppe ohne Kopf, Anuschkas letzte Puppe, und im Arm hielt sie noch ein vertrocknetes, graues Klümpchen: „Puppens Tind", das die Kleine aus Brotkrume zusammengedreht hatte. Als Hanni die Puppe sah, war es mit ihrer Fassung vorbei: mit weit ausgebreiteten Armen fiel sie über die verstaubten Lappen und den Kinderplunder der Länge nach hin; ihre grauen Haare lösten sich im Fall, und ein Schluchzen wie von einem verröchelnden Tier scholl heiser durch den sonnenüberströmten Raum.

* * *

Lang und bang währte ihnen dieser Tag, der ihr letzter in Luskowitz sein sollte. Sie sahen die Bauern im Sonntagstaat an ihrer Hecke vorüber zur Kirche gehen, aber sie selbst hielten sich in den fernen Winkeln des Hauses, wo man ihrer von draußen nicht gewahr werden konnte, wenngleich ein jeder im Vorübergehen einen neugierigmitleidigen Blick über die Hecke in dieses Haus des Elends warf.

Und dann lag über dem Dorf die große Sonntagsstille, aus der sie nur gleich einem Bienengesumse von fern einige hellere Töne der Orgel vernahmen. Sie hatten doch nicht umsonst an den Tausenden von Sonntagen ihres Lebens diesen Tönen im Hause des Herrn gelauscht, und noch einmal, mitten hinein in ihre müde Verzweiflung, klangen sie wie ein letzter belebender Trostruf. Noch einmal glimmte in dem Herzen der alten Frau ein Fünkchen auf, und es wurde wärmer und wärmer. Noch wußte sie selbst nicht, woher dieses Gefühl sei und wohin es führen möchte. Aber wie sie am Abend dieses letzten Tages beim Sonnenuntergang am Fenster saß, und ihr Blick ziellos über das Predigerhaus neben dem Kirchhof glitt, da sagte sie auf einmal zu Thaddi: „Ick war nu noch eis (einmal) na'm Preeste Liesegang gae. Kümmst du mit?"

Thaddi blickte teilnahmslos zu ihr auf, und sie fuhr fort: „Na jo, worüm denn nich? Helpt dat nich, denn schad't uck nich, un kleuke (klüger) as Schult Voß is de Preeste am Inn' doch."

Sie warteten, bis es dunkel geworden; sie wußten nicht, warum. Dann gingen sie beide seitwärts an die Häuser und Hecken gedrückt zum Hügel, auf dem das Pastorhaus stand.

Pastor Liesegang wußte, warum sie kamen; fast hatte er sie erwartet, schon am Nachmittag. Er saß seit über zwanzig Jahren auf dieser Pfarre, der ersten nach seiner frühen Verheiratung, und hatte mit der inzwischen vervierfachten „Quarre" seine eigene liebe Not, auf der dürftigen Stelle auszukommen. Ein hoch aufgeschossener, semmelblonder Vorpommer, aus dessen kurzsichtigen Augen

seine ganze ängstliche Weltfremdheit zwinkerte. Solange es bei rein seelsorgerischen Geschäften sein Bewenden hatte, war er jedem Vorkommnis gewappnet; dazu half ihm seine selbst in amtsbrüderlichen Kreisen vielbewunderte Belesenheit in der Bibel und im Luther. Nur mit der rauhen Not des äußeren Lebens sollte man ihn verschonen; für deren Überwindung hatte er, trotz seinen Freitischerfahrungen in Greifswald, blutwenig Rat zur Hand. Spielte gar so etwas mit wie hier, ein Stückchen aus der greifbaren Politik, dahinter Kaiser und Kanzler und besonders das hohe Landratsamt standen, so wurde aus dem gewaltig aufragenden Pastor wieder der schüchterne Stipendienläufer, der nichts wußte als altbewährte Sprüche und Kernworte.

Er hatte die Pichowskis erwartet, aber mit wahrer Herzensangst. Am Nachmittag hatte er, um ihnen zu entweichen, einen Spaziergang zu einem Amtsbruder im Nachbardorfe geplant; aber dann war sein Gewissen in ihm laut geworden, und er war geblieben. Er kannte die freudlose Lebensgeschichte der beiden alten Leute, und ihr Jammer rührte ihm das Herz; jedoch daß er ihnen nicht helfen könne, stand bei ihm fest. Das hatte er auch dem Schulzen nach der Kirche gesagt, als der ihm von dem Gnadengesuch und der ausgebliebenen Antwort erzählt hatte. Er war lange genug Pastor in Pommerellen, um zu wissen, wie man es mit den Austreibungen da oben hielt, und seit er sich, ebenso wie Voß, mit der Unterstützung eines Fristgesuches für die Zychlinskis die Finger verbrannt, hatte er sich nicht mehr in dergleichen gemengt. Im Rudenzer Kreisblatt las

er die großwortigen Gründe, mit denen die vornehmen Berliner Blätter die Austreibungen rechtfertigten, und wenn es darin stand, so mußte es sich auch so verhalten.

Er war nicht herzenshart, dieser starkgläubige Bauernpastor, selbst eines kleinen Bauern Sohn; aber für ihn gab es keine andre Wahrheit, nicht irdische noch himmlische, als die ihm, außer der Heiligen Schrift, das Kreisblatt und das kirchliche Verordnungsblatt zutrugen. Göttlichen Trost sollten die Pichowskis haben, so viel er dessen aussinnen könne, dazu sei er der Mann als der verordnete Diener am göttlichen Wort, und schon suchte er nach den trostreichsten Sprüchen der Bibel und den kräftigsten Versen des Gesangbuchs. Nur sollten sie ihn verschonen mit allem, was nach einer Einmengung in weltliche Dinge, nach einer Tat aussähe. Und wenn der Kaiser nicht helfen könne oder wolle, wie käme er dazu, der ohnmächtige Pastor staatlichen Patronats? Nun gar in einer so hochpolitischen Sache, bei der es sich nach der Meinung der vornehmen Blätter um so große Dinge oder doch Worte wie Reichsfreundschaft und Reichsfeindschaft drehte! Und um sich ja nicht in eine falsche Richtung drängen zu lassen, empfing er die Alten auf ihr leises Klopfen sogleich mit dem vorwurfsvollen lauten Ruf: „Na, da seid ihr ja, meine lieben Pichowskis; aber im Hause des Herrn seid ihr heute nicht gewesen!“

Hanni schüttelte den Kopf und sagte blos: „Nee, Herr Paste!“

„Na, das hättet ihr aber doch lieber tun sollen. ‚Selig, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden,‘

— darüber habe ich heute gepredigt, und wäret ihr in die Kirche gekommen —"

„Jo, dat is alles ganz gaud, leiwe Herr Paſte, awe wat ſchall us Troſt helpe? Domit kön' wi noch nich in Luskowitz bliewe."

„Das iſt nun mal das Geſetz!" erwiderte der Paſtor, und wie er „Geſetz" ſagte, fühlte er ſich gehärtet und gefeſtigt gegen jede Weichheit. Gleichwohl wagte er nicht, die Alten dabei anzuſehen; er hatte doch ein Gefühl, als habe das Wort nicht den rechten Eindruck auf ſie gemacht. Thaddi freilich ſtand mit der Mütze in der Hand wie abweſend vor ihm und ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken.

Hanni gab ſich nicht ſo leicht. „Hewwe wi nich ne gnäd'ge König, Herr Paſte?" fragte ſie.

„Ja gewiß, meine lieben Pichowskis, haben wir den, aber auch der König kann nicht gegen das Geſetz."

Da aber reckte ſich Thaddi empor, daß er dem hochgewachſenen Paſtor gerade in die Augen ſah. Und ſo überraſchend und eindringlich traf dieſer Blick aus den alten verzweifelten Augen den Paſtor, daß der in ſeiner Verlegenheit Thaddi den gepolſterten Lehnſtuhl hinſchob und ihn mit einem Wink der Hand zum Sitzen lud. Noch verlegener wurde er, als der aufrecht ſtehen gebliebene Alte ihn fragte: „Iſt denn der Herr König nicht der Höchſte im Lande, Herr Paſtor?"

„Ja, das kann ich dir nicht ſo erklären, Pichowski. Das würdeſt du doch nicht verſtehen, wenn ich dir ſagte, das Geſetz iſt höher als wir alle."

„Nein, Herr Paſtor, das verſtehe ich nicht, denn, er-

barmen Sie sich, wer macht denn das Gesetz? Der König macht doch das Gesetz, — also wie kann es höher sein, wie er?"

„Ja," sagte der Pastor, „es ist doch höher — aber was soll ich nun dabei tun? Morgen ist ja schon Montag, und dem Gesetz muß man gehorchen, — seid untertan der Obrigkeit, die über euch gesetzt ist. Aber ihr sollt mal sehen, sie lassen euch wieder zurückkommen. Geht nur nicht so weit weg, damit sie euch wieder finden können, wenn der König euch erlaubt, zurückzukommen. — Und vor allem, meine lieben Pichowskis — seine Stimme nahm den vollen Predigerbrustton an —: harret aus im Gebet!" Und nun schwang seine fromme Begeisterung sich an dem Worte „Gebet" empor. Er redete die beiden Alten in ihrer wortkargen Verzweiflung nieder, bis er triumphierend und mit einem himmelnden Augenaufschlag schloß: „Ach, ihr wisset nicht, welche wunderbare Kraft im Gebet liegt."

„Bed't hemw' wi naug. — Wi hemw' alle Sünndag' un Festdag' bed't un mengmol uck inne Wek in Bibel un Gesangbok!" erwiderte beinahe trotzig Hanni, und Thaddi nickte dazu.

„Ja, das war vor dieser Heimsuchung, jetzt aber erst wird sich auch an euch die große Gnade des Gebetes erweisen. — Wartet noch, setzet euch, liebe Leute, — nein, ihr müßt euch wirklich setzen, hier an den Tisch, da werde ich euch vorlesen, was unser Doktor Martin Luther, der teure Gottesmann, über das Gebet sagt." Er schraubte die Lampe höher und blätterte suchend in einem der dicken Bücher auf seinem Schreibtisch. Die Pichowskis

schwiegen unter der Wucht der gewohnten Ehrerbietung vor dem Pastor und dem Namen Luthers; dagegen half nun kein Murren. Und der Pastor las mit einer etwas öligen Stimme: „Niemand gläubet, wie kräftig und stark das Gebet sei und wie viel es vermöge, denn der, den es die Erfahrung gelehret und der es versucht hat. Es ist ein groß Ding, wenn einer fühlet die große Not, die ihn bringt, daß er alsdann kann das Gebet ergreifen. Jesus Sirach sagt: der gottseligen frommen Christen Gebet tut mehr zur Gesundheit denn die Arznei der Ärzte. — Und dann, meine lieben Pichowskis, wie heißt es im Psalmisten? Der Herr ist nahe bei denen, die zerbrochenen Herzens sind, und hilft denen, die ein zerschlagenes Gemüt haben."

„Us het hei nich holpe, un Sei wille us jo uck woll nich helpe," sagte Hanni ganz gleichmütig.

Auf die letzten Worte ging Pastor Liesegang nicht ein, sondern hielt sich nur an die ersten. „Pichowski'n, Ihr seid auch so ein Beispiel dafür, wie wahr der Spruch ist: Das menschliche Herz ist ein trotzig und verzagt Ding. Euer lieber Mann nimmt es viel gottergebener, — nicht wahr, Thaddäus?"

Thaddi war halb eingenickt; jetzt aber fuhr er mit einem Ruck auf und blickte wirr um sich; dann merkte er, wo er war: „Ja, ja, Herr Pastor, das is — —" Er wußte schon nicht mehr, was er hatte sagen wollen, und sah sich nach Hanni um, die erregt ihr Schürzenband um die Finger wickelte und wieder aufwickelte.

„Na, also ihr seht wohl," sagte der Pastor begütigend und wandte sich zur Tür, durch die eben seine Frau ein-

trat. „Ich kann euch eben nicht anders helfen als durch Gottes Wort und Zuspruch. Wir Menschenkinder hienieden tragen alle an dem, was der Himmel in seiner Weisheit sendet, und auch ihr müsset euch in Gottes Fügung schicken."

„Ja, ja, Herr Pastor, schicken," lallte Thaddi, „schicken — schicken." Und bei dem Worte dämmerte ihm etwas auf, und er fuhr lebhaft, fast heftig fort: „Ich habe ihn ja längst geschickt, an den König nach Berlin habe ich ihn geschickt, nicht wahr, Hanni, mein Täubchen? Und nun wollen sie mich wegschicken, uns alle beide wegschicken, mit dem Strick — schicken —" Und dann verloren sich seine Worte mehr und mehr in ein blödes Stammeln. Er sank auf den Stuhl zurück und schwankte haltlos hin und her.

Da umfaßte ihn Hanni mit beiden Armen, hielt seinen halbkahlen, weißen Kopf in heißem Erbarmen an ihre Brust gepreßt und streichelte ihm den gekrümmten Rücken wie einem kranken Kinde. Dabei raunte sie ihm so leise, daß außer Thaddi es keiner im Zimmer hören konnte, längst vergessene Kinderkoseworte ins Ohr und wiegte ihn mütterlich beschwichtigend in ihren Armen. —

Sie hatten ausgefürchtet und ausgehofft, und es war nun still in ihren Herzen geworden. Dem Pastor aber geschah's zum ersten Male in seinem Leben als Seelsorger, daß sein zum Wortetrost so redebereiter Mund ganz stumm blieb vor dieser Majestät des Unglücks. Er geleitete die Taglöhnersleute bis auf die Straße und machte, zu seiner Frau zurückgekehrt, sich einen Vorwurf daraus, nicht noch ein Stück Weges weiter mit ihnen

gegangen zu sein; doch meinte er schließlich auch, seine Frau habe recht: „Es hätte dich ja nur noch mehr aufgeregt, lieber Wilhelm."

* * *

Der Mond war aufgegangen; schimmernd in seinem bläulichen Licht streckte sich die Dorfstraße den Hügel hinab am Kirchhof entlang. Nur noch mit einer halben Wendung des Kopfes nahmen die kinderlosen Alten den letzten Abschied von ihren Gräbern. Die Helligkeit des Weges war ihnen zuwider; sie schämten sich und wußten doch nicht recht, warum? Und sie fürchteten sich. Wovor? Es war etwas Grausiges, was in dieser Stunde zum ersten Male deutlich vor ihnen aufstieg, etwas so Unwandelbares wie jener Wille, den der Pastor das Gesetz genannt und der aus dem blutrot gesiegelten Brief zu ihnen gesprochen hatte. Und nun ängstete es sie, es möchte ein Mensch, irgend ein alter Bekannter, ihnen begegnen und ihnen das furchtbare Verhängnis vom Gesicht lesen. Wohl ward ihnen erst zu Mute, als sie in den Schatten der Linden traten, die sich vom Fuße des Kirchenhügels bis mitten ins Dorf hinzogen, und von dort hatten sie es nicht mehr weit nach Hause.

Noch gingen sie auf der Heimaterde, und doch durchschauerte es sie schon wie von einem großen Heimweh. Und aus der Ferne drang das gleichförmige Rauschen des mächtigen Stromes zu ihnen herüber, wie sie es an so vielen tausend stillen Abenden gehört. Nun waren sie an dem schmal eingedämmten tiefen Bach, der vor dem Bäckerhause unter dem Brückchen vorüberfloß. Die

Gedanken des Alten folgten dem reißend fließenden Wasser, und dann durchzuckte es ihn: dort im Bach wäre alles schnell zu Ende. — Aber der Bach schießt weiter und weiter und reißt ihn mit sich fort, und dann bleibt er auch nicht in Luskowitz, sondern wird hinweggeschwemmt ins ferne Elend und kommt auf einen andern Kirchhof wer weiß wo? — Nein, nicht in den Bach, auch das hilft nichts.

Noch hatten sie über ihrem Kopf die alte Hütte. Noch bot die ihnen einen stillen Sterbewinkel, wenn sie nicht mehr drin leben durften: mit diesem Gefühl betraten sie wieder ihre dunkle, dumpfe Stube. Hanni zündete das Lämpchen an und stellte es auf den Tisch. Ein grauflügliger Nachtfalter umflatterte das strahlende Flämmchen in engen und engeren Kreisen. Woran sie sonst nie gedacht, das kam ihr jetzt wie etwas ganz Einfaches: sie suchte mitleidig dem Tierchen zu wehren, daß es nicht zu Schaden käme. Sie spürte einen Drang, wie sie ihn nie zuvor empfunden, sich dem Unglück, dem Tod zu widersetzen, und wär's nur dem eines Nachtfalters. Es half ihr jedoch nichts, denn eh' sie sich dessen versah, lag der geflügelte Wurm als ein schwarzes zuckendes Klümpchen neben dem Fuß der Lampe. Ein bitteres Gefühl stieg in der alten Frau auf, und seltsam: jetzt wieder empfand sie es wie eine wilde Lust, etwas zu zerstören, sich irgend einen Groll dadurch vom Halse zu schaffen. Mit einem heftigen Ruck zog sie die Schieblade und holte den Brief vom Landratsamt hervor. Bei dessen Anblick fuhr Thaddi zusammen und streckte abwehrend die Hände aus. Und dann zerriß Hanni den Brief der Länge nach

in zwei Stücke und warf sie wie in plötzlicher Tollheit gegen die niedere Stubendecke. Thaddi sah ihr ganz still zu; er fürchtete sich vor Hannis unheimlicher Heftigkeit. Als sie dann aber aufstand und mit rauhem Griff das seit Jahren an der Wand hängende Doppelbild der beiden Könige herunterriß und den Worten: „Dei helpe so as us (unsereinem) doch nist, dei möte achte de Kachelowe!" die Tat folgen ließ, da wimmerte Thaddi als das hilflose kranke Kind, das er war, jämmerlich vor sich hin.

Und nun saßen sie still einander gegenüber am offenen Fenster beim Flackerlicht an demselben Tisch, an dem sie zuerst ihr Todesurteil gelesen und dann den Gnadenbittbrief geschrieben. Noch hatten sie kein Wort zueinander gesprochen von dem, was doch geschehen müsse, ehe der nächste Tag in die Fenster scheine. Sie lasen es einander ab aus den hoffnungslosen Augen. Nur wie es sein werde, das wußten sie noch nicht; das würde kommen, wann die Stunde, die letzte, käme.

Ans Schlafengehen dachte keines von beiden. Sie horchten auf den Fiedelklang, der in Zwischenräumen vom Kruge herüberschallte: so hatte die Fiedel geklungen an jenem Abend, da Anuschka umgesunken war. Und so verging ihnen Stunde um Stunde, und dann gegen Mitternacht ward es auch im Kruge still. Man hörte nur noch ein paar lachende, schäkernde Stimmen von Burschen und Dirnen die Dorfstraße daher; dann nichts weiter als in gemessenen Zeiten den dröhnenden Schlag der Kirchenuhr und die Wellen des fernen Stromes.

„Thaddi!" sagte auf einmal die Frau ganz leise, als scheute sie sich vor ihrem eigenen Wort.

„Ja, Hanni, hier bin ich, mein Täubchen, mein Seelchen."

„Ick mein man so," kam es zögernd von Hanni. „Ick mein, am Inn' hat de Preeste doch recht hat." — Thaddi sah sie nur fragend an. — „Ick mein, wenn wi man ornt-lich bere (beten) künne, würr us de Herrgott doch woll noch helpe."

„Ja, gesagt hat er das," erwiderte Thaddi; „nein, er nicht, Luther hat es gesagt."

„Jo, Luther," bestätigte Hanni, „na, un dei —"

„Und der wird schon recht haben, wenn er es sagt," vollendete Thaddi.

„Jo, min leiv ull Thaddi, dat harr ick mi uck dacht — man blot, of sei Luthern uck eis so rutedrewe hewwe, ut'm Hus, ut sinem Dörp, ore sine Stadt?"

„Das hat Pastor Liesegang uns nicht gesagt; darnach hätt' ich ihn fragen sollen."

Wieder eine lange Pause.

Dann kam es auf einmal schüchtern von Hanni: „Müchtst du woll de Bibel upschlae un dout en Inn vörlese?"

„O Hanni, du hast doch immer die feinsten Gedanken! Ja, das war ein feiner Gedanke. Und ich nehm' auch gleich das Gesangbuch dazu; wir sind ja heut nicht in die Kirche gewesen."

Und nun las der alte Mann mit gleichbleibendem Tonfall in der Bibel, wo er sie zufällig aufgeschlagen, mit andächtigem Aufmerken auf jedes Wort, und beide lauschten, ob nicht aus den Worten der Schrift eine Stimme von oben ihnen Trost verkünden werde. Und er las im Evangelium des Lukas von der Mitte des sechsten

Kapitels und fing an mit den Versen: „Selig seid ihr, die ihr hier hungert; denn ihr sollt satt werden. Selig seid ihr, die ihr hier weinet; denn ihr werdet lachen. — Selig seid ihr, so euch die Menschen hassen und euch absondern und schelten, und verwerfen euren Namen als einen boshaftigen, um des Menschensohnes willen. Freuet euch alsdann und hüpfet; denn siehe, euer Lohn ist groß im Himmel."

Und er las weiter und weiter, doch er erlas nicht sich noch seinem zuhorchenden Weibe irgend einen Trost bis an das Ende des Kapitels. Und als er den letzten Vers von dem großen Riß des ohne Grund gebauten Hauses gelesen, schlug er das dicke Buch müde zu und seufzte: „Vom Austreiben und Hierbleiben steht auch nichts drin."

„Ne, doaf het Jesus Christus uck woll nist wüßt," sagte Hanni. „Ick war eis im Gesangbok lese."

Es war ein dickes Porstsches Gesangbuch, an allen Rändern abgegriffen, mit blind gewordener Messingschließe. Das schlug sie auf und suchte drin vom ersten Blatt bis fast zum letzten. Sie fand leicht die von ihr in der Kirche oft gesungenen Lieder, und von einem jeden sprach sie mit einer kindlichen Singsangstimme die ersten paar Verse. Aber auch das blieb ihr den Trost schuldig, auf den sie horchte. Da schlug sie das Blatt um, drauf das Lied stand: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir, — Herr Gott, erhör mein Rufen!" — Ja, das war es! Da war die Hilfe. Sie mußte kommen, bald, sehr bald, gleich, — und laut wie in der Kirche beim Orgelklang sang sie durch die mählich verdämmernde Nacht:

Und ob es währt bis an die Nacht
Und wieder an den Morgen,
Doch soll mein Herz an Gottes Macht
Verzweifeln nicht, noch sorgen.

Und danach schloß sie das Gesangbuch und faltete die Hände; doch ehe sie noch beten konnte, sank ihr das müde Haupt schweren Falles vornüber in die Hände auf den Tisch, und noch einmal umfing sie der Schlaf unter dem Dach ihres Hauses. Thaddi war längst aufrecht auf seinem Stuhl eingeschlummert, und auch das laute Singen hatte ihn nicht erweckt.

* * *

In der dämmernden Stunde zwischen Nacht und Tag fuhren beide zugleich aus ihrem todähnlichen Schlummer empor. Ein lauter Hufschlag war auf der Dorfstraße vorübergetrappt; helles Wiehern wie ein Trompetenton hatte sie geweckt. Draußen piepsten die Sperlinge, und die Singvögel zwitscherten verschlafen im Laubwerk und auf den Dachschindeln. Übernächtigt, mit fahlen Gesichtern saßen der alte Mann und sein Weib da und starrten sich an. Nun war auch diese letzte Nacht vergangen, und der Morgen war da, von dem Hanni gesungen, und draußen war soeben das Verhängnis mahnend vorübergezogen. Wie lange noch, und es schritt über die Schwelle, dort von der Tür her, und streckte seine Hände nach ihnen aus, die eisernen Hände des Gesetzes.

„War das — war das schon Krägenbrink?“ fragte Thaddi.

„Dat wart hei woll west sin, awer rin kummt hei nich eie (eher), as't vulles (vollends) Dag is.“

„Ja, ja —“ sagte Thaddi.

„Schall ick us noch'n Mehlsupp kake?“

Da lachte Thaddi aus der Qual seines Herzens gell auf, und nun überkam auch die Frau ein bitteres Lachen. Dann aber befiel sie beide das Grauen vor dem Hall ihrer Lache in der tiefen Morgenstille.

Gern wäre Thaddi noch einmal in den Garten gegangen: auf dem jungen Weißkohl lagen Morgens im Tau immer die halberstarrten Raupen und ließen sich leicht absammeln; aber das war nun unnütz. Alles war unnütz.

Hanni war leisen Schrittes in die Seitenkammer gegangen und kam mit einem noch ungebrauchten, zusammengerollten Wäscheseil zurück. Schweigend legte sie es auf den Tisch, und die Blicke der beiden Alten begegneten einander mit wortlosem Verständnis. Thaddi suchte nach dem Brotmesser. Wie er aber das Seil bedächtig aufrollte und die Hand ansetzte, um es in zwei gleiche Hälften zu zerschneiden, da regte sich in der Seele der hausfraulichen Bäuerin zum letzten Male ein Stücklein Erdenwelt, und sie machte eine abwehrende, aber schnell wieder zurückzuckende Bewegung: „Sei is noch ganz nie — het twei Mark un söckzig Pfenning kost't — na nu schnier (schneid) man tau!“

Er schnitt mit aller Kraft in das zähe Seil; dann, als die zwei Hälften klaffend nebeneinander lagen, warf er das Messer wie unter einem Schauer weit von sich, daß es mit der scharfen Spitze in den Türpfosten flog und dort zitternd haftete.

„Nu sünd wi woll so wit, — nu kumm!“ sagte Hanni.

„Warte noch, mein Seelchen," flüsterte Thaddi, „ein wenig warte nur." Er öffnete die Tischlade, holte die Steuerrechnung der Kreiskasse hervor und breitete sie offen auf dem Tisch aus. Dann entnahm er einem dunklen Lederbeutelchen, worin er seine paar Spargroschen verwahrte, nach langem Zusammensuchen sieben große Nickelstücke samt einem kleinen und zählte sie einzeln aufs Papier hin, das kleine in der Mitte, die großen zierlich geordnet ringsherum, und er lachte, fast boshaft. „Jetzt sind wir fertig," hauchte er, „jetzt komm!"

Sie faßten sich bei den Händen, und jedes hielt in der freien Hand seine Hälfte des Seils. So stiegen sie die Bodenleitertreppe hinauf, die zu dem Staakbalken führte; und ohne zu wanken, betreute Hanni auf diesem letzten Gang ihren Gatten mit beiden Armen, so daß auch er wohlbehalten hinaufgelangte.

Eben schoß der erste Strahl der aufgehenden Sonne durch das Gezweig des weißblühenden Baumes und blendete die beiden müden Augenpaare. Sie blickten sich noch einmal voll in die bleichen Gesichter, dann wandten sie sich ohne weiteren Abschiedsgruß voneinander und gingen mit kaum hörbaren Schritten nach rechts und links in die abgeschrägten Bodenkammern und zogen leise die Lattentüren hinter sich zu. Das dumpfe Geräusch, das ein paar Minuten später in den Kammern erscholl und schnell verhallte, hat niemand vernommen als die erschreckten Mäuse. Dann lag das Häuschen der Ausgewiesenen im Maienmorgenlicht totenstill da

Ich und Es

Der letzte Tag im März war angebrochen, Gott sei Dank! Der letzte Tag, an dem die greuliche Person ihren Dienst als Wirtschafterin bei mir versah. Lene Weilen hieß sie. Ein linder, weicher Name, gleitet wie Öl über die Zunge, ganz und gar aus flüssigen Lippen- und Zungenlauten zusammengesetzt. „Liquidä" nennen wir dergleichen in der Philologie, und diese unglückseligen Liquidä waren es vornehmlich gewesen, die mich vor einem halben Jahr dazu bestimmt hatten, die Person zu mieten, als meine jüngste Schwester ihrem Pastorliebsten nach Thüringen an den eigenen Herd folgte.

Ich hätte mich sollen warnen lassen! Sie hatte bis dahin nur als „Stütze der Hausfrau" gedient, und wollte es nun, da sie, Berlinisch gesprochen, „hoch in den Neununddreißig" stand, als Wirtschafterin bei einem älteren Herrn versuchen. Ich hätte mich nicht zum Versuch hergeben sollen. Sie war grundhäßlich, und wahrscheinlich hatte die ein Stockwerk unter mir wohnende Frau Konsistorialrätin mir deshalb zugeredet. Eine langweilige, ganz ordinäre Häßlichkeit, von der man kaum zu sagen wüßte, worin sie eigentlich besteht, über die man sich nicht einmal rechtschaffen ärgern kann. Sah ich sie zufällig beim Essen an, was ich aber nach Möglichkeit vermied, so schmeckte mir alles flau.

Also Lene Weilen hieß sie und war dennoch so unverschämt und kratzbürstig, als sei ihr Name aus lauter

Zisch- und Kehllauten zusammengesetzt. Ich war machtlos gegen sie, und ich litt unsäglich, als Mensch wie als Philologe. Als Philologe vielleicht am meisten. An demselben zweiten Oktober, an dem sie in meine Küche eingezogen war, hatte ich an der Preisschrift der Akademie zu arbeiten begonnen. Eine wundervolle Aufgabe, als hätte ich sie mir selber nach meines wissenschaftlichen Herzens geheimsten Gelüsten gestellt: „Über den Zusammenhang zwischen Denken und Sprechen". Seit einem Menschenalter, jedenfalls seit meiner Professorschaft an der Berliner Universität, hatte ich neben allem Sanskrit, Prakrit und andern orientalischen Studien immer auf dieses eine Ziel losgearbeitet. Welch einen Schatz von Lesefrüchten aus allen Literaturen hatte ich in den Schubfächern meines Arbeitstisches aufgespeichert! Welche Beobachtungen an mir und meinen Kollegen, Freunden, Bekannten! Selbst die Frau Konsistorialrätin im dritten Stock hatte herhalten müssen. Es konnte mir gar nicht fehlen: in wenigen Monaten mußte das Preiswerk vollendet sein. Auf die paar tausend Mark des Preises kam es mir ja nicht an, dafür war gesorgt; aber im Wettkampf mit den Gleichstrebenden die erschöpfendste Antwort zu finden auf die so wichtige Frage: ob ohne Sprache ein Denken möglich sei? — eine natürlich mit „unmöglich!" zu beantwortende Frage — das sollte mich nicht reizen?

Es konnte mir wie gesagt nicht fehlen. Aber es fehlte mir, und sehr. Die Lene war daran schuld; nach wenigen Tagen war mir das klar geworden. Ihre Häßlichkeit hätte ich ihr verziehen, die mußte sie mit sich abmachen. Auch ihrer spitzigen Unverschämtheit konnte ich durch Schweigen

die ärgsten Spitzen abstumpfen. Aber nun ihre unmenschliche Dummheit! Mit der ging es merkwürdig ähnlich wie mit ihrer Häßlichkeit: man wußte nicht recht, worin sie eigentlich bestand, oder vielmehr worin sie nicht bestand. Mir kam es vor, als gebe es zwischen Denken und Sprechen dieses Geschöpfes keinerlei Zusammenhang, und da sie doch nicht gerade idiotisch zu nennen war, so geriet ich in die peinlichsten Zweifel an meiner wissenschaftlichen Überzeugung. Wie sollte ich da mit Eifer an meiner Preisarbeit schaffen?

Das Erstaunlichste aber an ihr war ihre Phantasie. Sie konnte mir keinen Brief bringen, ohne mir unverschämterweise ihre Vermutungen über den Absender mitzuteilen. Vermutungen oft so ungeheuerlicher Art, daß mir schwindelte.

Dazu kam, daß sie in meinen Papieren auf dem Schreibtisch kramte und nach Belieben über meine Bibliothek verfügte, so oft ich den Rücken kehrte. Ich hatte ihr das aufs strengste einmal, zweimal, zehnmal verboten. Beim elften Mal sagte ich ihr, sie solle sich am 31. März packen. Sie nahm die Kündigung ruhig hin, besserte sich aber nicht. Ich setzte dann einigemal eine Anzeige in die Vossische Zeitung; es kamen auch täglich mehr Bewerberinnen um die Stelle, als mir lieb und meiner Preisarbeit förderlich war; aber aus übertriebener Vorsicht wartete ich, und wartete so lange, bis das Ende des März dicht vor der Türe stand, und die Bewerberinnen spärlicher wurden und schließlich ausblieben.

So war denn der 31. März da und noch hatte Lene Weilen keine Nachfolgerin. Sie triumphierte. Wahr-

ſcheinlich dachte ſie, ich würde ſie nun im letzten Augenblick zum Bleiben auffordern, denn an dieſem ihrem letzten Morgen in meinem Hauſe war ſie von einer unheimlichen Freundlichkeit und ſchwatzte auch merklich weniger dummes Zeug als ſeit Monaten. Sie wußte nicht, daß ich feſt entſchloſſen war, ſie keinen Tag länger zu behalten. Im ſchlimmſten Fall ging ich für ein paar Wochen ins Paſtorhaus nach Thüringen; Oſterferien hatte die Univerſität ſchon ſeit einer Woche, und die Bibliothek konnte ich entbehren: meine Merkzettel und Auszüge für die Preisarbeit waren vollſtändig beiſammen. Erſt nur die entſetzliche Perſon mir aus den Augen!

Ein bitterkalter Tag, jener 31. März. Ein trockener, eiſiger Oſtwind, Berlins grauſamſte Winterplage, peitſchte die Potsdamerſtraße entlang, an deren ſüdweſtlichem Ende, gegenüber dem Botaniſchen Garten, ich wohnte. Außer den zur Schule trippelnden Kindern mit blauroten Naſen und Ohren kaum ein Menſch unten zu ſehen um dieſe achte Stunde. Selbſt die Pferdebahnwagen von und nach Schöneberg faſt leer, ihre Verdecke ausgeſtorben. Beinah jammerte mich ſogar die Lene, wenn ich dachte, heute müſſe ſie in dieſen grimmigen Froſtwind hinaus. Sie hatte mein Arbeitzimmer ſo ganz beſonders inbrünſtig heute geheizt, ſo rückſichtsvoll verſtändig wie nie zuvor in dieſem langen Winter, in dem ich ſie nie dazu hatte bringen können, ſich nach dem Thermometer draußen am Fenſter zu richten. Irgend ein Syſtem befolgte ſie bei ihrer Heizung, aber welches? — das hatte ich in den ſechs Monaten nicht herausbekommen.

Am Morgen des 31. März hatte die achte Beilage der

Sonntagsnummer der Vossischen Zeitung noch einmal meine Anzeige gebracht. Bis zum Spätnachmittag wollte ich mich gedulden; sobald dann Lene das Haus verlassen hätte, wollte ich zum Anhalter Bahnhof fahren und abreisen. Gegen neun Uhr Morgens meldete sich ein Mädchen, sehr jung und sehr hübsch. Nahm ich dergleichen in mein Haus, so war es mit meinem Verkehr in wohlanständigen Familien zu Ende; dafür hätte die Konsistorialrätin schon gesorgt. Ich sagte dem Mädchen also, sie sei mir zu jung und zu hübsch, worauf sie sich, rot vor Vergnügen, empfahl.

Ich war ungefähr bis zur sechsten Beilage der Tante Voß gediehen, als es wieder an der Korridortür klingelte, ganz leise und schüchtern, und Lene erschien: „Eine Wirtschafterin!" Sie sagte das in einem Ton, der verraten sollte, wie wenig sie sich vor dieser neuen Bewerberin fürchtete.

Sie hatte recht: was da auf der Schwelle zwischen Vorzimmer und Arbeitszimmer erschien, war ein richtiger Koboldstreich der Natur. Ein Mädchen oder eine Frau von ganz unerkennbarem Alter. Sie konnte ebensogut zwanzig wie vierzig Jahre alt sein. Sie war so lächerlich häßlich, daß man durch die Häßlichkeit kaum bis auf den eigentlichen Menschen hindurchsah. Klein, schief in den Schultern, und so mager! Man sah gar nicht, wie mager, denn ihre dünnen Fähnchen hingen ihr am Leibe wie einer Malerpuppe. Dazu ihre Haltung, so slawisch verprügelt, als wollte sie in sich selbst hineinkriechen. Eine kleine, abgeplattete Nase saß ihr wie um Erbarmen flehend zwischen zwei furchtbar pockennarbigen Wangen. Selbst die so malerische Berliner Wendung: „mit'm Jesichte

uff'n Rohrstuhl jesessen" reichte nicht hin, um dieses Gesicht zu schildern. Aber bei aller verhungerter Dürftigkeit war sie sauber gekleidet; nur so entsetzlich dünn; mich fröstelte, als ich sie ansah. Ich wollte sie sogleich fortschicken, aber ich fand dieser Jammergestalt gegenüber nicht das richtige Wort. Auch sie stand eine kleine Weile auf der Schwelle und sagte nichts. Die Arme hielt sie unter einem dünnen schwarzen Umschlagetuch. Und dann mit einer ängstlichen Stimme in merkwürdig gutem Deutsch mit reiner Aussprache: „Herr Professor, ich habe Ihre Anzeige in der heutigen Morgenzeitung gelesen und — und bin nun hier."

Ja, hier war sie nun, aber was sollte ich mit dieser Vogelscheuche? So häßlich verlangte selbst die Konsistorialrätin sie nicht. Ich sah sie mir noch einmal ordentlich an. Sie hielt meinen Blick bescheiden aus und erwiderte ihn mit einem so flehentlichen Augenaufschlag, daß es mich ganz weich überlief. Sie hatte braune Augen, groß wie die eines jungen Rehes; nur lagen sie ihr unheimlich tief in dem verhungerten, bleichen Pockennarbengesicht. Daß sie kleine weiße Zähne hatte, wußte ich, seit sie die ersten paar Worte gesprochen.

„Wie heißen Sie denn?"

„Cäcilie Wirzbinska, aus Inowrazlaw, Herr Professor."

Cäcilie Wirzbinska! Auch das noch! Aber ich wollte mich diesmal nicht durch die vielen Zischlaute täuschen lassen, wie früher durch die Liquidä. Mußte ich sie fortschicken, so sollte es mit gutem Grunde geschehen. „Geben Sie mir Ihr Buch."

„Ach, gnädiger Herr Professor, ich habe noch kein Buch,

ich habe noch nie gedient. Ich habe zuletzt in einer Schürzenfabrik gearbeitet."

„Und da wollen Sie nun auf einmal einen Posten als Wirtschafterin annehmen?"

„Ach ja, gnädigster Herr Professor. Ich habe bis vor einem Jahr bei meinem Bruder auf der Sägemühle die Wirtschaft geführt, für ihn und zwei Leute. Ich verstehe gewiß alles." Und wieder der große, Mitleid erflehende Blick.

„Warum sind Sie denn nach Berlin in eine Fabrik gegangen?" — Sie schwieg und senkte die Augen.

„Und warum haben Sie nicht wenigstens irgend ein Papier, wenn auch nur eins von Ihrem Bruder?" Wieder keine Antwort.

„Ja, wenn Sie nicht reden wollen, dann können Sie ebensogut gleich gehen!" und ich wies ärgerlich — nach dem Vorzimmer.

„Ach, gnädigster Herr, gnädigster Herr, behalten Sie mich doch! Ich verstehe ganz gewiß alles, was so einzelne Herren brauchen; mein Bruder war zwei Jahre Witwer, und ich habe ihm sogar die Magd erspart. Seit Wochen und Wochen laufe ich umher nach einer Stelle und finde nichts. Und es ist so bitterlich kalt draußen, gnädigster Herr Professor. Und niemand will mich, weil — weil —"

Natürlich will dich niemand mit d e m Gesicht, dachte ich. Aber laut sagte ich zu ihr: „Wenn Sie mir aber nicht einmal meine einfachen Fragen beantworten, wie soll ich mich dann dazu entschließen, eine mir unbekannte, durch niemand empfohlene Person in mein Haus zu nehmen?"

Cäcilie Wirzbinska öffnete die bleichen Lippen, sprach aber kein Wort. Jedoch etwas andres nahm jetzt für sie das Wort: unter dem schwarzen Umschlagetuch hervor schrie es mit einem Male auf, daß ich vor Schreck in die Höhe sprang. Dann wieder und wieder — und dann hörte es überhaupt nicht mehr auf: ein ausdauernd festgehaltener, immer zur rechten Zeit erneuerter Schrei. — Dies war selbst meiner Lammesgeduld zu toll. Hatte diese magere Vogelscheuche sich ein schreiendes Kind mitgebracht, jedenfalls ihr eigenes Kind, und damit wollte sie sich vermieten!

„Was haben Sie denn da?" und ich ging zornig auf sie zu. Sie sank in die Kniee und wimmerte: „Ach, das ist mein Männe, gnädigster Herr, mein armer süßer Männe."

„Und Sie wagen es —"

„Wohin sollte ich mit ihm? Niemand will mich haben mit dem Knaben. Auf der Straße erfriert er mir, und — Nahrung habe ich nicht mehr für ihn. Behalten Sie mich um Gottes willen, gnädigster Herr, um Christi Barmherzigkeit, gnädigster Herr Professor! Er ist ein so artiges Kind, Sie sollen ihn nie zu sehen, nie zu hören bekommen. Er schreit sonst nie, wirklich nie!"

Der Balg schrie lauter, als seine Mutter sprach. Sie versuchte ihn zur Ruhe zu schmeicheln, zu wiegen, aber alles vergebens.

„Ach du lieber Gott, du lieber Gott, er hat heute noch nichts zu trinken bekommen, da ist er hungrig, der arme süße Männe. Bloß ein Stückchen Milchzucker hatte ich noch für ihn. Ich will ja keinen Pfennig Lohn haben, bloß einen Winkel, wo ich mit dem Kinde bleiben kann, und nur so viel zu essen, daß ich ihn nähren kann."

„Ist das Ihr Junge? Sind Sie denn verheiratet?"

„Sehen Sie, gnädiger Herr" — sie war aufgestanden und sprach jetzt ruhiger, während die Tränen ihr über die Wangen strömten — „mein Bruder hatte für seine Sägmühle einen Buchhalter, einen so guten, ordentlichen Menschen, und ich ... und dann verlobten wir uns, mein Bruder war einverstanden, und es tat ihm bloß leid, daß ich ihm nicht mehr sollte die Wirtschaft führen können. Aber dann sagte er, er wollte später zu uns ziehen, wenn wir ihn haben wollten, und natürlich wollten wir ihn haben, und alles war besprochen, und — dann bekam Karl, das war mein Bräutigam, die Pocken, und gleich darauf bekam ich sie auch, und als ich wieder gesund geworden, da war Karl schon begraben." Sie schluchzte laut. „Und dann — so ein halbes Jahr drauf, jagte mich mein Bruder aus dem Hause, und ... ein paar Wochen später, hier in Berlin, kam mein armer kleiner Männe."

Ich weiß nicht, was ich getan hätte, wäre dieser gräßliche Männe in dem Augenblick still gewesen. Aber er schrie ärger als vorher, er machte mir Nervenschmerzen, wie man sie empfindet, wenn man die schrillenden Töne des Schieferstiftes auf einer Schiefertafel hört. Ich hielt mich nicht länger: „Machen Sie, daß Sie fortkommen mit dem Schreihals, gleich, hören Sie!"

Mein Gesicht muß ungewöhnlich drohend ausgesehen haben, denn sie wich scheu zurück. „Nehmen Sie mir es nicht übel," sagte sie nur noch und wickelte das schreiende Kind fester in das dünne Tuch. Sie suchte in der Tasche, während sie sich zum Gehen wandte, steckte dem Jungen ein weißes Kügelchen in den vom Schreien verzerrten,

häßlichen kleinen Schnabel und verließ mit einem letzten Jammerblick mein Zimmer. Mir war, als sollte ich sie doch zurückrufen, um ihr wenigstens eine Mark oder zwei zu geben; vor Ärger über das Geschrei hatte ich nicht eher daran gedacht. Aber da war es schon zu spät: ich hörte sie leise die Tür des Vorzimmers einklinken und wußte, sie war verschwunden, sie samt ihrem Manne. Mir war eine Last vom Herzen, und dennoch war ich mit mir gründlich unzufrieden.

Ich trat ans Fenster und blickte über die noch ganz kahlen, knospenlosen Rüsternkronen auf die Straße. Drüben auf dem Bürgersteig an der Mauer des Botanischen Gartens ging sie wieder der Stadt zu, die kleine, schiefe, häßliche Person mit ihrem quarrenden Balg. Sie lief mehr, als sie ging, als liefe sie vor einem Verfolger; doch sah ich niemand hinter ihr. Und seltsam: ich sah auch ihr schwarzes Umschlagetuch nicht mehr. Aber da war sie schon nicht mehr mit dem Blick zu erreichen; sie war an der östlichen Biegung der Potsdamer Straße angelangt und verschwunden. Ich hätte sie doch nicht so ohne einen Pfennig Hilfe fortgehen lassen sollen! Und jetzt gab ich auch die Hoffnung auf, noch eine annehmbare Wirtschafterin zu bekommen. Am besten, du fährst heute schon mit dem Abendschnellzug; aber dann mußt du nach Gotha telegraphieren und dich anmelden. — Ich trat an den Schreibtisch, um meine Depesche zu schreiben.

Halt, was war das? Dort im Vorzimmer! — Himmeldonnerwetter, ist denn heute die ganze Hölle mit quarrenden Schreihälsen gegen mich losgelassen? Hatte ich sie nicht eben auf und davon laufen sehen, dort unten auf

der Straße? Oder war dies nur noch ein nervöses Nachklingen im Ohr von vorhin? Aber nein, dazu war es doch zu lebendig: dasselbe jämmerliche Kindergeschrei wie vor wenigen Minuten drang schneidend und schmetternd und quiekend durch die offene Tür aus dem Vorzimmer. „Da soll doch gleich ein —" rief ich und stürzte dem Geschrei nach, prallte aber dicht bei der Tür mit der sanften Lene zusammen, die von der Küche her das Geschrei auch gehört haben mußte. Hei, wie wunderbar geläufig es jetzt mit dem Zusammenhang von Denken und Sprechen bei ihr ging! Und wie ihre faselige Phantasie arbeitete!

„Jetzt pack ich sofort meine Sachen und geh' noch in dieser Stunde aus dem Hause."

„Ich halte Sie ja nicht, Lene!"

„Nee, wo solch ein verlassenes Frauenzimmer Ihnen Ihr Kind auf so 'ne Weise aufhängen muß, da bleib ich nicht eine Stunde länger. — Das ist aber 'n Geschmack! Na ich danke!"

„Sie sind wohl reinweg verrückt geworden, Lene? Was geht mich das Kind an!"

„So! Jetzt wollen Sie wohl auch noch Ihr eignes Kind verleugnen!"

„Lene, schaffen Sie mir den Balg aus dem Hause! Heute haben Sie noch Ihren Dienst hier zu tun, und jetzt gehen Sie sogleich zum Revierleutnant und melden ihm, daß man ein Kind bei mir ausgesetzt hat."

„Fällt mir im Traum nicht ein!" sagte die freche Person. „Ich habe noch im Leben nichts mit der Polizei zu tun gehabt. Gehen Sie doch selber hin, Sie sind ja der Nächste dazu!" —

Das Kind lag in dem schwarzen Umschlagetuch auf dem schmalen alten Ledersofa meines Vorzimmers, auf das ich meine Wörterbücher zum Abstauben gelegt hatte. Es schrie, daß es kirschrot im Gesicht wurde, und ballte wie in einem heftigen Schmerz die Fäuste zusammen. Mit den Beinen strampelte es ungebärdig um sich, und ein Band meines Böthlingschen Sanskritlexikons schwebte in Gefahr, auf die Erde geschleudert zu werden. Wenn dies noch eine Weile so weiter ging, so hatte sich der Unhold selber über den Sofarand gestrampelt und stürzte zu Boden, den Kopf voran. Das konnte ich unmöglich länger ruhig mit ansehen. „Lene," sagte ich so sanft und bittend, wie unter diesen Umständen möglich, „dem Kinde muß etwas fehlen, sehen Sie doch einmal nach, Sie verstehen sich doch besser darauf als ich."

Aber damit hatte ich sie offenbar an ihrem empfindlichsten Punkt getroffen: „Was, ich soll mich besser auf Kinder verstehen, als Sie? Wieso? Ist das Ihr Kind oder meines? Ich bin ein anständiges Mädchen, Herr Professor, und Kinder sind nicht mein Fall!"

„Ja doch, ja doch, Lene; ich bitte Sie ja bloß nachzusehen, damit der Bengel nicht so schreit!"

„So, also ein Bengel. Also wissen Sie das doch wenigstens. Und dann werden Sie wohl auch das andre alles wissen," und sie wollte nach der Küche entwischen.

„Lene, ich glaube das Kind ist krank; wollen Sie ihm nicht ein bißchen helfen?"

Lene drehte sich verächtlich ab. Da hielt ich mich nicht länger. Ich war auf die Rabenmutter, auf den Männe und die ganze unerhörte Geschichte sicher mindestens so

wütend wie die Lene, und ich hatte wohl mehr Grund dazu, als sie; aber am Ende war das Kind doch kein Stück Holz und kein junger Hund, und selbst wenn nur ein junger Hund, — ein lebendiges Wesen konnte man nicht so elend umkommen lassen. „Jetzt scheren Sie sich augenblicklich in Ihre Küche und dann schleunigst zum Hause hinaus! Mit einem Satan wie Sie, der ein armes, unschuldiges Wurm lieber sich totschreien läßt, als einen Finger drum rührt, will ich nicht länger meine Wohnung teilen."

„Ach du meine Güte, ich gehe ja schon. Sie können sich mit Ihrem Herrn Sohn ganz ungestört amüsieren." Und krachend schlug sie die Tür zur Küche ins Schloß.

Ich war allein mit dem schreienden Kinde. Und dieses Ungeheuer, diese Cäcilie Wirzbinska, diese Rabenmutter hatte sich bei mir vermieten wollen! Eine Verbrecherin! Kindesaussetzung! Darauf steht mindestens lebenslängliches Zuchthaus. Wenn ich ihr jetzt noch nacheilte! In einer Droschke müßte ich sie noch einholen, und ich öffnete den Kleiderschrank, um den Überzieher — aber das Kind schrie so herzzerreißend, daß ich es nicht fertig brachte, es mit der fürchterlichen Lene hier allein zu lassen. Eine Stunde früher oder später war ja gleichgültig; die Polizei mußte mir das ausgesetzte Kind ja doch vom Halse schaffen. Für dergleichen gab es Waisenhäuser oder so etwas. Was ging es mich an, ob die Mutter von der Justiz gepackt wurde oder nicht! Und es war gar nicht sicher, daß sie dumm genug gewesen war, den geraden Weg die Potsdamerstraße hinaufzulaufen. Wollte sie sich schnell in Sicherheit bringen, so brauchte sie nur in irgend eine Seitenstraße einzubiegen, dann wieder in eine

und so fort, und dann konnte man sie suchen. Jetzt nur das Kind beruhigt und dann zum Polizeiamt damit.

Im Vorzimmer war es kalt; vielleicht schrie das Kind nur deshalb so arg. Ich nahm es behutsam in meine Arme mitsamt dem Tuch. Beinahe hätte ich es gleich fallen lassen; es war mir doch unheimlich, solch einen kleinen lebendigen Menschen auf den Armen zu halten, zum ersten Male in meinem Leben. Ich wagte nicht, herzhaft zuzugreifen; auch zappelte es mit allen seinen kleinen Gliedmaßen. Dabei war es nun schon purpurn im Gesicht geworden vom Schreien, das ihm jetzt wie ein heiseres Röcheln und Wimmern aus dem schmerzverzerrten Mäulchen drang. Zwei obere Vorderzähnchen, wie blaßweiße Perlen, hatte der Bursche. Er mochte neun bis zehn Monate alt sein.

Ich trug ihn in mein warmes Arbeitzimmer und legte ihn auf die in der Fensterecke stehende Chaiselongue, auf das große Tigerfell, den einzigen Schmuck meines Zimmers, das Geschenk eines Inders unter meinen Zuhörern. Der Junge schrie in einem fort. Was nur Konsistorialrats unter mir denken mochten! Ob ich mir nicht doch bei der Frau Rätin Rat holen sollte, was ich mit dem kleinen Racker anzustellen hätte? Dann aber sah ich mit meines Geistes Augen das Gesicht der frommen Dame, das sie bei meinem närrischen Anliegen aufstecken würde. Jetzt stand sie wahrscheinlich schon in ihrem steifseidenen schwarzen Sonntagstaat, mit dem Goldschnittgesangbuch unterm Arm, bereit zur Fahrt nach dem Dom, und wartete ungeduldig auf den säumigen Gemahl, der — trotz geistlichem Amt und konservativer Gesinnung —

seine liberale Vossische las und Sonntags immer besonders spät damit fertig wurde. Nein, nur nicht zu ihr um Rat!

Hätte ich nur erst den Bengel still! Sein sinnloses Schreien, auch jetzt in dem fast überwarmen Zimmer, brachte mich in helle Verzweiflung. Ich tat ihm nichts, höchstens Liebes, und dennoch schrie er. Weshalb er nur schrie? Ohne Grund schreit doch kein lebendes Wesen. Es mußte ihm etwas weh tun. Aber was? In den „Fliegenden Blättern" hatte ich mal eine urkomische Geschichte gelesen von einem schreienden Bengel, just so einem, wie dieser, bei dem sich herausstellte, als man ihn aufwickelte, daß ihn eine spitzige Lichtputzschere kniff. In diesem Falle brauchte es ja nicht gerade eine Lichtputzschere zu sein; eine Stecknadel tat es auch. Jene nichtswürdige Person, jene Rabenmutter war gewiß leichtsinnig genug, auf eine lose Stecknadel mehr oder weniger nicht sonderlich zu achten.

Unter dem Schreien sah mich der Junge wütend an, ganz so wie ich ihn vorhin, und sträubte sich aus Leibeskräften gegen jede meiner Annäherungen. Woher er nur die Kraft zum Schreien und Sträuben nahm. Solch ein winziges Wichtlein! Aber das half ihm nichts: ich faßte ihn trotz Sträuben und Winden und begann ihn aus seinen elenden Wickeln und Röckchen herauszuschälen. Alles dürftig und vielfach geflickt, aber immerhin geflickt, nicht zerrissen und, den Umständen nach, sogar reinlich. Die Mutter hatte ausgesehen wie das hungrige Elend, ihr Junge hingegen war nichts weniger als mager. Ein praller Strolch, ordentlich mit kleinen Fettpolstern und wohlhäbigen Wulsten an Beinchen und Ärmchen. Ein

wunderliches Schauspiel für mich: zum ersten Male solch kleines Menschlein nackt zu sehen, so hilflos, so drollig und so rührend. Seine Muskelchen erzitterten alle vom Schreien; die kleine Brust hob und senkte sich unter den pfeifenden schnellen Atemstößen; das Fieber glühte auf seiner Stirn. Warum kannst du noch nicht sprechen, armer Schelm? Aber wie sollte er! Er konnte ja noch nicht denken, war ja nur wie ein kleines, dummes Tier, etwa wie ein quiekendes Ferkelchen. Nicht denken, also auch nicht sprechen; nicht sprechen, also auch nicht denken!

Ob er wirklich kein bißchen denken konnte? Fühlen tat er doch, und sehr stark, einen Schmerz oder was sonst. Und fühlte er ihn, dachte er ihn dann nicht auch? Und wenn er mich so zornig abwehrte, dachte er nicht, daß ich ihm fremd, nicht seine Mutter sei? Das war doch ein unverkennbares Zeichen der „Negation", der regelrechten Kantischen Kategorie der Negation. Die hatte er mindestens schon in seinem Denkvermögen. Und vom Fichteschen Ich und Nicht-Ich mußte er auch schon etwas unter diesem blaßroten, von feinen blauen Äderchen überzogenen Schädelchen weghaben. Höchst seltsam!

Ich wischte ihm mit der Hand den Fieberschweiß von der heißen Stirn und den sickernden Speichel vom Munde, und schau: plötzlich hörte er auf zu wimmern; ich war mit meinem kleinen Finger auf seinen Lippen unversehens verweilt, und gierig begann das arme kleine Schluckerchen daran zu saugen. Die Freude dauerte aber nicht lange: nach wenigen saugenden Zügen wandte er das sich wieder verzerrende Gesichtchen ab und begann aufs neue sein klägliches Wimmern.

Hm! Das war mir doch sehr auffällig. Entweder war dieses nun die Kantische Kategorie vom „Dasein und Nichtsein", die sich aus seinem Bewußtsein losgerungen, oder die von der „Möglichkeit und Unmöglichkeit". Er wirtschaftete sich in diesem warmen Arbeitzimmer des Sprachphilosophen schon recht niedlich in die Urbegriffe des Denkens hinein!

Und noch etwas andres war mir dabei aufgedämmert: ich hatte endlich erraten, was dem armen Tropf fehlte: Hunger hatte er. Weiter nichts. Und Hunger tut weh, und Selbstbeherrschung im fremden Hause zu üben, das konnte ich wirklich nicht von ihm verlangen. Herr du meines Lebens, und ich war auf sein angeblich unvernünftiges Geschrei wütend gewesen. Was gab es denn Vernünftigeres für ihn, als zu schreien? Und was Dümmeres, als die so einfache Grammatik dieses Geschreis nicht sogleich zu verstehen? Mir keimte ein Gefühl empor, als hätte ich dem kleinen Mitmenschen da ein herbes geistiges und leibliches Unrecht getan, und das wollte ich sühnen.

Was man solchem Menschlein wohl zu essen gibt? Ich hatte gestern eine Büchse mit Hummersalat geöffnet. — Ach Unsinn! Hummersalat verträgt ja mancher Erwachsene schlecht. Es dauerte eine Weile, eh' ich auf dem Umweg über den Hummersalat zur Muttermilch gelangte. Aber woher nehmen? Diese Rabenmutter war ihm ja davongelaufen, und selbst wenn nicht, sie hatte ja gesagt, sie könne das Kind nicht mehr nähren. Das glaube ich schon, so ein abgemagertes Geschöpf! Ratlos sah ich mich im Zimmer um und stieß einen kleinen Freuden-

schrei aus, als mir die Zuckerdose neben dem Schreibtisch ins Auge fiel, Gelbchens, meines Kanarienvogels, stetes Sehnsuchtziel. Das flinke Gelbchen war durch das unangenehme Geschrei im Zimmer ganz verschüchtert und verstummt. Ich hielt dem Manne ein kleines Zuckerstück an die Lippen, und allsogleich hörte sein Gewimmer auf. Gierig, durstig leckte sein rotes Zünglein dran; das Zucken seines leidenden Körperchens wich beseligtem, ruhigem Genuß.

Nähren konnte ihn das Stückchen Zucker natürlich nicht; das war nur so ein Schweigemittel. Am Ende konnte er davon krank werden, konnte mir unter den Fingern sterben, eh' ihn die Polizei mir abgeholt, Kinder sterben ja wie die Fliegen, und wie stand ich dann da! War das nicht eigentlich fahrlässige Tötung? Und womöglich die Lene als Belastungszeugin gegen mich! Ich schauderte.

Hätt' ich nur ein bißchen Milch! Aber die mußte doch aufzutreiben sein? Weckte mich nicht jeden Morgen „Milch-Bolles Klingelwagen", und blieb nicht täglich Milch genug für meinen Nachmittagskaffee übrig?

In der Küche hatte Lene ihre Siebensachen auf dem Boden zum Einpacken in ihren Riesenkoffer ausgebreitet. Sie war nicht wenig erstaunt, mich plötzlich in die Küche treten zu sehen, in die ich während ihrer Dienstzeit wohlweislich nie einen Fuß gesetzt hatte. Ich tat ihr nicht den Gefallen, sie zu fragen. Die Milch mußte ich doch wohl allein finden. Ich suchte; sie packte polternd weiter. Wo in des Teufels Namen hatte das Frauenzimmer die Milch versteckt? Am Ende hatte sie mir zum Schaber-

nack den Reſt ſelber ausgetrunken? Ich ſuchte in der Küche und ſuchte in der Speiſekammer, ſuchte in großen Töpfen und in kleinen, in Kaſſerollen und in Näpfen. Nirgend ein Schimmer von Milch.

Die Verzweiflung iſt die Mutter großer Entſchlüſſe: eh' ich wußte, wie ich es vollbracht, ſtand ich mit einem kleinen, braunglaſierten Topf an Konſiſtorialrats Küchentür und klingelte. Gottlob! kein Menſch war mir auf der Hintertreppe begegnet.

Konſiſtorialrats brave alte Auguſte tat einen kleinen Angſtſchrei und wäre beinahe gegen den glühenden Herd zurückgeprallt, als ſie mich mit dem Topf in der Tür erblickte.

„Herr Profeſſor, was is denn los? Was is —?"

„Mein Fräulein, mein verehrtes Fräulein!" — Auguſte grinſte vor Vergnügen. — „Möchten Sie mir wohl ein bißchen Milch ſchenken oder leihen?"

„Ach, ſoll ich nicht die Frau Rätin rufen?"

„Um Gottes willen, beſte Auguſte, keinen Schritt! — Geben Sie mir ſchnell ein bißchen Milch, und ich will Ihnen ewig dankbar ſein!"

Sie hielt mich offenbar für verrückt; aber vielleicht um mich nicht zu reizen, tat ſie, wie ich gebeten. „Eben bin ich beim Aufkochen —"

„Geben Sie, wie ſie iſt — und, Auguſte — kein Sterbenswort darüber zu der Frau Rätin!"

„I wo wer' ich denn! Um ſonne Kleinigkeit, Herr Profeſſor!" Und eifrig goß ſie mir das Töpfchen halb voll.

„Danke tauſendmal, verehrte Auguſte, und nehmen Sie dafür —" ich ſuchte in der Weſtentaſche.

„Nee, geschenkt oder geborgt, aber nich bezahlt."

Ich flog mit meiner Beute die Treppe hinauf, wäre sie bei einem Haar hinaufgefallen und eilte an der mich anglotzenden Lene vorbei zu meinem Jungen. Der lag noch ganz ruhig auf dem Tigerfell, sog an dem Zucker, strampelte vor Daseinslust mit den prallen Beinchen und sah mich, ohne mit dem Saugen innezuhalten, aus großen erkennenden Augen an, als ich mich ihm näherte. Na, wenn dieses nun nicht die Kantische Denkkategorie der „Gemeinschaft" war, dann konnte ich das Geld für meine vor fünfundzwanzig Jahren gehörten Collegia logica zurückfordern. Dies war eine niederschmetternde Entdeckung. Was wurde aus meinen Schubläden voll kostbarer Vorstudien für meine Preisschrift, was aus meinen herrlichen Beobachtungen, aus allen meinen documents humains, wenn dieser Lutschbengel, der zu mir gekommen war wie durch den Schornstein gepustet, mit seinen hellen blauen Augen das alles auf einmal für wertlosen Plunder erklärte?!

Aus dem Topfe konnte er nicht trinken. Aber ich merkte, wie ich zunehmend erfinderisch wurde. Schnell Gelbchens kleinen Trinknapf abgehakt, ausgespült, mit der schon halb gewärmten Milch gefüllt und dann meinen Ammendienst angetreten. Es ging schlecht, ein gut Teil der Milch troff nebenher aufs Tigerfell, aber es ging doch. Ach, wie sie ihm wohl tat, Konsistorialrats fromme, ungewässerte Milch! Und wie das wohltat, das verhungerte Bübchen trinken zu sehen, wohl bis ins Herz hinunter, als tränke ich selber irgend etwas Warmes, Heißes, so heiß, daß mir das Wasser in die Augen trat.

Er schluckte, verschluckte sich, prustete ein wenig und schluckte sich wieder zurecht. Das eine Näpfchen war im Nu geleert, bald ein zweites, ein drittes. Konnte es ihm nicht schaden, wenn er nach dem langen Hungern so gierig und so viel auf einmal trank? Aber mir fehlte der Mut, ihm nicht wieder und wieder das Näpfchen zu füllen, solange seine großen, dankbaren Augen sprachen: mehr!

Da trat die Lene ein, frech, ohne anzuklopfen: „Ich bin fertig, und nu zieh' ich." Ich wußte, was sie damit verlangte. Ihr Vierteljahrslohn lag abgezählt samt ihrem Dienstbuch auf dem Tisch. Wir waren schnell miteinander fertig; der Portier half ihr den Koffer hinuntertragen auf die „Ziehdroschke". Ich stand am Fenster und sah ungeduldig zu, wie die Einschiffung erfolgte. Ein Seufzer der Erlösung entrang sich mir, als die Droschke langsam davonrumpelte. So lange das Ungetüm im Hause gewesen, war meine Freude an dem kleinen Gast mit Bitterkeit und Angst gemischt. Erst jetzt konnte ich mich seiner aus Herzenskräften freuen.

Jawohl, freuen! Gott, wie mir das drollig vorkam. Und war doch so selbstverständlich, so unwiderstehlich! Eine Freude wie aus meinen Eingeweiden heraus. Hatte ich das je zuvor empfunden? Nie, in keinem Augenblick meines Lebens. Nicht als sie mich mit fünfundzwanzig Jahren zum Professor machten — und damals hatte ich mich gefreut —, nicht als ich den großen Siegelbrief von der Akademie aufgebrochen, vor zwanzig Jahren, der mir meinen Sieg in der Preisbewerbung über den „Aorist im Prakrit" verkündete. Mir war, als sei mir ein neues,

größeres, wärmenderes Herz unter dem Brustkorb aufgequollen.

Und dieses Würmchen hatte ich vor kaum einer Viertelstunde gescholten, es „Bastard" geschimpft! Hier in diesem selben Zimmer. Ich war nahe daran, es um Entschuldigung zu bitten, mit irgend einer plumpen Liebkosung. Da wandte es das Mündchen vom leeren Napf zur Seite und streckte mir ein Stückchen Zunge aus. Vergessen hatte ich das Gefühl des Ärgers, nachher zur Polizei gehen zu müssen. Das hatte gute Wege. Es war doch eigentlich ein famoser Zufall, daß die scheußliche Kreatur von Mutter dieses süße Menschlein gerade bei mir ausgesetzt! Ich hatte von verworfenen Geschöpfen gelesen, die ihre Kinder in Hausflure oder gar vor die Haustüren hinlegen. Im Grunde genommen hatte diese Cäcilie Wirzbinska noch verhältnismäßig brav gehandelt, daß sie meinen Männe nicht irgendwo auf einer der vier Treppen verlor. Und das Umschlagtuch hatte sie ihm auch zurückgelassen. Und jetzt irrte sie in dem dünnen flatternden Kleide draußen umher; mein Thermometer zeigte dreizehn Grad Celsius unter Null! Wie eine Beruhigung fiel mir ein, daß bei dieser Kälte der Kanal zugefroren sei, da könne sie sich wenigstens nicht ertränken. Und wie vor einer Viertelstunde sah ich sie dort in der offenen Tür mit ihrem lächerlich-rührenden Pockennarbengesicht, mit ihren tiefliegenden großen Augen und dem straffgezogenen Umschlagtuch, darunter sie das Kind verborgen hielt. Ich glaube, ich hätte jetzt etwas drum gegeben, könnte ich sie leibhaftig dort wieder sehen.

* * *

Welch Spiel der Natur: solch eine häßliche Mutter und dieses bildschöne Kind! Denn schön war es, schöner als alle heiligen Bambini und Engelein, die ich je auf Bildern gesehen. Blaßgoldige Härchen kräuselten sich zu lustigen Locken um das kugelrunde, weiche Köpfchen, bis hinab zum rosigweißen Hälschen mit den vergnügten kleinen Fettfalten. Die zarte, glänzende Haut an Brust und Schultern zuckte von Zeit zu Zeit in leisen Schauern unter den kitzelnd herabsinkenden Milchtröpfchen, die an seinen Mundwinkeln hingen, da, wohin die kleine Leckerzunge nicht reichte. Und so artig! Ich hatte gefürchtet, der kleine Mensch werde am Ende irgend eine kleine Menschlichkeit begehen auf der kostbaren Tigerdecke; aber sollte ich ihn deshalb von seinem weichen Lager reißen? Aber er tat nichts dergleichen, sondern blieb der vollendete kleine Gentleman, solange meine Tigerdecke heute die Ehre hatte, ihn zu betten.

Ohne zu schlafen, hatte er die Augen vor innerem Behagen geschlossen, und wenn er sie dann stillzufrieden wieder einmal aufschlug, sah er mich an, als seien wir seit undenklichen Zeiten die vertrautesten Freunde. Horch! da schmetterte das beruhigte Gelbchen hellauf sein Morgenlied, und zugleich strahlte die rote Wintermorgensonne wie ein breites Goldband durch die Fenster und übergoß mit einem glühenden Schein des Kindes nacktes, rosiges Körperchen.

Bei Gelbchens ersten Noten hatte mein Männe das Köpfchen dem Vogelbauer zugedreht und gelauscht. So etwas hatte er gewiß sein Lebtag nicht gehört. Weit auf riß er die neugierigen Augen und sah mich fragend

an. — Fragend, ohne zu sprechen? Das konnte man also? Gewiß konnte man, konnte Männe, und was konnte er nicht noch alles! Was wir Philologen für Aufheben machen von der Sprache, von dem, was wir allein unter Sprache verstehen! Es geht auch ohne, verehrte Kollegen, und zwar vortrefflich. Dies Kind verstand mich, und ich verstand es. Gott, lernt sich das schnell!

Der Vogel hatte eine kleine Singpause gemacht, und im selben Augenblick hatte mein Junge seinen glückseligen Ausdruck geändert. Satt war er, aber es fehlte ihm etwas. Und sogleich flog es über sein Gesicht wieder wie Sonnenschein über ein Blumenbeet, sobald Gelbchen aufs neue losschmetterte. Ich saß auf dem unteren Ende der Chaiselongue und hatte mich über das Kind gebeugt. „Ä — äh," stöhnte es vor Lust und griff mit den Händchen zu mir herauf. Ich bog mich näher, ich war doch neugierig, was es anstiften möchte. Da hatte es schon mit allen zehn Fingerchen meinen Backenbart gepackt und zerrte daran mit „ä" und „äh", daß ich nahe daran war, vor Schmerz aufzuschreien. Und doch brachte ich es nicht über mich, seine kleinen Krallen zu lösen. Kurze, weiche Fingerlein mit so wunderniedlichen, durchsichtigen Nägeln dran. Wie sie dies neue schöne Spielzeug, den Backenbart, fest packten! Und da hatte die eine Hand des Spielzeugs noch viel mehr entdeckt und bohrte sich in meine Nase oder zur Abwechslung in meine Augen. Und damit nichts ihm fehle, griff er zu meiner Genugtuung mit beiden Händen nach der blanken baumelnden Uhrkette, was mich auf den guten Einfall brachte, ihm die Uhr an das durchschimmernd rosige Ohrlein zu halten.

Das war der Wunder zu viel auf einmal, zu viel des Glücks: ein sonniges Lächeln überglänzte sein holdes Gesichtchen, und eh ich wußte, wie es gekommen, hatte ich ihm den feuchten Mund, die Nase und die Augen geküßt. Oh, wie er da losprustete, zweimal, dreimal: mein stachliger Bart mußte ihm in die Quere gekommen sein.

* * *

Gelbchen hatte seit einer Weile zu schlagen aufgehört und piepte nur schwächlich. Ich kannte seine Sprache: ihm fehlte Wasser oder Futter. Richtig, es vermißte seine Trinknäpfchen, um sich die kleine Sängerkehle anzufeuchten. Ich ging zum Bauer und versorgte das Tierchen. Aber da klagte mir auch schon von der andern Fensternische ein wohlbekanntes Stimmchen wimmernd nach, und es strebte mir mit zappelnden Gliedmaßen zu. Ich machte dem Kinde Zeichen mit Hand und Mund: es hörte mit Klagen auf und folgte nur noch aufmerksam jeder meiner Bewegungen. Es fühlte sich nicht mehr einsam und vernachlässigt, solange seine Augen mit meinen zusammenhingen.

An der Korridortür klingelte es. Lästige Störung! Aber ich mußte öffnen. Der Briefträger mit der zweiten Sonntagspost; der aber machte große Augen, als er aus meinem Arbeitszimmer das Jammergeschrei des verlassenen Knaben vernahm. „Meine Schwester ist zum Besuch gekommen," log ich entschuldigend, „und hat ihren Kleinen mitgebracht." Dann kehrte ich mit Sprungschritten zu meinem Eros auf dem Tigerfell zurück. Sofort ward er wieder der artige kleine Engel von vorhin.

Gott, ist das leicht, solch ein Kind zufriedenzustellen! Und da haben sich manche Eltern, als mache ihnen ihr eigen Fleisch und Blut das Leben schwer. Mit diesem herzigen Jungen fertig zu werden, war doch ein Kinderspiel.

Ich las keinen Brief, durchflog nur einen von meiner Schwester; du lieber Himmel, mir war, als hätte ich selbst ein Stückchen Familie im Hause und hätte nähere Pflichten. Wie das einem schnell anwächst!

Mein Vorrat an Spielzeug war erschöpft, nachdem ich es ein Weilchen mit der Musik meines Schlüsselbundes versucht. Auch mein goldenes Pincenez erschöpfte seine Teilnahme, obgleich er die Feder nur erst verbogen, noch nicht zerbrochen hatte. Ja, was nun? Hätte er meine Wortsprache so gut verstanden wie meine Herzenssprache und Augensprache, so hätt' ich ihm schon zu erzählen gewußt. Wer kannte mehr Märchen als ich, von Indien bis nach Island? Aber da fiel mir ein, wie ich auf meinen täglichen Wegen durch den Tiergarten zur Universität auf den „Babyweiden" die Ammen und Kindermädchen zu ihren kleinsten Schutzbefohlenen lange Reden halten gehört hatte, mehr ein Lallen, als eine artikulierte Sprache; aber die Kleinen mußten das doch verstehen, sonst täten es die Großen nicht so hartnäckig. Es hatte mir stets albern geklungen, und — auf einmal hörte ich mich selbst das dumme Zeug nachlallen, ich, ein ordentlicher Professor der Philologie! Es ging zuerst schwach genug, und die Ammen im Tiergarten hätten mir ein sehr mittelmäßiges Zeugnis ausgestellt; doch allgemach kam ich hinein und merkte, er verstand mich! Und er antwortete

mir! Welche Töne! Welche unerhörten Vokale, Umlaute, Mischlaute, Diphthongen! Welche reiche Tonleiter allein vom A bis zum E! Davon stand weder bei Sievers noch bei Trautmann, nicht bei Vietor noch bei Hoffory ein Wort. Hier machte Lepsius' Universalalphabet schimpflich Bankrott. Ja, das wäre eine Aufgabe: Lautlehre und Grammatik dieser Sprache zu schreiben, einer Sprache, die von sicher mehr als hundert Millionen kleiner Menschen geredet wird. Mit all meiner Professorschaft und umgeben von aller Herrlichkeit meiner Bibliothek kam ich mir zum Erbarmen unwissend vor.

Das Kerlchen war müde geworden. Ich zog ihm sein Hemdchen wieder an, bettete es weich und warm und deckte es mit meinem Reiseplaid zu. Noch einmal sah es mich unter schweren Lidern an, dann war es sanftselig eingeschlummert. Ich mußte mich ganz dicht über sein Gesicht lehnen, um seinen süßen Atem still kommen und gehen zu spüren. Die langen feinen Wimpern schoben sich weit über seine unteren Augenlider. Ein paarmal zuckte es um die Mundwinkel, wie von leichten Traumschwingen berührt. Kleine, glänzende Schweißperlen feuchteten die Stirn unter den überhangenden Löckchen; ich wagte nicht, sie ihm zu trocknen, um ihn nicht zu erwecken.

Ich schämte mich, wie mich jetzt der Gedanke überfiel: da könntest du ja zur Polizei gehen und ihn wegholen lassen. Hatte ich solch eine Scheußlichkeit wirklich gedacht? O ja, noch vor einer halben Stunde. Wie das hinter mir lag, weit, weit, und auch tief unter mir. Mit dem Wegholen war es nichts. Erst mußte ich zum mindesten wissen und ganz genau wissen, wohin er käme? Was

aus ſolchen Polizeikindern würde? Ob ich ihn nicht eigentlich behalten könnte? So gut wie mein Gelbchen? War er denn nicht ein verflattertes Vögelchen, aus ſeinem Neſt gefallen, und gehörte er nicht vor allem mir, der ich ihn geſpeiſt, getränkt und gewärmt? Die Sache hatte ja nicht bloß ihre gefühlvolle Seite; man konnte ſie mindeſtens ebenſogut vom philologiſchen Standpunkte aus betrachten. War denn der ſchlafende Knirps nicht ein ausgezeichneter, ein unentbehrlicher Mitarbeiter für meine Preisſchrift? Ich brauchte ihn ja nur Tag um Tag zu beobachten, wie ihm das Zünglein mählich gelöſt würde, wie aus ſeiner lallenden ä-äh-Sprache eine artikulierte Sprache würde, wie ſich die Fäden vom Denken zum Sprechen dichter herüber und hinüber ſchlängelten, und ich hatte nicht nur für meine Preisſchrift, nein, ich hatte auch für das uralte Rätſel vom Urſprung der Sprache Beiſtand und Löſung, wie durch nichts anderes auf Erden. Er durfte mich gar nicht verlaſſen, mein kleiner Mitarbeiter! Wenn ich ehrlich ſein wollte, mußte ich eingeſtehen: ich hatte den Jungen viel nötiger, als er mich. Selbſt die Frau Konſiſtorialrätin mit ihrer ſtrengen, ſpitzen Naſe und ihren grauen Augen voll erbarmungsloſer Moral ſchreckte mich nicht mehr. Am Ende war ich weder ihr Mann, noch ihr Schwiegerſohn, und auf ihre Sonntagabendtees konnte ich gramlos verzichten. Mit der Konſiſtorialrätin war ein Fall wie dieſer überhaupt nicht zu verhandeln; dazu bedurfte es des Rates einer allerchriſtlichſten Frau, und mir fiel die Frau meines Freundes und Arztes Profeſſors Heilenburg ein. Ja, die würde gleich wiſſen, wie ich es anzuſtellen hätte, um mir dieſen

ausgesetzten angehenden Mitphilologen zu sichern. Zu ihr war's nicht weit, nur nach der Lützowstraße; ehe mein Junge erwachte, konnte ich hin und zurück sein. Vielleicht gar, daß die Gute — —

An der Korridortür ein wildes Klingeln. Da soll denn doch — mir das Kind am Ende aufzuwecken! Ich sprang auf den Fußspitzen ins Vorzimmer und öffnete: Cäcilie Wirzbinska! — „Geben Sie mir mein Kind wieder, mein Kind! Wo haben Sie es?" Und sie wollte nach einem verzweifelten Blick rundum im Vorzimmer in mein Arbeitszimmer stürzen.

„Wollen Sie auf der Stelle Ihr Geschrei lassen, Sie nichtsnutzige —"

„Mein Kind, meinen Männe will ich wiederhaben! Ach, Sie haben ihn doch noch, gnädigster, gnädigster Herr Professor?" Und richtig, da lag sie wieder an der Erde und packte meine Hände mit ihren eiskalten, zitternden Fingern.

„Wenn Sie still sind, sollen Sie ihn haben, da drinnen schläft er."

„Gelobt sei der liebe Heiland!" Und sie zitterte noch heftiger, aber vor Freude, und das Weinen wurde stiller.

„Ja, jetzt schwatzen Sie vom lieben Heiland, und vor einer halben Stunde sind Sie von Ihrem Kinde weggelaufen. Es hätte sich ja totschreien können, Sie — Sie — schlechte Person, Sie!"

„Ja, das habe ich mir auch gesagt, wie ich da unten entlang lief, am Kanal, und darum bin ich wieder hier, gnädiger Herr. — Ach ja, ach ja, ich weiß schon; aber wohin sollt' ich mit ihm in der Kälte, nicht einen Pfennig

in der Tasche, und in meiner Schlafstelle wollen sie mich auch nicht mehr, ich habe schon seit acht Tagen kein Schlafgeld bezahlt. Das letzte Geld war von meinem Verlobungsring, den habe ich versetzt, und davon habe ich meinem Manne alle Tage einen Liter bester Milch und für mich ein paar Schrippen von gestern gekauft. So, nun wissen Sie es, Herr Professor, warum ich ihn hier gelassen habe. Ach, es war zu kalt unten, — ich meine für das Kind."

Sie weinte, wie ich nie zuvor einen Menschen habe weinen hören und nie wieder einen hören möchte, und dabei bezwang sie sich noch, um nicht gar zu laut zu weinen.

„Ach, nun darf ich ihn wohl wieder an mich nehmen, guter, hochgeehrter Herr Professor? Ja?" Und sie sprang dem Arbeitszimmer zu.

„Erst hören Sie auf zu weinen," dabei packte ich sie am Arm. „Sie wollen den Manne wohl aufwecken!" Sie lächelte schon ein bißchen unter Tränen. „Von hier aus können Sie ihn sich ansehen; da, sehen Sie, wie er schläft? Und satt ist er auch, beruhigen Sie sich nur."

Sie weinte noch so eben weg, aber die Gewässer verliefen sich schon, und aus ihren großen Rehaugen leuchtete es wie milder Sonnenschein. Und nun geschah das Seltsamste in dieser ganzen Geschichte: sie hatte noch dieselbe kleine polnische Nase, dieselben Pockennarben wie vorhin, ihre Schultern waren nicht grader und ihre Magerkeit nicht geringer geworden, und trotz alledem war nichts mehr von ihrer früheren lächerlichen Häßlichkeit zu entdecken. Ich sah nur eine arme Mutter, die bereit schien, sich die Adern öffnen zu lassen für ihr Kind, durch das

sie ins Elend hinausgetrieben worden. Wenn ich jetzt nicht mannhafte Worte gefunden, ich glaube, ich hätte mich vor der Person unheilbar blamiert und hätte mit ihr um die Wette geweint. Statt dessen schnauzte ich sie an: „Der Männe bleibt hier, bei mir, verstehen Sie, Cäcilie Wirzbinska, für lange, für recht lange, und Sie können nun auch gleich hier bleiben! — Wollen Sie mal das verdammte Herumrutschen auf der Erde sein lassen! — Also Sie bleiben hier und führen die Wirtschaft, selbstverständlich nicht ohne Lohn. — Sie sind wohl nicht gescheit, wie werde ich Sie ohne Lohn behalten? Und jetzt gehen Sie in die Küche und schauen zu, ob Sie für sich etwas zu essen finden, und wenn nicht, dann holen Sie etwas, hier sind fünf Mark. Und wenn Sie die alte Heulerei nicht lassen, oder mir gar den reizenden Bengel aus dem Schlaf heulen, so schick' ich Sie weiß Gott auf die Polizei! So!"

Und als sie mir nun nach dieser gewiß strengen Ansprache weinend die Hände küßte und zu schluchzen versuchte: „Ach, lieber, guter Herr Professor, ich will jeden Morgen und Abend für Sie beten, und mein Männe auch, und — ach —" da sah die Person ordentlich schön aus, — nicht hübsch, Gott bewahre, sondern schön. Ich denke, es waren ihre Augen.

Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

DEC 16 1932